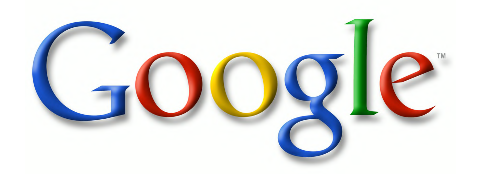
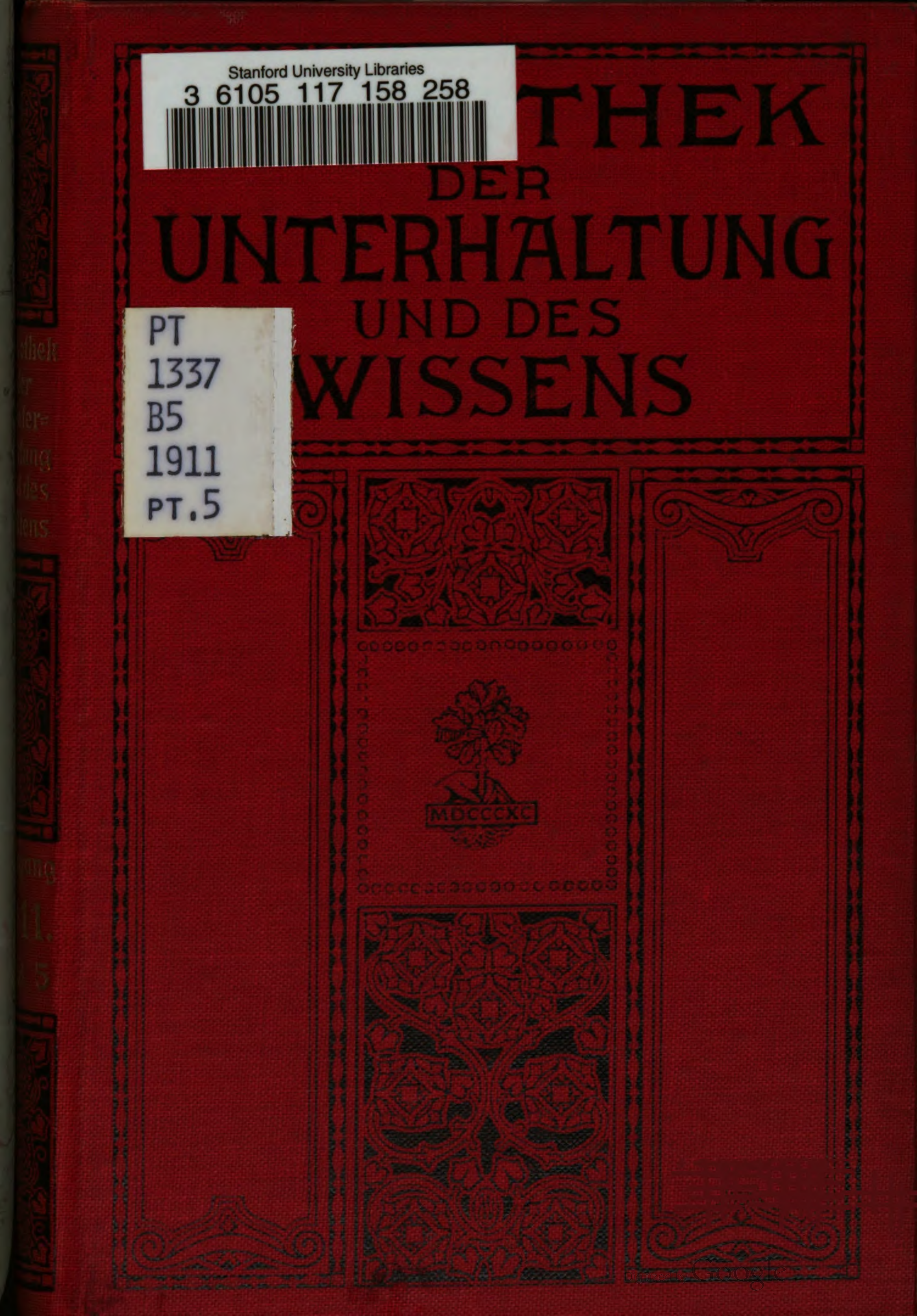




Stanford University Libraries
3 6105 117 158 258
THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
PT
1337
B5
1911
PT.5
MDCCCXC

Bücher-Sammlung

von



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





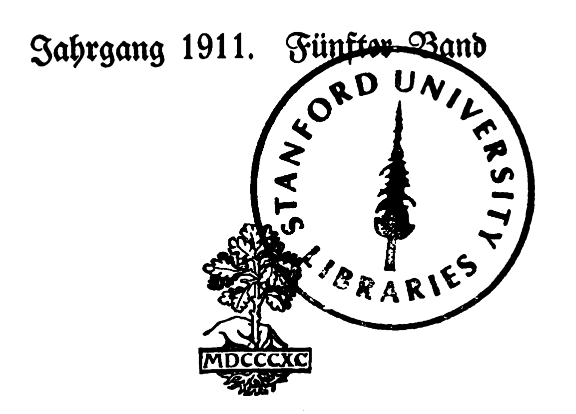
Zu der Erzählung „Draxlhofers kritischer Tag" von Karl Bienenstein. (S. 95)
Originalzeichnung von R. Mahn.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Fünfter Band

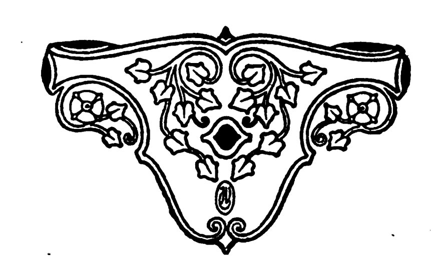


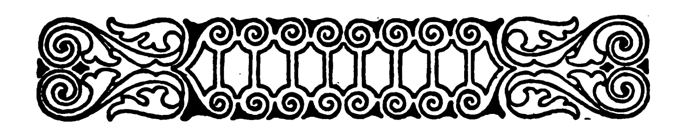
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.





Der Geschworene.

Roman von Otto Hoecker.

▽ ▽

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ben Slotery hatte dem dramatisch belebten Verhör mit fieberhafter Spannung gelauscht; wiederholt hatte er eingreifen wollen, war aber immer wieder von dem Verteidiger auf seinem Platze zurückgehalten worden. Nun aber sprang er mit solchem Ungestüm auf, daß hinter ihm sein Stuhl umfiel, und obwohl der Richter die Silbergabel niedersausen ließ und ihm Schweigen gebot, schrie er doch mit starker Stimme: „Nein, ich will es nicht leiden, daß die Zeugin meineidig gemacht wird! Was der Mann dort sagt, ist Lug und Trug! Miß Fresham hat die Wahrheit gesagt! Sie ließ mich stehen. Ich sah ihr eine Weile nach, dann hörte ich hinter mir Schritte, die kamen vom Seitenpfade her, und gleichzeitig sah ich auf der obersten Terrasse im Mondschein eine Gestalt auftauchen, die langsam nach dem Strande zu geschritten kam. Mag sein, daß dies Chadwick war, aber da ich nicht gesehen werden wollte, so sprang ich ins Gebüsch und eilte quer durch dieses nach dem Parktor."

„Wenn der Angeklagte im Zeugenstuhle Platz nehmen will, kann er derartige Angaben machen, sonst nicht," entschied der Richter, nachdem es ihm

endlich gelungen war, wieder einigermaßen Ruhe im Saale herzustellen. Zugleich wies er die Gerichtsstenographen an, die Äußerungen Bens im Protokoll zu streichen.

Ben wollte sich trotzdem nicht beruhigen lassen, und nur mit Mühe gelang es schließlich seinem Verteidiger.

Der öffentliche Ankläger war inzwischen hinter den Stuhl des Richters getreten und hatte sich mit diesem flüsternd besprochen. Der Butler stand zur Seite gekehrt, in finsteres Nachsinnen verloren; manchmal zuckte es wie fahles Wetterleuchten über sein blasses Gesicht. Dann schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein, er atmete tief auf und hob mit trotzig entschlossener Miene den Kopf.

„Ich habe eine Erklärung abzugeben,“ wendete er sich an den Richter.

Als dessen Handbewegung ihn an den Distriktsanwalt, als die richtige Instanz, verweisen wollte, schüttelte er unwillig den Kopf. „Nein, was ich auszusagen habe, geht das Gericht selbst an,“ bemerkte er mit einem rachsüchtigen Blicke auf Nellie.

„Nun, was soll's?“ fragte der öffentliche Ankläger.

Der Butler holte zuerst tief Atem. „Wenn man den Spieß umkehren will und mich der Lüge zu zeihen wagt,“ begann er, „so will ich auch nichts verschweigen.“

„Das Beste, was Sie tun können. Aber nun kommen Sie endlich zur Sache! Um was handelt es sich?“

Wieder schien die schmächtige Gestalt des Butlers zu wachsen. „Ich konnte in der Nacht keinen Schlaf finden, meine Erlebnisse im Park hatten mich zu sehr aufgeregt, und ich stellte mich darum an das Fenster meiner im Dachstock gelegenen Kammer, von der aus ich die rechte Terrasse, die den seitlichen und rückwärtigen Teil des Herrenhauses umschließt, über-

schauen konnte. Da sah ich, wie durch die Nacht, die inzwischen viel von ihrer Helligkeit verloren hatte —"

„Regnete es nicht?" unterbrach ihn der Distriktsanwalt fragend.

„Nur ganz wenig, stellenweise kam auch der Mond wieder zum Vorschein, aber im allgemeinen herrschte ein unsicheres Dämmerlicht, eben hell genug, um äußere Umrisse unterscheiden zu können. Well, plötzlich also sah ich durch die Nacht langsam zwei Gestalten herankommen, die einen schweren Gegenstand zu schleppen schienen."

Unter den atemlos lauschenden Zuhörern befand sich keiner, der nicht die Tragweite dieser Enthüllung instinktiv begriffen hätte.

„Was für einen Gegenstand trugen die von Ihnen beobachteten beiden Personen?" erkundigte sich der selbst nicht wenig betroffene Ankläger.

„Das vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben, denn es war viel zu dunkel, um irgend etwas genau erkennen zu lassen; immerhin hatte ich die Empfindung, als handle es sich um einen menschlichen Körper. Aber ich lachte mich selbst aus, weil mir's viel zu unglaubhaft vorkam, obendrein wo ich in den beiden Personen Mister Connelly und seine Tochter zu erkennen glaubte."

„Sie kommen da plötzlich mit Aussagen von der allergrößten Wichtigkeit zum Vorschein. Warum schwiegen Sie so lange darüber?" fragte der Staatsanwalt, der unausgesetzt den Blick auf den Zeugen gerichtet hielt, als wollte er in dessen Seele lesen.

„Warum ich so lange geschwiegen habe?" fragte Jack mit einem Achselzucken zurück, das ordentlich Mitleid mit der geistigen Beschränktheit des Beamten ausdrückte. „Ist das etwa meine Schuld? Habe ich mich Ihnen nicht als Zeuge angeboten? Aber ich wurde

mit dem Bemerken abgespeist, daß die Distriktsanwaltschaft keine Vermittlungsstelle für weggejagte Erpresser sei, die ihre Privatrache an der früheren Herrschaft kühlen wollten. Ja, in den Zeitungen wurde ich sogar in öffentlichen Erklärungen mit Gefängnis bedroht, falls ich den Schnabel nicht hielte."

Der öffentliche Ankläger biß sich auf die Lippen. „Hätten Sie nur eine Andeutung gemacht, was Sie eigentlich beobachtet haben wollen, so —"

„Haha, ich habe mich schön gehütet!" unterbrach ihn Jack mit kurzem Auflachen. „Dann würde es wahrscheinlich nie und nimmer zu einer öffentlichen Gerichtsverhandlung gekommen sein. Man weiß ja längst, daß es zweierlei Recht gibt! — Ja, ja," kreischte er mit einem herausfordernden Blick auf den vor Empörung erbleichenden Distriktsanwalt. „Glauben Sie etwa, Sie haben allein das Recht, mir Grobheiten zu sagen? Das pfeifen sich längst die Spatzen von den Dächern zu, daß es nie zu Gerichtsverhandlungen kommt, sobald reiche Leute im Spiel sind!"

„Schweigen Sie, Zeuge!" gebot der Richter streng.

Doch das brachte den Butler noch mehr auf. „Euer Ehren, ich berufe mich auf Ihre Unparteilichkeit! Man hat meine Wahrheitsliebe in Frage zu ziehen gewagt, obwohl ich unter Eid aussage. Man hat mich gefragt, warum ich so lange geschwiegen hätte, und da will ich vor aller Öffentlichkeit die richtige Antwort erteilen. Einmal schwieg ich, weil ich's nicht über das Herz brachte, eine junge Dame zu verdächtigen, hauptsächlich aber behielt ich mein Geheimnis für mich, weil ich es gewissen reichen Leuten, die mich unverantwortlich schlecht behandelt haben, unmöglich machen wollte, ihr Verschulden zu vertuschen. Und das ist jetzt unmöglich, wo das ganze Land meine Worte

hört, nicht aber bloß ein gefälliger Distriktsanwalt, der mich des Meineids zu verdächtigen wagt, weil ich den Mut zur Wahrheit besitze. Freilich, ich mußte bis heute annehmen, daß es sich um Miß Connelly und deren Vater handelte. Hätte ich wissen können, daß in jener Nacht wahrscheinlich das Fräulein hier mit ihrem Exbräutigam die Leiche ins Herrenhaus getragen hat, so würde ich nicht lange geschwiegen haben, denn für undankbare Menschen habe ich nie viel übrig gehabt."

Auch Ramsay hatte den Aussagen des Butlers, der ursprünglich sein wichtigster Entlastungszeuge hatte werden sollen, mit wachsendem Befremden gelauscht. Nun meinte er wegwerfend: „Das Auftreten des Zeugen ist so würdelos und die von ihm beliebten Verdächtigungen so abscheulich, daß ich der anderen Seite" — hier verneigte er sich gegen den öffentlichen Ankläger — „das Kompliment machen muß, mir in praktischer Menschenkenntnis bedeutend über zu sein. Im übrigen beschränke ich mich auf die Feststellung, daß sich der Zeuge über die angeblich von ihm gemachten Beobachtungen auch mir gegenüber gründlich ausgeschwiegen hat, obgleich ich wiederholt mit ihm verhandelte und er ausdrücklich erklärte, mir alles, was er wüßte, mitgeteilt zu haben."

„Deswegen ist doch jedes Wort wahr!" beteuerte der Butler. „Mir schien die ganze Geschichte selbst so unglaublich, daß ich nie davon gesprochen hätte, wenn das Verhalten der Zeugin" — hier wippte er mit der Schulter in der Richtung nach dem Zeugenstuhl — „mich nicht dazu gezwungen hätte."

„Genug — kommen wir zur Sache!" nahm der Staatsanwalt wieder das Wort. „Sie wollen also zwei Personen, die eine schwere Last zu schleppen schienen, gesehen haben?"

„Ich will das nicht nur gesehen haben, sondern sah es wirklich!“ gab der Butler gereizt zurück.

„Auch recht. Es kam Ihnen so vor, als trügen diese beiden Personen einen Leichnam?“

„Das sagte ich nicht. Ich konnte mir nur keinen Vers darauf machen, was es eigentlich sein konnte, aber späterhin, als ich erst wußte, was sich in jener Nacht zugetragen hatte, wurde mir immer klarer, daß es wirklich eine Leiche gewesen sein muß.“

„Die beiden Personen, die die schwere Last schleppten, konnten Sie nicht erkennen?“

„Mir kam's so vor, als wären es Mister Connelly und seine Tochter gewesen, wenigstens konnte ich deutlich erkennen, daß das Frauenzimmer einen roten Automantel trug.“

„Woher kamen die beiden Personen mit ihrer Last?“

„Jedenfalls vom Strande herauf, denn ich sah sie plötzlich aus der Nacht auftauchen und sich dem Herrenhause nähern.“

„Was taten Sie darauf?“

„Nichts. Ich legte mich schleunigst zu Bett und hütete mich wohl, auch nur das geringste Geräusch zu machen. Wer sein halbes Leben in den vornehmsten Herrschaftshäusern zugebracht hat, weiß aus Erfahrung, daß unbefugte Neugierde schlimmer als Gift wirkt. Unsereiner muß immer diskret sein und beide Augen zudrücken können.“

„In der Person des Doktors Pettit können Sie sich nicht getäuscht haben? Er war es wirklich, den Sie, etwa zehn Minuten später als Chadwick und hinter diesem her, den Terrassenweg herunterschreiten sahen?“

„Doktor Pettit war es, das steht fest,“ erklärte der Butler. „Aber es könnte doch sein, daß ich mich einer

begreiflichen Sinnestäuschung hingab, als ich bei dem gleich nachher beginnenden Wortwechsel seine Stimme zu hören glaubte. Vielleicht war es doch der Angeklagte.“ Er schaute mit gerunzelter Stirn auf Ben Slotery, der inzwischen von seinem Gebaren nicht die geringste Notiz nahm. „Doch nein,“ erklärte er im nächsten Augenblick, „ich habe mich nicht getäuscht, denn ich hörte deutlich, wie beide Herren sich beim Namen nannten — bald Pettit, bald Chadwick. Also war es doch Doktor Pettit.“

„Was Sie da sagen, klingt außerordentlich unwahrscheinlich,“ versetzte der öffentliche Ankläger. „Miß Fresham müßte doch unbedingt Doktor Pettit von ihrem Standorte aus gesehen haben, wenn er wirklich hinter Chadwick her dem Strande zu geschritten wäre.“

„Sie hat ihn entschieden auch gesehen, wenn auch nicht von der Steingrotte aus, denn dort stand ich und nicht sie,“ beharrte der Butler. „Sie will's nur nicht wahrhaben, und ich kann mir jetzt auch recht gut denken, warum nicht.“

Nellie streckte wieder die Hände aus. „Jedes Wort aus dem Munde dieses Mannes ist eine Lüge!“ versicherte sie.

Doch der Distriktsanwalt winkte ihr fast barsch Schweigen zu, er war lange nicht mehr so rücksichtsvoll wie noch kurz zuvor. „Wie wollen Sie den Widerspruch in Ihren eigenen Aussagen erklären?“ wendete er sich an den Butler.

„Ich wüßte nicht, daß ich mir irgendwie widersprochen hätte. Da ich Wort für Wort die lautere Wahrheit gesagt habe, so ist dies auch ganz unmöglich.“

„Lassen Sie mich ausreden, ich spreche von einem Widerspruche zwischen Ihren Worten und den tat-

sächlichen Vorgängen, wie sie sich nach Ihrer Schilderung zugetragen haben müssen."

Der Butler antwortete nichts, er schaute nur mit gespannter Erwartung den Fragenden an.

„Wenn Sie Miß Fresham geraume Zeit später, als die beiden Männer miteinander stritten, dabei beobachtet haben wollen, wie sie vom Schauplatze dieses Wortwechsels nach dem Herrenhause zurückkehrte, dann muß es Ihnen doch einleuchten, daß sich die junge Lady während des Streithandels ganz in der Nähe aufgehalten haben und von den Streitenden bemerkt worden sein muß?"

„Nein, bemerkt zu haben braucht sie niemand, denn sie kann ja im Aussichtstempel gesessen haben. Das vermute ich natürlich nur, Tatsache ist jedenfalls, daß sie später sehr eilig vom Strande her den Terrassenweg heraufgelaufen kam."

Der Distriktsanwalt schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Nun," fuhr Jack fort, „es ist ja nicht meines Amtes, darüber zu sprechen, aber mir kommt es so vor, als hätte Doktor Pettit das Fräulein da, getäuscht durch den roten Automantel, gleichfalls für seine Braut gehalten und darum Streit mit Chadwick begonnen. Ich will niemand verdächtigen, aber ich habe Miß Fresham wiederholt spät abends noch draußen im Park beobachtet, und zufällig hörte ich auch, während ich das letzte Mal bei der Abendtafel aufwartete, wie des Fräuleins Mutter mit Chadwick, der neben ihr saß, wegen einer Heirat verhandelte. Da denke ich mir nun, sie hat Chadwick vielleicht ein Stelldichein unten beim Aussichtstempel gegeben; das ist durch die Dazwischenkunft von Doktor Pettit unterbrochen worden, sie hat sich in den Aussichtstempel geflüchtet, und wie dann der Doktor seinen Irrtum erkannt und den Rückzug

angetreten gehabt hat, da hat sie selbst Streit mit Chadwick begonnen. So ähnlich muß es wohl zugegangen sein, denn ich hörte Stimmen, und es klang wie Vorwürfe und Drohungen. Was es dann abgesetzt hat, das weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, daß ich später einen Mann und eine Frau dabei beobachtete, wie sie einen schweren Gegenstand, der wie ein menschlicher Körper ausschaute, ins Herrenhaus schleppten, und daß die Frau einen roten Automantel mit hochgezogener Kapuze angehabt hat."

Nellie hatte wiederholt protestieren wollen, war aber immer wieder von dem Staatsanwalt zur Ruhe verwiesen worden. Nun wendete sich dieser an den Vorsitzenden. „Euer Ehren belieben zu erwägen, daß die von dem Zeugen vorgebrachten Angaben so schwerwiegende sind, daß sie unter allen Umständen genau nachgeprüft werden müssen, dies um so mehr, als ihm vorläufig kein Widerspruch in seinen Aussagen nachzuweisen ist. Durch diese wird dagegen auf die Unfähigkeit des Angeklagten, sein Alibi während der kritischen Nacht, sowie seine weitere Behauptung zu erhärten, wonach er mit dem letzten Zuge nach New York zurückgefahren sein will, ein eigentümliches Streiflicht geworfen. Aus diesen Gründen halte ich es für angebracht, Doktor Pettit eine schleunige Zeugenvorladung für morgen früh zustellen zu lassen, die Verhandlung bis morgen zu vertagen und Jack Doyle bis dahin dem Zeugengewahrsam zu überweisen."

„Ich protestiere!" schrie der Butler, der wieder ganz grünlich im Gesicht geworden war und dessen Blicke nun unverhüllte Wutblitze schleuderten. „Mit welchem Rechte darf man mich zu verhaften wagen, ich bin ein unbescholtener —"

Der Richter gebot ihm Schweigen. „Die Ge-

schworenen sind zumindest ebenso unbescholten wie Sie, Zeuge," eröffnete er scharf, „dennoch mußte ich sie aus schuldiger Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl während der ganzen Verhandlungsdauer einschließen lassen. Sie selbst haben zu behaupten gewagt, daß es zu den Gepflogenheiten unserer reichsten Mitbürger gehöre, das Recht durch die Bestechung feiler Gerichtsbeamten und Zeugen zu beugen. Um Sie vor solchen Versuchungen zu bewahren, verhänge ich die Zeugenhaft über Sie, vorläufig bis zum Wiederbeginn der Sitzung."

Jack mußte wohl oder übel einsehen, daß er gegen die Verfügung des Richters nichts ausrichten konnte. „Gut denn," meinte er darum, nichtsdestoweniger aber wütende Blicke in den Zuhörerraum werfend, wo sein grimmiger Gesichtsausdruck sowie die ironisch gefärbte Begründung seiner Entscheidung durch den Richter wiederum gelinde Heiterkeit entfesselt hatten, „wenn man aber mich einsperrt, was wird denn dann aus der Lady dort?"

Herausfordernd wies er auf die totenbleich im Zeugenstuhl sitzende Nellie, die ihn mit Blicken voll sprühender Verachtung maß.

Der Richter schlug seine Gabel nieder. „Ich erwarte Anträge von beiden Seiten."

Der Staatsanwalt stand wie in einem innerlichen Kampfe begriffen. Immer wieder suchte sein Blick die schlanke Mädchengestalt, und Nellie, die wohl ahnen mochte, daß sein ernster Gedankengang sich mit ihr und ihrem Geschick beschäftigte, schaute plötzlich unsicher darein; flehentlich blickte sie den Staatsanwalt an.

Dieser war zu einem Entschluß gekommen. Er nahm wieder den Revolver zur Hand, der inzwischen

unbeachtet auf dem Tische vor ihm gelegen hatte, verbarg ihn aber derart in seinem Handteller, daß niemand sehen konnte, was er darin hielt. Dann trat er dicht an den Zeugenstuhl heran und hielt der darin Sitzenden plötzlich die Waffe vor. „Zeugin, ich frage Sie bei Ihrem Eide, ob Sie diese Waffe kennen?“

In die atemlose Stille, die plötzlich wieder über der Versammlung lagerte, drang ein halberstickter Aufschrei Ben Sloterys, der jäh von seinem Sitze hochgeschnellt war, kaum daß er wahrgenommen, was der Ankläger der immer noch Heißgeliebten vor die Augen hielt. Er machte eine Bewegung, als wollte er sich zwischen den Staatsanwalt und die im Zeugenstuhle Sitzende stürzen, wurde aber von den beiden hinter ihm sitzenden Polizisten, die ihn unausgesetzt in den Augen behielten, bei den Armen gepackt und gewaltsam zurückgehalten.

„Bist du toll?“ raunte ihm Ramsay zu. „Willst du durchaus alles verderben?“

Doch Ben war keiner vernünftigen Überlegung zugänglich. „Er will ihr eine Falle stellen, sie soll —“

„Unglücklicher,“ raunte Ramsay von neuem und legte ihm gewaltsam die Hand auf die Lippen, „du könntest nicht raffinierter handeln, wenn du sie mit Vorbedacht verderben wolltest! Schweigen sollst du!“

Der ganze Vorgang hatte sich so blitzschnell abgespielt, daß Nellie von ihm kaum etwas hatte wahrnehmen können, zumal die massige Gestalt des unmittelbar vor ihr stehenden Distriktsanwalts ihr jegliche Aussicht benahm. Verwirrt durch den dringlichen Ton des Beamten hatte sie im Augenblick darauf schon die Antwort gegeben, vor der der Angeklagte sie hatte bewahren wollen.

„Gewiß — das ist mein Revolver,“ erklärte sie.

„Sie irrt sich, die Waffe sieht ihrem Revolver nur ähnlich!“ schrie Ben Slotery dazwischen.

Doch Nellie achtete nicht auf seinen Zwischenruf, im Gegenteil, eifriger als vorher sprach sie nun: „Ja, es ist mein Revolver, und ich habe jetzt eine Gelegenheit, die Unschuld des Angeklagten zu erweisen, falls Chadwick sich mit dieser Waffe getötet haben sollte.“

Die plötzlich eintretende Totenstille, sowie die voll atemloser Spannung auf sie gerichteten Blicke aller Anwesenden ließen sie unsicher werden, sie stockte und schwieg dann gänzlich.

Doch der Distriktsanwalt ließ nicht locker. „Weiter, Zeugin,“ drängte er, „antworten Sie mir, wie kam dieser Revolver, den Sie soeben erst als Ihr Eigentum reklamiert haben, der aber dem Angeklagten nachweislich schon seit vielen Jahren gehört, in die erstarrte Totenhand Chadwicks?“

Doch die Zeugin schaute ihn unbefangen an. Sie erkannte offenbar gar nicht den furchtbaren Ernst, der hinter der Frage des Anklägers lauerte. „Ich bekam den Revolver allerdings vor Jahren von Mister Slotery zum Geschenk, und zwar an unserem Verlobungstage.“

„Ein merkwürdiges Verlobungsgeschenk — finden Sie nicht?“

„Durchaus nicht, ich hatte mir eine solche Waffe immer gewünscht. Aber das gehört wohl kaum hierher. Jedenfalls benützte ich den Revolver am Vormittag des letzten Septembers, denn meine Freundin Viola Connelly und ich schossen damit auf eine in der Bai verankert liegende Boje, die uns als Zielscheibe diente.“

„Ist es durchaus notwendig, daß Sie sich darüber so ausführlich verbreiten?“ unterbrach sie der Distriktsanwalt ungeduldig.

„Ja, ich muß wohl davon sprechen, da ich den Revolver bei jener Gelegenheit Chadwick überließ und ihn von ihm nicht wieder zurückerhalten habe."

Ihre Worte riefen Sensation im Saale hervor, der öffentliche Ankläger starrte sie ungläubig an.

„Sie wollen also diese Waffe hier Chadwick leihweise überlassen haben, Zeugin? Ich warne Sie, Sie stehen unter Eid, versuchen Sie deshalb etwa nicht, zugunsten des Angeklagten eine Aussage zu machen, die nicht streng dem wirklichen Sachverhalt entspricht."

Nellie maß ihn mit gekränktem Blicke. „Kein Gentleman hat jemals meine Wahrheitsliebe zu bezweifeln gewagt!" erklärte sie.

„Das zu tun, fällt mir nicht ein, aber Sie werden begreifen, daß das Borgen einer Schußwaffe von einer Lady nicht gerade unter die alltäglichsten Vorkommnisse gerechnet werden kann."

„Chadwick borgte sich die Waffe auch nicht eigentlich, er gesellte sich uns nur bei, als wir beim Schießen waren. Er war gerade erst in Freehurst eingetroffen, und wir waren sehr überrascht, als er plötzlich unten am Strande auftauchte, denn wir glaubten ihn in Europa, und selbst Viola hatte von seiner Heimkunft keine Ahnung gehabt."

„Chadwick leistete Ihnen dann Gesellschaft?"

„Nicht lange, denn Viola schien seine Gegenwart peinlich zu empfinden. Sie entschuldigte sich bald und gab mir einen Wink, mich ihr anzuschließen. Chadwick, der gerade auf die Boje zielte, fragte mich, ob er noch einige Schüsse aus der Waffe abgeben dürfe. Ich hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden und überließ ihm die Waffe."

„Wollen Sie behaupten, daß Chadwick Ihnen den Revolver nicht wieder zurückgegeben hat?"

„Gewiß, so verhält es sich. Gleich nach Mittag machten wir einen Bootausflug, von dem wir erst kurz vor dem Abendessen zurückkehrten, nämlich Mama, Doktor Pettit und ich; Viola war zu Hause geblieben, und ebenso Mister Connelly, der mit Chadwick geschäftlich zu verhandeln hatte, wie er sagte."

„Aber Sie trafen Chadwick doch bei der Abendtafel. Gab er Ihnen da die Waffe nicht zurück?"

Die Zeugin schüttelte den Kopf. „Nein, ich dachte gar nicht an den Revolver, und so mag es Chadwick vielleicht auch ergangen sein — oder aber er hatte seine Gründe, die Waffe vorläufig zu behalten — eines oder das andere."

„Wahrscheinlich das andere," bemerkte der Distriktsanwalt mit eigentümlich verschlossener Miene.

Voll gespannter Aufmerksamkeit hatte der junge Verteidiger den Antworten der Zeugin gelauscht. Nun erhob er sich. „Ich beantrage Vorladung der genannten Miß Connelly als Zeugin," bemerkte er. „Schon jetzt möchte ich Euer Ehren zu erwägen geben, ob sich nicht eine Zurückweisung der Anklage ohne Zuziehung der Geschworenen rechtfertigen dürfte, vorausgesetzt natürlich, daß die Angaben der Zeugin, wie dies wohl nicht anders zu erwarten steht, morgen von Miß Connelly bestätigt werden. Hat Chadwick sich den Revolver der Zeugin geliehen, so —"

„So steht noch lange nicht fest, ob er ihr im Laufe des Tages die Waffe nicht wieder zurückgegeben hat," schaltete der Distriktsanwalt ein.

„Nein, das hat er nicht getan!" rief Nellie in erregtem Tone dazwischen. „Wie oft soll ich noch wiederholen, daß ich ihn an jenem Tage erst bei der Abendtafel wiedersah und später in der Nacht noch einmal im Park. Beidemal aber habe ich nicht mit ihm gesprochen."

„Das werden wir weiter zu untersuchen haben," sagte der öffentliche Ankläger trocken, „vorläufig aber bleibt die Frage offen, ob Chadwick die Waffe zurückgegeben hat oder nicht."

„Das bestreite ich, denn die Zeugin sagt unter ihrem Eide das Gegenteil aus!" rief Ramsay eifrig.

Wieder zuckte der Staatsanwalt frostig mit den Schultern. „Die Aussagen der Zeugin sind sämtlich unter Eid erfolgt, werden aber jetzt schon zum Teil von einem anderen Zeugen bestritten."

„Über dessen Glaubwürdigkeit haben Sie sich ja selbst schon in geradezu klassischer Weise geäußert," meinte der Verteidiger spöttisch.

„Ich bin jederzeit einer Belehrung zugängig, und ich stehe zu erklären nicht an, daß mich die bestimmten und allem Anschein nach glaubhaften Aussagen des Zeugen Doyle an der Richtigkeit meiner ursprünglichen Beurteilung des Falles haben irre werden lassen," gab der Ankläger zurück.

„Ich möchte die andere Seite um eine unumwundenere Meinungsäußerung ersuchen," versetzte Frank nun scharf. „Wird die Glaubwürdigkeit der Zeugin angezweifelt? Sie ist für den Staat, nicht für die Verteidigung erschienen."

„Das macht in meinen Augen keinen Unterschied, denn unser aller vornehmste Aufgabe bildet es, den wirklichen Sachverhalt zu ergründen und der Jury einen gerechten Wahrspruch zu ermöglichen. Die Aussagen der Zeugin sind aber in vieler Hinsicht von entscheidender Bedeutung, ihr könnte deshalb ohne weiteres volle Glaubwürdigkeit selbst dann nicht beigemessen werden, wenn einigen ihrer Angaben nicht direkt widersprochen würde. Den Fall angenommen, daß Chadwick ihr den Revolver trotz ihrer gegenteiligen

Behauptung zurückgegeben hat, so stellt diese einfache Tatsache den uns beschäftigenden Fall in ganz neuer, eigenartiger Beleuchtung dar.“ Er richtete sich straffer auf, und der strenge Ausdruck seiner Mienen verschärfte sich noch. „Was ich jetzt als Beispiel anführe, soll nur eine Möglichkeit andeuten, keineswegs aber eine Verdächtigung, geschweige eine Anklage,“ setzte er hinzu, sich an die Geschworenen wendend. „Wir haben gehört, was der Zeuge Doyle behauptet hat. Er will einen Mann und eine Frau dabei beobachtet haben, wie sie gemeinschaftlich einen Gegenstand, der wie ein Menschenkörper ausschaute, ins Herrenhaus trugen. Sollte die Zeugin ihren Revolver von Chadwick zurückerhalten haben, so hätte sie zu beweisen, daß die Waffe ohne ihr Zutun in die Hand des Toten gelangen konnte. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Angeklagte uns den Beweis für seine Behauptung, noch in der Nacht nach New York zurückgekehrt zu sein, schuldig geblieben ist. Folglich müssen wir annehmen, daß er sich in Freehurst befunden hat, und die weitere Annahme ergibt sich nahezu von selbst, daß er in jener Nacht mit der Zeugin auch weiterhin in Verbindung gestanden hat.“

„Das sind ebenso unerhörte, wie unerwiesene Behauptungen, gegen deren Zulässigkeit ich protestiere!“ rief der Verteidiger erregt.

Die Gestalt des öffentlichen Anklägers schien noch zu wachsen, in seinem ganzen Mienenausdruck offenbarte sich jetzt jene eherne Unerbittlichkeit, die kein Erbarmen kennt, sondern Recht heischt, mag darüber auch die Welt zugrunde gehen. „Die Verteidigung scheint meine Ausführungen absichtlich mißverstehen zu wollen,“ rief er mit dröhnender Stimme in den Saal. „Ich habe lediglich nur von Möglichkeiten

gesprochen, und die Berechtigung hierzu kann mir kein im Besitze seiner fünf Sinne befindlicher Mensch bei unparteiischer Abwägung der von der Zeugin gemachten Aussagen bestreiten. Ja, ich gehe weiter und behaupte, daß kein Mensch im Saale das Vorhandensein der Möglichkeit zu bezweifeln wagen wird, wonach die beiden vom Butler bei dem Transport ihrer menschenähnlichen Last beobachteten Personen identisch mit dem Angeklagten und — Miß Fresham sein könnten!"

„Ah, das ist schändlich!" schluchzte Nellie, während sie vom Zeugenstuhl aufsprang. „Was habe ich getan, um eine solch schreckliche Behandlung zu verdienen?" Und wie hilfeheischend streckte sie die Arme nach ihren Geschlechtsgenossinnen im Zuhörerraume aus.

Ein unbeschreiblicher Auftritt folgte. Die Zuhörer befanden sich in wildem Aufruhr, selbst die Geschworenen hatten Mühe, ihre Unparteilichkeit zu wahren, umsonst blieb auch die Drohung des unablässig seine Gabel schwingenden Richters, den Saal räumen lassen zu wollen. Dutzende von Personen sprachen gleichzeitig, mit durchdringend gellender Stimme schleuderte der Angeklagte dem öffentlichen Ankläger die schwersten Vorwürfe ins Gesicht, doch dieser stand starr und hoch aufgerichtet, wie ein trotziger Felsen in der ihn umtosenden Brandung; keine Muskel regte sich in seinem Gesicht.

Dann, als es endlich wieder ruhiger geworden war, fuhr er ebenso leidenschaftslos wie zuvor fort: „Die sofort anzustellenden Erhebungen werden darzutun haben, ob die Zeugin nicht in einer neuen Verhandlung an anderer Stelle zu erscheinen haben wird. Jedenfalls beantrage ich die vorläufige Verhängung der Zeugenhaft über sie."

Nellie verfiel in einen Weinkrampf, und einige Frauen kamen aus dem Zuhörerraum zu ihrem Beistande herbeigeeilt. Auch Ben Slotery wollte trostbereit auf sie zu eilen, und es kam zwischen ihm und den ihn zurückhaltenden Wächtern zu einem regelrechten Faustkampfe, der natürlich sehr bald zu seinen Ungunsten entschieden wurde, aber einem Dutzend Photographen willkommene Gelegenheit zu aktuellen Momentaufnahmen bot, die noch am selben Abend in den Zeitungen erschienen.

Unter fortgesetztem Tumult wurde die Sitzung abgebrochen und bis zum nächsten Morgen vertagt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Frau Margot hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Als sie sich schließlich zum Schlafengehen entschlossen gehabt, da hatte sie zuvor alle möglichen Hindernisse an die Korridortür geschleppt und diese damit verbarrikadiert. Dann hatte sie sämtliche Möbelstücke auf die Möglichkeit, etwa in der Wohnung versteckten Einbrechern Unterschlupf zu gewähren, eingehend geprüft, keine Kommodenschublade war unberührt geblieben, ebenso hatte sie jeden Winkel sorglich abgeleuchtet, ja sich sogar platt auf den Boden gelegt, um unters Bett schauen zu können. Aber die in ihrer Seele lebendig gewordene Angst hatte doch nicht von ihr weichen wollen, obwohl sie nicht das geringste zu entdecken vermocht hatte.

Sonst war sie immer friedlich eingeschlafen, und erst des jungen Tages heller Schein hatte sie die Augen wieder öffnen lassen. In dieser Nacht schreckte sie jedes Geräusch aus dem fiebrigen Halbschlummer, in den sie sich endlich hineingeweint hatte. Die ver-

trauten Räume waren ihr fremd geworden, und wenn sie die Augen aufschlug und furchtsam um sich blinzelte, hatte sie die Empfindung, als erblicke sie in der Dunkelheit graue Schemen, die vor ihrem Bett standen und aus hohlen Totenaugen auf sie niederstarrten. Das mochten wohl ihre verkörperten Sorgen sein, suchte sie sich einzureden.

Der grauende Tag brachte ihr keine Erleichterung. Seufzend erhob sie sich, und das erste, was sie tat, war wieder, daß sie sich herzhaft auszuweinen begann. Ihr Mann fehlte ihr an allen Ecken und Enden. Sonst hatte er immer das Frühstück zubereitet und ihr ans Bett gebracht. Heute war es in der Wohnung empfindlich kalt, und der Kanarienvogel hockte wie ein Federbällchen mit struppigem Gefieder im Käfig. Richtig, sie hatte die Dampfheizung nicht aufgedreht. Auch das besorgte sonst immer Harry, sie selbst hatte es noch nicht ein einziges Mal zu tun brauchen, und nun stand sie eine Weile unschlüssig vor dem Apparat und betrachtete das Öffnungsventil mit unverhülltem Mißtrauen, weil sie nicht wußte, ob sie es nach links oder nach rechts drehen sollte. Außerdem wurde sie auch die unbestimmte Angst nicht los, daß sich irgend etwas Schreckliches, eine Explosion oder dergleichen, ereignen mochte, wenn sie das kleine Rad nach der falschen Seite herumdrehte, und sie wußte nicht einmal, wie zuzufassen. Endlich wickelte sie die Hand vorsorglich in ein Handtuch und versuchte mit abgewendetem Gesicht und geschlossenen Augen an dem Rad zu drehen. Richtig, es gab nach, zugleich aber begann es in den Röhren auch schon zu klappern und zu schlagen, ein an sich ja ganz natürlicher Vorgang, der immer dann eintritt, wenn der Dampf plötzlich mit vollem Drucke in kalte Heizröhren eindringt. Da aber Margot dies nicht wußte,

so stieß sie einen lauten Schreckensschrei aus, flüchtete sich schleunigst nach der Küche und riegelte sich ein, worauf sie mit bang klopfendem Herzen eine lange Weile bewegungslos stand und auf das schreckliche Gelärm im Wohnzimmer lauschte, bis dieses allgemach abebbte, um endlich ganz aufzuhören, als die Heizröhren heiß geworden waren.

Sie versuchte nun, sich Frühstück zuzubereiten, aber sie wurde nicht damit fertig, denn die Augen standen ihr immer voll Tränen, und sie sah nur wie durch einen Schleier. Außerdem hätte sie ja doch keinen Bissen über die Lippen bringen können, da ihr Mann nicht dabei war. Wie sie auf die Dauer einen solchen Zustand aushalten sollte, das begriff sie einfach nicht, es war ihr jetzt schon zumute, als hätte sie Harry vor vielen tausend Jahren zum letzten Male gesehen, und in ihr regte sich die unbestimmte Befürchtung, als würde sie ihn nie und nimmermehr wiedersehen dürfen.

Natürlich nahm sie Harrys wortknappe Benachrichtigung vom Vorabend immer wieder zur Hand, sie kannte den kurzen Briefinhalt längst auswendig, aber es war ihr doch wie süßer Himmelstrost, wenn sie seine ungelenken Krackelbuchstaben betrachten durfte. Er war kein großer Schreibkünstler, und mit der Orthographie stand er sogar auf etwas gespanntem Fuße. Da bat er sie sogar, ihm einige „Wohlsocken" zu schicken. Nun mußte sie beinahe lächeln, aber sie wurde gleich wieder ernst, schalt sich eine herzlose Kreatur und küßte das Wort so lange, bis man den Schnitzer überhaupt nicht mehr entdecken konnte.

Gottlob, Wollsocken waren genug in der Schublade, und er sollte den ganzen Vorrat bekommen. Auch seine Stärkewäsche und natürlich auch warme Unterkleider. Einen Teil davon hatte sie freilich der Wäscherei

anvertraut, und da diese nur gegen bar zur Ablieferung brachte, so hätten sich die fehlenden Stärkehemden, Kragen und Manschetten gerade so gut im Monde befinden können. Aber wie Margot zuversichtlich hoffte, würde der von ihr jetzt sorglich zusammengepackte Wäschevorrat ausreichen. Ihr Mann war schon als Junggeselle immer peinlich darauf bedacht gewesen, mit seiner äußeren Erscheinung Ehre einzulegen, und hatte sich im Laufe der Zeit ein kleines Wäschemagazin zugelegt.

Sie sputete sich mit dem Einpacken, der Gedanke war ihr gekommen, daß sie Harry vielleicht sehen und sprechen könnte, wenn sie sich möglichst frühzeitig nach dem Hotel Martinez begab und dort vor dem Portal Aufstellung nahm.

Gesagt, getan. Es war noch nicht einmal recht hell geworden, als die junge Frau das Haus verließ und sich mit zwei Handkoffern abschleppte, deren Gewicht sie häufig zum Stehenbleiben zwang. Zum Glück war es nicht weit bis zur Tiefbahnstation, und ebenso war dann der Weg bis zum Hotel nur ganz kurz.

In der Hotelhalle traf Margot eine ganze Anzahl aufgeregt verhandelnder Frauen an. Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um sie erraten zu lassen, daß es sich um Schicksalsgenossinnen handelte, die gleich ihr gekommen waren, um ihren Männern Wäsche und Kleidung zu bringen, das bezeugten schon die mannigfachen Koffer und Reisesäcke, die neben dem Pult des Empfangsclerks aufgestapelt standen und auf die nun auch die von Margot geschleppte Doppellast gebaut wurde.

Die Mehrzahl der Frauen benahm sich ziemlich lärmend, und sie übten an der richterlichen Bestimmung, die ihnen die Gatten vielleicht auf Wochen hinaus

entzog, durchaus keine schmeichelhafte Kritik. Samt und sonders erklärten sie, nicht wanken oder weichen zu wollen, bis sie ihre Gatten wenigstens zu sehen und zu sprechen bekommen hätten. Der Hotelclerk war ein höflicher Mann, er nötigte die entrüsteten Frauen in den an die Halle stoßenden Damenparlor und versuchte sein Bestes, um Öl auf die erregten Wogen zu gießen, was ihm mit einiger Schwierigkeit auch endlich gelang. Aber er war auch ein strategisch veranlagter Mann, der nicht verfehlte, den Scheriff von der halb und halb erwarteten weiblichen Invasion in Kenntnis zu setzen, sobald dies unbemerkt geschehen konnte.

Margot hatte sich an der hitzig geführten Debatte nicht beteiligt. Sie war Fremden gegenüber von zurückhaltender Schüchternheit und schloß sich überhaupt nur schwer an, daher kam es auch, daß sie im großen New York, obwohl dort geboren, so gut wie keine Bekannte besaß. Auch jetzt machte sie keinerlei Versuch, mit ihren Schicksalsgenossinnen ins Gespräch zu kommen, sondern sie setzte sich in der Halle in einen der bei den großen, bis zum Marmorboden reichenden Spiegelfensterscheiben aufgestellten Lehnstühle und sah starr auf die Straße hinaus, wo sich in bunter Fülle die Alltagsszenen abspielten, wie sie das Frühleben der Weltstadt mit sich bringt.

Natürlich hatte der Scheriff als langjähriger Praktiker nicht gesäumt, sobald die Anwesenheit der Frauen seiner Schützlinge ihm gemeldet worden war, seine Gegenmaßregeln zu treffen. Während die erregten Frauen im Damenzimmer die Straßenfenster belagert hielten und ein nicht minder scharfes Augenmerk auf die Vorgänge in der Halle richteten, waren die drei Fuhrwerke, die die Geschworenen und deren Wächter

nach dem Kriminalgericht zurückbringen sollten, nach der stillen Nebenstraße, nach der die Hotelrückfront ging, beordert worden, wo sie vor einem selten benützten Ausgang unbemerkt Aufstellung nahmen.

Eine Stunde etwa mochte Margot mit pochendem Herzen gewartet haben, als sie plötzlich wie elektrisiert aus ihrem trüben Sinnen hochfuhr. Sie hatte, ohne sonderlich darauf zu achten, einen kremserartigen Wagen um die Hotelecke biegen und in schlankem Trabe den Broadway hinunterfahren sehen, ein zweiter ähnlicher Wagen war gleich darauf in der nämlichen Richtung gefolgt, und ein drittes Gefährt machte nun den Beschluß. In diesem, unmittelbar bei der rückwärtigen, niedrigen Wagentür, die den ganzen Oberteil des Gefährts offen ließ, saß ihr Gatte.

„Harry! Harry!“ rief die kleine Frau und schnellte aus dem Schaukelstuhl auf. Sie achtete nicht auf das durch ihr Gebaren bei den zahlreichen Gästen in der Halle hervorgerufene Aufsehen und noch weniger auf die befremdeten Blicke, die ihr unter gleichzeitigem mißbilligenden Kopfschütteln nachfolgten, als sie nun dem Straßenausgang zustürzte.

„Harry! Harry!“ rief sie wieder mit gellender Stimme.

Sie wurde es nicht gewahr, wie die im Damenzimmer vereinigten Kolleginnen, die inzwischen gemerkt hatten, daß man sie gefoppt hatte, ihren Aufschrei als eine Art Kampfesruf auffaßten und unter entrüsteten Ausrufen ihr auf die Straße nachgestürzt kamen.

Harry hatte richtig ihren Ruf gehört und beugte sich nun weit aus dem Wagen, und wie er sie erspähte, umspielte ein glückliches Lächeln sein ihr so bleich und abgehärmt vorkommendes Gesicht. Er hob grüßend die Hand und winkte ihr zärtlich zu.

„Harry — ist das nicht schrecklich?“ rief sie weiter, indem sie sich, sehr zum Erstaunen der zahlreichen Passanten, in Dauerlauf versetzte und auf dem Fahrdamm hinter dem Kremser her stürmte. „Harry, Liebling, ich hab' kein Auge zumachen können — bist du auch wohl und — und —“

Doch ehe sie nur, was sie dachte, in Worte fassen konnte, war der Wagen mitsamt ihrem darin sitzenden Manne hinter anderen Gefährten verschwunden, die den Straßendamm in seiner ganzen Breite erfüllten. Margot selbst wäre es schlecht ergangen, wenn sie nicht ein hünenhafter Polizist noch gerade rechtzeitig vor einem roten Automobil, das in der Sekunde darauf fauchend an ihr vorüberstrich, zur Seite gerissen hätte.

„Wo haben Sie denn Ihre Augen, Ma'm! So sehen Sie sich doch vor!“ knurrte er unwillig. Aber er schwieg rasch, als er in die tränenerfüllten blauen Kinderaugen der jungen Frau blickte und sehen mußte, wie ihr's um die Lippen zuckte.

„Ach Gott, in dem Wagen ist mein Mann. Sie haben ihn zum Geschworenen gemacht und ihn eingesperrt, und ich hätte doch so gern nur ein einziges Wort von ihm gehört!“

Das kam so hilflos aus ihrem Munde, daß der Polizist ihr freundlich zunickte, sie sachte beim Arm nahm und nach dem Bürgersteig führte, wo sie in Sicherheit war. „Well, Ma'm,“ meinte er gutmütig, „so was läßt sich immer noch eher ertragen, als wenn Ihr Mann wirklich eingesperrt wäre und vielleicht auf Jahre hinaus nicht wiederkäme.“

Doch er unterbrach sich verlegen, als er die ungeheure Entrüstung, die plötzlich in ihren eben noch so hilflos erscheinenden Mienen zum Durchbruch gelangte, gewahren mußte. „Was glauben Sie denn eigentlich?“

sagte sie eisig. „Mein Mann ist der feinste Gentleman von ganz New York! Mein Mann kann gar nie in so — in so was kommen, weil er das gar nicht fertig bringt! Mein Mann ist — ach was, Sie begreifen's ja doch nicht, was mein Mann für 'n Mann ist!"

Sprach's und wendete dem Riesen mit souveräner Geringschätzung den Rücken.

Ihr Zorn war längst verflogen, als sie die Tiefbahnstation erreicht hatte, aber wie sie nun in einem der überfüllten Wagen saß und rings um sich die gleichgültige Menge erblickte, da tastete mit erkältender Hand Frau Sorge ihr ängstlich pochendes Herz wieder an. Warum fuhr sie eigentlich heim? Hatte sie überhaupt noch ein Zuhause? Ein förmliches Grauen erfüllte sie bei dem Gedanken, in die verödeten Räume zurückzukehren und die mehr als demütigenden Auftritte vom Vortage aufs neue durchleben zu müssen. Gestern hatte sie doch noch immer Hoffnung gehabt, aber das war heute gründlich vorüber, ja, wenn die Gläubiger sie Lügen straften, konnte sie nichts darauf erwidern, und kein Harry war da, der sie hätte schützen oder in dessen Arme sie hätte flüchten können.

Aber heimfahren mußte sie, wohin sollte sie anders gehen? Und sie mußte auch einen Ort haben, um sich darin ungestört ausweinen zu können, sollte ihr all der Jammer nicht noch das Herz abdrücken. Das war das allerschrecklichste, wie sie heute ihren Harry hatte sehen müssen — so nahe und doch so unerreichbar fern. Die kleine Frau hatte plötzlich einen Haß auf alle staatlichen Einrichtungen, der sich in ihrer Seele bis zu anarchistischen Anwandlungen steigerte. Zum Glück aber wußte sie gar nicht einmal, was das eigentlich war.

Dann, als sie die Hochbahnstation verlassen hatte und auf ihr Haus zu steuerte, fiel es ihr schwer aufs

Herz, daß sie nun an den verschiedenen Geschäften vorüberzugehen hatte, wo sie mit kleineren oder größeren Beträgen im Rückstande war. Der Fleischer ließ sich noch am ehesten vermeiden, sein Laden war sehr tief, und er stand in der Regel ganz hinten beim Hackklotz und schnitt Fleisch aus. Dann kam die Office von Mister Phelps. Richtig, da stand der unangenehme Mensch wieder vor der Tür im Sonnenschein! Ein abscheuliches Laster war doch solche Neugierde, dachte Margot mit sittlicher Entrüstung, während sie hurtig den Straßendamm kreuzte und dabei möglichst hinter einem langsam fahrenden Milchwagen Deckung zu finden suchte.

Doch wie sie die entgegengesetzte Straßenecke erreichte, da wollte ihr Herzschlag schier aussetzen, denn vor seinem Eckladen machte sich der brave Bode am Gemüse- und Fruchtstand zu schaffen. Krampfhaft bog Margot den Kopf zur Seite und stellte sich an, als ob sie mit regem Interesse dem Kutscher eines zweirädrigen Müllkarrens zuschaute, der von Tür zu Tür zog, die davor bereitgestellten Eimer mit Haushaltsabfall leerte und eben das davorgespannte störrige Maultier vergeblich anzutreiben suchte.

Da hörte sie auch schon eine nur zu wohlbekannte Baßstimme: „Hallo, Mistreß Prendergast, das trifft sich aber einmal gut —“

Margot starrte mit Todesverachtung weiter auf den Straßendamm, während sie noch eiliger voranzuschreiten suchte. Wenn Bode nicht nochmals rief, dann konnte sie sich späterhin damit ausreden, ihn nicht gehört zu haben. Aber er rief wieder. O diese gräßliche Baßstimme, wie sie ihr auf die Nerven schlug!

Nun konnte sie nicht mehr anders, sondern mußte stehen bleiben und sich umschauen. Richtig, da winkte

der Grocer mit verdächtigem Eifer. „Hallo, Mistreß Prendergast, bitte, kommen Sie doch mal her, wenn Sie einen Augenblick Zeit haben!“

Zeit hatte Margot entschieden, aber durchaus nicht das andere, was der Mann jetzt sofort von ihr fordern würde. Sie biß gewaltsam die Zähne aufeinander, um nicht laut hinauszuweinen, so schrecklich erschien ihr die bevorstehende Demütigung.

„Mister Bode,“ begann sie, nachdem sie einigemal geschluckt und zum Sprechen angesetzt hatte.

„Ja, ich weiß schon, Ma'm, Sie kommen wegen der fünfzehn Dollar? Kommen Sie nur mit hinter ins Kontor, das wollen wir bald in Ordnung gebracht haben.“

Sein gutes, ehrliches Gesicht strahlte dabei solch unverhülltes Wohlwollen aus, daß der jungen Frau die Enttäuschung, die sie ihm nun wohl oder übel bereiten mußte, in nachtschwarzer Beleuchtung und sie sich selbst wie eine raffinierte Missetäterin vorkam.

Im Laden befand sich niemand, nur ganz hinten im Kontor saß Frau Bode in ihrer ganzen kolossalen Weiblichkeit und strickte an einem ihren üppigen Formen angepaßten wollenen Strumpfe. Sie nickte der wohlbekannten Kundin freundlich zu.

Doch Margot sah es nicht, rings um ihre tränenden Augen hatte sich wiederum eine undurchdringliche Nebelwand gebildet. Sie kämpfte tapfer noch einmal das Verlangen, sich so recht von Herzen auszuweinen, nieder. Dann wendete sie sich an den ihr vorausgeschrittenen und sich jetzt wieder nach ihr umdrehenden Bode, und ohne ihm Zeit zum Sprechen zu lassen, stieß sie in kaum vernehmbarem, häufig durch Aufschluchzen unterbrochenem Tone hervor: „Ich kann Ihnen nichts bringen, Mister Bode. Ich werde Sie niemals bezahlen können! Es war unrecht von mir, daß

ich überhaupt etwas bei Ihnen borgte. Leute, die nicht zahlen können, sollen auch nichts auf Borg nehmen. Bitte, entschuldigen Sie nur, aber — aber ich konnte nicht im voraus wissen, daß ich Sie nicht würde bezahlen können. Aber jetzt weiß ich es, denn mein Mann kann kein Geld verdienen, und der Himmel allein weiß, ob er überhaupt noch einmal dazu kommt — und jetzt können wir keinen Menschen bezahlen und — und" — hier wollte ihr die Stimme schier brechen — „und man wird uns — nun Betrüger schelten — und wir haben doch keinen Menschen um was bringen wollen — ich hätte eigentlich nichts ausborgen sollen, aber mein Mann ist ein Gentleman und — es tut mir ja so schrecklich leid und —"

Da war es mit ihrer Fassung vollständig aus. All das bittere Weh, das sich in ihrem Herzen aufgespeichert, drängte zum Ausbruch, und es blieb umsonst, daß sie all ihren Stolz zu Hilfe rief, das Gefühl ihrer trostlosen Verlassenheit und Hilflosigkeit überwog in ihrer Seele.

Die dicke Frau hatte sich schwerfällig von ihrem Stuhle erhoben und kam auf die Weinende zu. „Aber liebes Kind!" rief sie voll mütterlicher Herzlichkeit in einem Englisch, das noch holperiger war als das des würdigen Mister Bode, der dem elementaren Gefühlsausbruch der kleinen Frau mit völliger Verständnislosigkeit gegenüberstand. „Hast du's ihr denn nicht gesagt?" fragte ihn seine Frau vorwurfsvoll.

„Aber ich kam doch gar nicht dazu, Mutting! Eben wollte ich ja, aber —"

„Ach, ihr Männer seid und bleibt Hanstapse!" zankte sie. — „Aber so weinen Sie doch nicht, Kindchen," wendete sie sich dann tröstend an die fassungslos Schluchzende, schloß sie in die Arme und pätschelte ihr die Wangen. „Mein Mann wollte ja gar kein Geld von

Ihnen, wir wissen's ja, daß Sie jetzt nicht zahlen können, und wir warten gern — gewiß, Herzchen, daran soll's nicht fehlen und an Ware auch nicht — alles, was Sie wollen, Kindchen — und nun tun Sie mir den einzigen Gefallen und weinen Sie nicht mehr!"

Margot wußte nicht, wie ihr geschah, sie begriff gar nicht recht, was die gute dicke Frau Bode zu ihr sagte, aber schon deren herzlicher Ton tat ihr in ihrer Verlassenheit unendlich wohl, sie hatte den Eindruck, daß hier jemand war, der ihr Verständnis entgegenbrachte, Anteil an ihrem harten Geschick nahm, und das bereitete ihr süßen Trost.

„Gewiß, Ma'm," hörte sie dann, wie aus weiter Ferne, den guten Mecklenburger auf sich einsprechen, „wir haben's ja in der Zeitung gelesen, daß Ihr Mann Geschworener hat werden müssen. Und nun haben sie die Jurors eingesperrt, und da kann er natürlich nichts verdienen. Aber Respekt vor Ihrem Mann, Ma'm, auf den können Sie stolz sein. Es hätte ihn nur ein Wor gekostet, und sie hätten ihn entschuldigen müssen. Aber er hat sich nicht meineidig gemacht." Vä erlich pätschelte er dabei der immer noch Weinenden, die am mächtigen Busen der gleichfalls mit feuchten Augen dastehenden Frau Bode fast verschwand, auf die Schulter. „Hat mir sehr von Ihrem Mann gefallen, daß er offen erklärt hat, wie schrecklich es ihm wäre, wenn er dableiben müßte, daß er aber trotzdem nicht geflunkert hat. Wissen Sie, Ma'm, Ihr Mann verdiente, ein Deutscher zu sein. Bei uns daheim, da dient jeder gesunde Kerl seinem Kaiser, und das sind traurige Kerle, die sich davor drücken. Ich hab' meine drei Jahre auch abgeklopft — und wenn ich hier auch eine zweite Heimat gefunden habe, aber wenn mein Kaiser ruft — ich bin nämlich noch Landwehr ersten

Aufgebots, Ma'm —, dann soll mich kein Deubel davon abhalten, 'rüberzumachen und mitzuhelfen, den Rothosen das Fell zu vergerben, genau so wie mein seliger Vater Anno siebzig. Na, sehen Sie, Ma'm, nun lachen Sie schon wieder — gelt?" unterbrach er sich freudestrahlend, als Margot wirklich ihre Tränen zu trocknen begann. „Nur Mut, unser alter Herrgott lebt noch. Ihr Mann ist 'n tüchtiger Kerl, der wird die Scharte schon wieder auswetzen und — und schließlich ist Martin Bode auch noch da — was Sie wollen, Ma'm, können Sie kriegen. Nur fest bestellt! Heute erst haben wir 'ne frische Sendung Büchsenbohnen gekriegt, und meine Mecklenburger Spickgans — na, ich sage Ihnen, die hat sich gewaschen!"

Von der Freundlichkeit des Ehepaars war Margot noch immer so benommen, daß sie beiden nur wortlos die Hand drücken konnte. Dann mußte sie wieder weinen.

„Nicht traurig sein, Herzchen," beschwichtigte Frau Bode und streichelte ihr wieder die Wangen, „ich habe Sie so liebgewonnen, weil Sie immer so glücklich dreinschauen, und mit Ihrem Mann machen Sie so 'n schönes Paar!"

„Ach ja," sagte Margot verklärt, „mein Harry ist wirklich ein schöner Mann, und dabei so treu und gut und — und so ehrlich, so rechtschaffen und —" Da weinte sie auch schon wieder. „Ja, Sie meinen es gut mit mir, ich danke Ihnen auch aus ganzem Herzensgrunde, aber ich darf nichts annehmen, denn — Sie wissen ja gar nicht, wie schlecht es um uns steht. Gerade als Harry dreihundert Dollar ins Haus schaffen konnte, mußte das Unglück kommen! Und nun können wir nicht bezahlen, Sie nicht, Mister Bode, und die Miete nicht — — und die Möbel nicht — nichts, gar nichts —

und die Leute werden sagen, wir hätten sie betrogen!“

Das Ehepaar schaute sich bedeutungsvoll an, dann nickte Frau Bode sehr energisch, worauf ihr Mann an den offenen Geldschrank ging und sich dort zu schaffen machte.

Wie er dann mit einer Zehndollarnote zurückkehrte und sie Margot in die Hand drückte, schaute sie bald ihn, bald die Banknote verständnislos an.

„Das schreiben wir mit auf die Rechnung, Ma'm,“ meinte er. „Sie müssen doch Geld in der Hand haben.“

„Aber du lieber Himmel, Sie — Sie kennen mich ja gar nicht,“ stammelte die plötzlich wie blutübergossen Dastehende.

„Papperlapapp!“ beschwichtigte Bode, und sein ehrliches Gesicht strahlte förmlich, „ein wenig Menschenkenntnis hat unsereiner schon, Ma'm, und daß Sie ehrlich sind, das steht in Ihrem lieben Gesichtchen so deutlich geschrieben, daß man sich auf unseres Herrgotts Handschrift schlecht verstehen müßte, könnte man's nicht lesen. Und Ihr lieber Mann? Allerhand Hochachtung!“

„Aber — aber ich weiß ja gar nicht, ob ich's überhaupt zurückzahlen kann!“

„Da machen Sie sich keine Sorgen drum,“ lachte Bode und rieb sich vergnügt die schwieligen Hände. Er zwinkerte seiner Frau zu. „Was, Alte, wir haben früher auch manchmal Geld nehmen müssen, ohne zu wissen, ob wir's wieder heimzahlen konnten!“

„Ach, du lieber Gott,“ sagte seine rundliche Lebensgefährtin und zog die kleine Frau in ihrer mütterlichen Weise wieder an sich. „Das können Sie ruhig annehmen, Kindchen,“ versicherte sie, „und wenn Sie's nicht zurückzahlen können, deswegen ist es doch von Herzen gern

gegeben, dann ist's halt Gottesgeld — und wir sind unserem Herrgott so vielen Dank schuldig, Kind, er hat uns treu geführt — durch viele Sorgen, manchmal durch ein Tränental, wo man gedacht hat, man könnte nimmermehr wieder herauskommen — und plötzlich war doch der liebe Sonnenschein wieder da. Und so geht's Ihnen auch, Frauchen, genau so. Nur dem lieben Gott vertraut — und wenn man so 'nen lieben Mann hat wie Sie, dann kann's ja gar nicht fehlen."

Bode hatte schon vor einer Weile das Kontor verlassen, die beiden Frauen glaubten ihn vorn im Laden beschäftigt. Nun aber kam er schmunzelnd wieder.

„Die Sache mit der Miete ist erledigt," wendete er sich augenzwinkernd an die ihn staunend anschauende junge Frau. „Ich habe mal mit Mister Phelps deutsch gesprochen. Er wartet ruhig noch einen Monat, und bis dahin wird Ihr Mann längst Geld ins Haus geschafft haben."

„Aber ich begreife nicht — Sie sind so lieb, so gut zu mir," hauchte Margot, die immer noch das Gefühl nicht los wurde, als ob sie das alles nur träumte, „ich kann das ja gar nicht annehmen — ich bin Ihnen doch fremd —"

„Nicht fremd, Kindchen, durchaus nicht," sagte die dicke Frau leise. „Ja, als ich Sie das erste Mal zu Gesicht bekam, Kind, da ging mir's geradezu wie ein Riß durch die Seele, weil Sie nämlich meiner toten Erna so ähnlich sehen. Genau so müßte sie heute sein, sie hatte dieselben blauen Augen und das lockige blonde Haar, und ihr Stimmchen klang auch so süß" — ihre Stimme wurde plötzlich unsicher, sie fuhr sich mit der Schürze über die Augen — „ja, Kindchen, meine Erna wäre heute gerade so alt wie Sie und — sie ging noch nicht einmal in die Schule, als sie starb. Aber sie

hat viel mit sich ins Grab genommen, gar viel. Gott hat uns andere liebe Kinder gegeben, und er gab uns auch sonst viel Glück, aber vergessen kann man doch nicht — und was man an seinem Kinde liebgehabt hat, das kann nicht in der Erde vergehen. Und sehen Sie, als ich Sie da sah, da war mir's, als ob die Seele meiner Erna nun in Ihnen wohnte — und ich habe mich lange einmal danach gesehnt, mit Ihnen zu sprechen und Ihnen was zuliebe tun zu dürfen. Und wenn Sie Rat brauchen oder wollen ein Stündlein nicht allein sein, dann kommen Sie nur zu mir, liebes Kind."

Sie wischte sich hurtig über die Augen und eilte in den Laden, denn draußen waren inzwischen einige Kunden erschienen, die bedient werden mußten.

Bode gab der kleinen Frau das Geleit bis zur Ladentür. Draußen blieb er noch einen Augenblick stehen, packte von den zur Schau gestellten leckeren Weintrauben und Nüssen eine mächtige Tüte voll und drängte sie ihr mit sanftem Zwange auf. „Das wird nicht aufgeschrieben, Ma'm," versicherte er treuherzig, und dann zwinkerte er wieder verschmitzt. „Nichts für ungut, Ma'm," wisperte er, „aber es ist nun einmal so der Brauch, wir Geschäftsleute werden von den Abzahlungsfritzen immer nach dem Charakter der Leute gefragt, die ihnen was schuldig sind. Na ja, ich meine wegen der Möbel, da brauchen Sie keine Angst zu haben, der Kassierer erkundigte sich erst gestern wieder."

„Wie schrecklich!" stammelte Margot, der die dunkle Schamröte in die Wangen stieg.

„Na, das lassen Sie sich nicht kümmern, so sind die Leute nun einmal. Aber machen Sie sich nichts daraus. Sie sind ja noch über die Hälfte schuldig. Das ist gut

für Sie, denn da droht der Möbelmann wohl, aber er hütet sich, seine Sachen zurückzuholen, solange er nur irgend Aussicht hat, dafür bezahlt zu bekommen. Sein Schaden wäre zu groß, denn was sind alte Möbel in New York wert? Nun also, wenn er da frech wird, so sagen Sie einfach, er solle nur seine alten Möbel mitnehmen. Gar nicht erst die Tür aufgemacht, sondern es ihm durchs Schlüsselloch zugerufen. Das genügt — hähähä! Also den Kopf hoch, Ma'm, und ich verlass' mich drauf, daß Sie mir Ihre Kundschaft erhalten. Frage morgen früh mal an, ob Sie was brauchen."

Wie betäubt schritt Margot auf dem Bürgersteige weiter. In ihrer Seele ertönten Freudenhymnen. Ach, es gab doch noch gute Menschen, die nicht achtlos an ihres Nächsten Not vorübergehen! Ihr war es auf einmal wieder so hoffnungsfreudig ums Herz, als müßte schließlich alles wieder gut werden. Wirklich glücklich konnte sie sich freilich noch nicht fühlen, dafür fehlte ihr viel zu viel, vor allen Dingen ihr Harry, aber sie empfand doch wenigstens die wohlige Empfindung eines Galgenkandidaten, dessen Hinrichtung im letzten Augenblick auf unbestimmte Zeit verschoben worden ist.

Als sie freilich wieder oben in ihrer kleinen Wohnung angelangt war, da schlug ihr die darin herrschende tiefe Stille und Einsamkeit wieder auf die Nerven. Immer noch wollte es ihr nicht ins Köpfchen, daß Harry nicht vor seiner Staffelei stehen und es ihr möglich sein sollte, mit ihm zu plaudern, seine liebe Stimme zu hören. Selbst der Tabakgeruch fehlte ihr, so oft sie in seiner Gegenwart auch über das abscheuliche Rauchlaster der Männer gezankt hatte.

Es war doch herzig gewesen, wenn er die kurze

Pfeife in Brand gesetzt, sie flott im Mundwinkel zurechtgerückt und dann zu zeichnen begonnen hatte. Da hatte sie ihm stundenlang zuschauen und sein Profil betrachten können, besonders die eine Locke, die ihm immer in die Stirn zu fallen pflegte, wenn er einen Schritt von der Staffelei zurücktrat, um die Fortschritte seiner Arbeit besser auf sich einwirken lassen zu können, hätte sie immer wieder küssen mögen, und oft genug hatte sie's auch schon getan. Und dann überhaupt die wonnige Behaglichkeit, die ihr Beieinandersein umwob, dieses wunschlose Glücklichsein, das etwas unirdisch Beseligendes an sich hatte.

Sie sah sich mit trüben Augen in den so vertrauten und sie doch so anfremdenden Räumen um, als könnte sie es gar nicht begreifen, daß so viel Glück und Seligkeit darin gewohnt haben konnten. —

Die nächsten beiden Tage verliefen ohne weitere Störung. Nur daß Margot zuweilen den Briefträger anklingeln zu hören glaubte, worauf sie jeweils todesmutig die fünf Treppen hinuntereilte, um sie immer wieder mit enttäuschtem Herzen hinaufsteigen zu müssen, denn ihre rege Phantasie spielte ihr Koboldstreiche, und kein Brief kam unten in die „Letterbox" hineingeflattert.

Sehr zu Margots Erleichterung blieb der Kassierer des Möbelgeschäfts aus. Sie dachte immer nur mit sehr gemischten Empfindungen an den ihr zugesagten Besuch. Der Mann hatte etwas so Unangenehmes in seinem Auftreten, er blickte so höhnisch wissend. Nun ja, schließlich konnte Margot ihm nachfühlen, er mochte seine Erfahrungen haben machen müssen.

Alles in allem war Margot viel gefaßter, als sie selbst für möglich gehalten hätte, bis die freundliche Flurnachbarin, die durch die Zeitung ebenfalls von

Harrys Heranziehung zum Geschworenendienst erfahren hatte, ihr das Abendblatt brachte. Wie sie meinte, würde es die junge Frau interessieren, einen ausführlichen Bericht über den Prozeß, in dem der eigene Gatte als Geschworener amtierte, zu lesen, besonders wegen der sensationellen Wendung, die der Fall inzwischen genommen hatte.

Es war schon dunkel, und Margot zündete erst die Lampe an, um sich dann an das Lesen zu machen. Sie war, ebensowenig wie ihr Mann, Zeitungsleserin, ihr literarisches Bedürfnis war gering und wurde durch die in diesem oder jenem billigen Magazin enthaltenen Geschichten vollauf gedeckt. Auch jetzt kostete sie es nahezu Überwindung, um das Blatt nur zur Hand zu nehmen. Aber das wurde anders, als ihr Blick die halbfußhohen, fettgedruckten Überschriftzeilen auf der ersten Seite streifte. Erst glaubte sie an eine Augentäuschung, denn was sie las, war ihres leiblichen Bruders Name. „Doktor Erik Pettit gesucht! Von Zeugen der Täterschaft verdächtigt!“

Margot glaubte zu träumen, und zugleich hatte sie wieder die schreckliche Empfindung, als fiele sie von steiler Höhe rettungslos in einen Abgrund. Um was es sich bei dem Schwurgerichtsfalle überhaupt handelte, darüber hatte sie bisher nicht einmal nachgedacht, geschweige sich erkundigt. Nun freilich las sie den viele Spalten umfassenden Bericht über den zweiten Verhandlungstag mit verdoppeltem Eifer, und je weiter sie kam, desto entgeisterter blickte sie darein und desto ängstlicher wurden wieder ihre Mienen.

Dann saß sie stundenlang mit der Hand an der Stirn und versuchte umsonst nachzudenken. Ihr angebeteter Bruder in derselben Sache als Täter verdächtigt, in der ihr Mann als Geschworener saß — einer

Tat verdächtigt, die sich in jener Unglücksnacht zugetragen hatte, wo Harry bis um die grauende Morgenfrühe nicht wieder heimgekehrt war, und ihr seither ganz anders als sonst vorgekommen war — und Erik war seitdem verschwunden, und in der Zeitung stand, daß er sich wahrscheinlich geflüchtet hätte. Margot las und las — und ihr war nicht anders zumute, als ob über ihr der Himmel zusammengestürzt sei.

Darüber vergingen Stunden. Da klingelte es draußen.

Margot fuhr aus ihrem verzweifelten Hinbrüten auf und starrte entgeistert nach der Wanduhr, deren Zeiger schon stark auf neun Uhr abends wies. Sie blieb sitzen, und ihr Gesichtsausdruck vergletscherte sich förmlich. „Der Möbelkassierer!“ ging es ihr durch den Sinn. „So unverschämt sein kann doch nur ein — ein Möbelkassierer, noch mitten in der Nacht einen heimzusuchen!“

Eben klingelte es wieder, lauter und energischer wie zuvor. „Der unverschämte Mensch!“ stammelte Margot, als sie wieder mit verhaltenem Atem zwei volle Minuten an der Wohnstubentür gelauscht hatte und es nun zum dritten Male klingelte, scharf und gebieterisch. „Ist denn niemand zu Hause?“ fragte draußen eine tiefe männliche Stimme, und nun wurde obendrein gar gegen die Türfüllung gepocht.

„Der Mensch pocht mir noch das ganze Haus zusammen! Aber was tun?“ dachte die Erschrockene und ballte die zierlichen Hände. „Ach, wenn bloß Harry daheim wäre!“

Sie entsann sich, daß sie Sicherheitsriegel und -kette vor die Außentür gelegt hatte. Im Korridor selbst brannte kein Licht, aber durch die geöffnete Wohnstubentür drang Helligkeit genug auf den Gang hinaus,

um sie auf den Zehenspitzen den Weg bis zur Tür, hinter der der Störenfried harrte, finden zu lassen.

Dort angekommen, blieb sie wieder stehen und lauschte. Ganz deutlich konnte sie ungeduldiges Fußscharren hören, dazwischen rasches Atemholen, dann wurde wieder gepocht, und schließlich klingelte die Glocke ein viertes Mal, jetzt aber schier endlos und so schrill, daß man's durch das ganze Haus hören mußte. Das konnte so nicht fortgehen, sagte sich Margot, sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und rief mit zitternder Stimme: „Es ist niemand zu Hause und — und wenn Sie nicht warten können, dann holen Sie sich Ihre Möbel!"

So schnell sie nur konnte, eilte sie durch den Korridor zurück und schlug hinter sich die Wohnstubentür ins Schloß. Doch ehe sie nur wieder zum Lauschen kam, pochte es noch stärker an der Außentür, und die Korridorklingel vollführte einen Höllenlärm.

Nun war Margot dem Weinen nahe. Sie besaß kein rachsüchtiges Gemüt, aber wenn diesem zudringlichen Kassierer soeben etwas Menschliches passiert wäre, oder Harry wäre dazu gekommen und hätte ihn etwas beschleunigt die Treppe hinunterbefördert, dann —

Zornentflammt riß sie die Tür auf und schrie in den Gang hinaus: „Holen Sie doch Ihre alten Möbel!"

Schwupp! fuhr die Tür wieder zu, und im Wohnzimmer stand eine an allen Gliedern zitternde kleine Frau und lauschte mit verzweifeltem Mienenspiel auf den nächsten feindlichen Vorstoß. Richtig, da klingelte es wieder, und der Mensch pochte so ungestüm an die Tür, daß deren Füllung nicht lange mehr Widerstand leisten konnte.

Da riß Margot wieder die Tür auf, und schluchzend

kam es von ihren Lippen: „Sie sollen nicht so pochen! Wir sind ehrliche Leute! Aber wenn Sie nicht warten können, so holen Sie doch Ihre alten Möbel!“

„Aber Margot, so nimm doch nur Vernunft an!“ hörte sie nun die Stimme draußen rufen. „Ich bin's doch — Erik!“

„Alle guten Geister!“ Nun konnte sie erst recht kein Glied rühren, sondern stand und starrte nach der verschlossenen Tür. Nur gewaltsam konnte sie in ihre Glieder wieder Bewegung bringen. Unter lautem Aufschluchzen wankte sie zur Tür und öffnete mit zitternden Händen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Schon am zweiten Tage nach Chadwicks Tod hatte Connelly, früher als sonst, seinen Aufenthalt in Freehurst abgebrochen und war mit seiner Tochter nach der New Yorker Stadtwohnung zurückgekehrt. Es war dies eines jener nach außen hin anspruchslosen Steinhäuser an der 5. Avenue, deren innere Einrichtung Millionen gekostet hatte, die aber fast alle, ungeachtet ihrer dünkelhaft zur Schau getragenen Pracht, ungeachtet der stilvollen, oft aus aller Herren Ländern zusammengetragenen Möbel und Teppiche, Gemälde und Gobelins, von der nur dürftig überfirnißten Geschmacklosigkeit ihrer schnell reichgewordenen Besitzer deutlich Kunde geben und selten frei vom Modergeruch eines Trödelladens sind.

Diese Beobachtung traf übrigens auf das Connellysche Wohnhaus nicht ganz zu, denn es erschien trotz seiner kostbaren Ausstattung immerhin als das wirkliche Heim eines in seinen Mitteln unbeschränkten, kunstsinnigen Mannes, der für intime Wirkungen einen offenen Blick besaß.

Um jegliches Aufsehen zu vermeiden, das durch die Entlobung Violas im Kreise der „oberen Vierhundert“ von New York entstehen würde, hatte der Bankier sofort nach den Ereignissen in Freehurst seine Tochter zu Verwandten nach dem Süden geschickt. Er selbst war in gewohnter Weise seinem Berufe nachgegangen, hatte sich aber streng von allen gesellschaftlichen Veranstaltungen ferngehalten und auch im persönlichen Verkehr sich eines so zurückhaltenden Benehmens befleißigt, daß niemand Fragen indiskreter Art, die mit der Freehurster Parkaffäre im Zusammenhange standen, an ihn zu richten gewagt hatte. Als vollends der Bankier durch seine vielbesprochene Erklärung in der New Yorker Tagespresse die stets geschäftig arbeitenden Lästerzungen zum Verstummen gebracht hatte, war man übereingekommen, die Sache einfach totzuschweigen und ihr zu erlauben, ganz von selbst in Vergessenheit zu geraten.

Das wäre sicherlich auch geschehen, wenn nicht plötzlich alle Welt durch die Sensationsnachricht in Aufruhr versetzt worden wäre, daß die öffentliche Meinung wieder einmal recht behalten habe, Anwalt Chadwick wirklich ermordet, sein Mörder sogar bereits dingfest gemacht worden sei.

Von Stund' an war Connelly selbst der Börse möglichst ferngeblieben und hatte die Erledigung auch der wichtigsten Geschäfte seinem Prokuristen überlassen. Er hatte sich zu einer Art freiwilligen Gefangenen im eigenen Hause gemacht und seinem neuen Kammerdiener strengen Auftrag gegeben, ihm alle zudringlichen Besucher und ganz besonders die Zeitungsberichterstatter vom Leibe zu halten.

Das änderte sich auch nicht, als wenige Tage vor dem Beginn der Schwurgerichtsverhandlung Viola

wieder ins väterliche Haus zurückkehrte. Ein Blick in ihr schmales, abgehärmtes Gesicht kündete zur Genüge, daß sich ihr Herz auch nicht entfernt von dem herben Schicksalsschlage, der alle Freude aus ihrem Leben genommen, wieder erholt hatte. Sie war so still und in sich gekehrt geworden wie ihr Vater. Wenn sie sich sonst bei Tisch gegenübergesessen hatten, dann war sie immer das belebende Element gewesen, und ihre sprudelnde Heiterkeit hatte die ernsten Mienen des Vaters immer wieder zu erhellen gewußt. Heute saßen sie einander in brütendem Stillschweigen gegenüber und sprachen kaum das Notwendigste miteinander. Dabei war jedoch nicht etwa zwischen ihren Herzen etwas Trennendes getreten, sondern sie ertappten sich im Gegenteil oft wechselseitig bei heimlichen Blicken voll innigen Mitleids. Dann reichten sie sich wohl über den Tisch die Hände, aber von ihren Lippen fiel kein Wort.

Ebensowenig sprachen Vater und Tochter über den vor dem Schwurgericht begonnenen Prozeß, der schon vor dem eigentlichen Verhandlungsbeginn die Einwohnerschaft von ganz New York in fieberhafte Spannung versetzt hatte. Je mehr sich die Presse mit dem nächtlichen Vorgang im Freehurster Park zu beschäftigen und der Name des Bankiers in ihren Spalten aufzutreten begann, desto peinlicher wurde das Lautwerden auch nur eines einzigen darauf bezüglichen Wortes im Connellyschen Hause vermieden. Selbst über das in spaltenlangen Berichten von den Zeitungen wiedergegebene Verhör, das der Bankier über sich hatte ergehen lassen müssen, wurde keinerlei Bemerkung laut. Aber Viola hatte den Bericht Wort für Wort gelesen, und die Ringe um ihre Augen wurden noch dunkler, ihr Blick trauriger, und der hoffnungslos ver-

zagte Ausdruck um ihren Mundwinkel trat noch schärfer hervor. —

Es war am Abend des zweiten Verhandlungstages. Bleich und verstimmt war Connelly vom Gericht heimgekehrt und hatte sich in das von traulichem Lampenschein erhellte Wohnzimmer begeben, wo er seine Tochter bei einer Stickerei vorfand. Mit kurzen Worten setzte er sie von dem Gerichtsbeschluß in Kenntnis, wonach sie am nächsten Tage gleichfalls als Zeugin zu erscheinen hatte.

Ohne eine Miene zu verziehen, nahm das junge Mädchen die Nachricht entgegen. „Gewiß, ich kann mich entsinnen, daß Chadwick an jenem Tage sich Nellies Revolver ausbat," meinte sie dann gelassen, „und ich glaube kaum, daß er ihr die Waffe wieder zurückgegeben hat. Ich weiß genau, daß er sie am späten Nachmittag noch in seinem Besitze gehabt hat, denn er war geschmacklos genug, den Revolver an seine Stirn zu setzen und mir zu drohen, daß er sich erschießen würde, falls ich nicht in eine Auflösung meiner Verlobung mit Erik willigen sollte."

Der Bankier war seiner Gewohnheit nach im Zimmer auf und nieder geschritten. Jetzt blieb er vor ihr stehen und schaute sie überrascht an. „Das erste Wort, das ich von dir darüber höre," versetzte er gedämpft. „Damit wäre ja schon so ziemlich nachgewiesen, daß Chadwick sich an jenem Tage wirklich mit Selbstmordabsichten trug."

Doch sie schüttelte den Kopf. „Nein, Papa, das glaube ich nicht." Sie ließ ihre Stickerei sinken und schaute vor sich ins Weite. „Ich habe über die damaligen Vorkommnisse oft und viel nachgedacht, und ich werde die Vermutung nicht los, als ob Chadwick aus einem ganz anderen Grunde, als alle Welt an-

nimmt, ums Leben gekommen sei. Einmal war er nicht der Mann dazu, um Selbstmord zu begehen. Dann vertraute mir Nellies Mutter an jenem Abende an, daß er bei ihr halb und halb um ihrer Tochter Hand angehalten hätte, ohne sie mehr als oberflächlich zu kennen und mit dem Nachhall unserer Aussprache noch in den Ohren."

Connelly schaute seiner Tochter forschend ins Gesicht. „Ich habe seither absichtlich nicht das Gespräch auf die Ereignisse jener Nacht gebracht, Viola," meinte er dann, „aber nun möchte ich dich doch fragen, ob er seinen Antrag dir gegenüber damals erneuert hat."

Sie sah ihm ernst in die Augen, dann nickte sie unmerklich. „Ja, Papa," sagte sie langsam, „das ist eben das mir Unbegreifliche. Er war an jenem Tage so ganz anders wie sonst, alles Ritterliche war aus seinem Wesen geschwunden, und er kam mir wie ein verzweifelter Spieler vor, der alles auf eine letzte Karte gesetzt hat."

„Chadwick war in der Tat bei seinem Tode nicht mehr der reiche Mann, für den wir ihn alle gehalten hatten. Es stellte sich sogar kürzlich heraus, daß er sein Guthaben bei mir um Tausende überzogen hat, sein Nachlaß erwies sich überschuldet. Zum Glück stand er allein auf der Welt."

Viola hatte seinen Worten mit ersichtlicher Spannung gelauscht. „Weißt du, Papa," sagte sie nun, „daß in deinen Mitteilungen für mich der Schlüssel zum Verständnis seines damaligen Auftretens liegt? Ich glaube, daß Chadwick Geld brauchte, er wollte sich darum unter allen Umständen die Hand eines reichen Mädchens sichern, und als er einsehen mußte, daß all sein zudringliches Werben von mir nur als Beleidigung aufgefaßt wurde, näherte er sich Nellie."



„Aber deren Vermögen ist kaum nennenswert,“ warf Connelly ein.

„Das weißt du, als Frau Freshams finanzieller Berater, aber vergiß nicht, daß Nellies Mutter sich ausgezeichnet darauf versteht, in den Augen der großen Welt als mindestens sehr wohlhabend zu erscheinen.“

„Du bist ja eine scharfe Beobachterin,“ erklärte ihr Vater.

„Chadwick muß sich in der Tat in dringlicher Geldnot befunden haben, anders kann ich mir sein Gebaren nicht erklären,“ fuhr Viola nachdenklich fort. „Er wollte sicher gehen, zwei Eisen im Feuer liegen haben. Nur so vermag ich mir seine gleichzeitige Annäherung an Nellie zu erklären, denn seine letzten an mich gerichteten Worte ergingen sich in dunklen Drohungen, er brüstete sich mir gegenüber nämlich mit einem geheimen Einfluß, den er über dich ausübe und der stark genug sei, um mich durch deinen Willen ohne weiteres dazu zu zwingen, ihm mein Jawort zu geben.“

Der Bankier war dunkelrot im Gesicht geworden, seine Stirn hatte sich gerunzelt, und er vermied den fragenden Blick seiner Tochter. „Das ist eine so starke — nun, sagen wir Anmaßung, daß ich sie Chadwick nie und nimmer zugetraut haben würde, hörte ich sie nicht von deinen Lippen bestätigt,“ äußerte er endlich gepreßt. Er war neben sie getreten, hatte den Arm auf die Lehne ihres Sessels gelegt und beugte sich nun leicht zu ihr nieder. — „Ich wollte wohl, wir hätten darüber schon früher gesprochen,“ fuhr er fort. „Chadwick erschien mir in ganz anderer Beleuchtung als früher, ich habe schon während dieser letzten Wochen, seitdem er tot ist, Erfahrungen machen müssen, die mich in Erstaunen setzten. — Doch davon braucht hier nicht weiter die Rede zu sein,“ lenkte er mit kurzer

Handbewegung ab. „Er benahm sich also dir gegenüber anmaßend?“

„Ja, Papa. Wenn ich nicht vom Gegenteil überzeugt gewesen wäre, so hätte ich annehmen müssen, daß er des Guten zuviel getan habe. In seinem Benehmen gegen mich war er alles, nur kein Gentleman. — Doch warum darüber weiter reden — er ist ja tot,“ brach sie mit einem Seufzer ab. „Heute tut's mir leid, daß ich ihn mit schroffen Worten zurückgewiesen habe.“ Sie schwieg einen Augenblick, setzte dann aber unter dem Eindruck eines ihr frisch gekommenen Gedankens hinzu: „Vielleicht habe ich seine damalige widerspruchsvolle Handlungsweise auch falsch beurteilt, und es war weniger Zwang, als der Wunsch, sich mir gegenüber als unwiderstehlichen Herzenseroberer aufzuspielen, der ihn zu seiner Bewerbung um Nellies Hand veranlaßte. Ich habe ihn von jeher für einen Mann gehalten, der von seinem eigenen Wert überaus durchdrungen war, und die Art und Weise, wie ich ihm heimleuchtete, mag ihn in seiner Eitelkeit verletzt haben.“

„Aber das erklärt noch immer nicht die geheimnisvolle Art und Weise, wie er seinen Tod gefunden hat,“ bemerkte Connelly gepreßt. „Mag sein, daß seine Geldnot so dringlicher Natur war, daß das Fehlschlagen seiner zuversichtlichen Erwartungen ihm den Revolver doch in die Hand drückte. Damit läßt sich freilich wieder nicht die halbe Zusage vereinigen, die ihm Nellies Mutter erteilt haben soll — das heißt,“ unterbrach er sich, „dunkel lebt die Erinnerung in mir, als hätte Chadwick an jenem Abend sich bei mir so ganz nebenbei nach der Freshamschen Finanzlage erkundigt. Aber warum wartete er dann nicht das Ergebnis unserer Aussprache am nächsten Morgen ab? Aus allem geht doch hervor, daß er sich davon viel versprochen haben muß.“

„Die Verhandlungen werden darüber wohl noch Aufklärung bringen, Papa,“ meinte Viola mit einem Seufzer und griff wieder zu ihrer Stickerei.

Ihr Vater nahm die Wanderung durchs Zimmer gleichfalls wieder auf. „Wie man sich doch in einem Menschen täuschen kann!“ kam er nach einer Weile auf ein anderes Thema. „Recht sympathisch ist mir ja unser früherer Butler nie gewesen, aber für einen so rachsüchtigen Patron hätte ich ihn doch nie gehalten. Es ist ihm richtig geglückt, Pettit mit in die Sache zu verwickeln.“

Als sie jäh zusammenfuhr und sich entfärbte, blieb er neben ihr stehen und strich ihr sanft über das Haar. „Noch immer nicht verwunden, Kind?“ erkundigte er sich leise.

Sie lächelte traurig. „Wie könnte ich das, Papa. Du weißt selbst am besten, wie Erik und ich miteinander stehen.“ Dann, von plötzlicher Bewegung fortgerissen, faltete sie die Hände über der Brust und rief mit halberstickter Stimme: „Du hättest ihm damals nachgeben sollen, Papa; du hast es sicherlich mit deinen Bemühungen, den traurigen Vorfall zu vertuschen, gut gemeint, aber Erik hatte recht: vergossenes Blut schreit um Sühne und läßt seinen Schrei nicht ersticken.“

Connelly nickte einigemal vor sich hin. „Wer hätte auch denken können, daß es so weit kommen würde! Er ist übrigens gleich dir vorgeladen, aber es wurde bereits angedeutet, daß er sich vermutlich der Justiz entzogen habe.“

„Das tut Erik nicht.“ Sie lächelte ordentlich mitleidig. „Er hat es auch nicht notwendig, denn was dieser Butler über ihn ausgesagt hat — du lieber Himmel, es ist die alte Parabel vom Mops, der den Mond anbellt, nur in neuer Beleuchtung.“

„Gebe der Himmel, Kind, daß du recht behältst,“ äußerte ihr Vater bekümmert. „Jedenfalls wirft sein auffälliges Verschwinden ein schiefes Licht auf ihn.“

Sie lächelte zuversichtlich. „Erik hat sicherlich gewichtige Gründe für sein Fortgehen gehabt, Papa. Wenn man ihn braucht, kommt er sicherlich wieder.“

„Wohl ihm, wenn er sich verantworten kann. Ich muß dir offen gestehen, daß ich seinetwegen Besorgnis hege.“

„Nein, tausendmal nein, Papa! Erik mag gelegentlich einmal heftig aufbrausen, aber er ist keiner Tat fähig, die er nicht vor sich selbst und vor der Welt zu verantworten vermöchte. Ich habe dich nie recht begreifen können, warum du das gehässige Geschwätz jenes Butlers höher einschätztest, als es genommen zu werden verdient. Der Mann will sich einfach rächen und ist gewissenlos in der Wahl seiner Mittel, was ihm schließlich schlecht bekommen dürfte.“

Ihr Vater antwortete nicht. Die Hausglocke war wieder erklungen, man hörte in der Vorhalle die Schritte des sich zur Haustür begebenden Butlers.

„Wahrscheinlich der Gerichtsbote, der deine Vorladung bringt, Viola,“ bemerkte der Bankier, als draußen gedämpfte Stimmen hörbar wurden. „Da wirst du dich schon selbst zu bemühen haben, denn derartige Schriftstücke müssen persönlich zugestellt werden.“

„Nein, das ist kein Fremder, diese Stimme kenne ich — mein Gott, das ist Erik!“

Sie war so schnell aufgesprungen, daß ihr die Stickerei aus dem Schoße zur Erde fiel. Doch sie achtete nicht darauf, ebensowenig hörte sie auf die Worte ihres Vaters, mit denen dieser sie zurückzuhalten suchte.

Wie sie auf den hellerleuchteten Korridor hinaustrat,

sah sie den Butler, der die Tür spaltbreit geöffnet hatte und mit einem Draußenstehenden verhandelte.

Im nächsten Moment schlug eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr. „Ich muß mit Ihrem Herrn unter allen Umständen sprechen, melden Sie nur meinen Namen —“

„George, lassen Sie den Herrn eintreten,“ rief Viola mit zitternder Stimme.

Der Diener war zur Seite getreten und hatte die Tür für den Besucher geöffnet. Nun schloß er sie geräuschlos wieder und entfernte sich in diskreter Eile, während Erik mit halberstickten Jubelruf auf seine frühere Verlobte zu eilte und sehnsüchtig die Arme nach ihr ausbreitete.

Dann aber blieb er plötzlich stehen, schweratmend sich gewaltsam zur Gelassenheit zu zwingen bemüht.

„Welche Überraschung, Viola!“ sagte er. „Ich glaubte dich noch im Süden. Ich bin gekommen, weil ich Rücksprache mit deinem Vater nehmen muß und —“

„Das ist doch kein Grund, um mir nicht die Hand zu geben,“ versuchte sie einen scherzenden Ton anzuschlagen, indem sie ihm die Rechte entgegenstreckte.

Mit teilnahmvollem Blicke schaute sie ihm in das um Jahre gealterte, hagere Gesicht. „Du siehst nicht gut aus, Erik,“ fuhr sie fort. „Du hast gelitten, Erik. Mußte das sein?“

Doch da war es um seine Selbstbeherrschung geschehen. Ein dumpfer Laut kam von seinen Lippen, er schleuderte den Hut zu Boden, breitete die Arme nach ihr aus und zog sie stürmisch an sich. „Ach, Viola — meine Viola!“ stammelte er. „Das war kein Menschenleid mehr, das war Höllenjammer, fern von dir und ohne Hoffnung auf ein Wiederfinden weilen zu müssen! Und das Allerschlimmste war der Selbst-

vorwurf, um eines Wahnes willen dir weh getan, dich gekränkt zu haben! — Kannst du mir vergeben?"

Sie lächelte ihn an, während es doch verräterisch um ihre Lippen zuckte. „Sagte ich dir's nicht, daß meine Seele mit dir ginge? — Nein, Erik, ich bin dir nie böse gewesen, denn ich liebe dich, wie du bist, und — ich danke Gott, daß er dich wieder zu mir geführt hat." Sie löste sich sanft aus seiner Umarmung, ihre Wangen waren plötzlich wieder rot, und ihre Augen leuchteten im früheren Glanze. „Mir war vorhin noch so schrecklich bang — und nun ist mir auf einmal so froh, so leicht," sagte sie und nahm ihn bei der Hand. „Komm mit zum Vater."

Sie wollte ihn nach der Tür ziehen, doch er blieb stehen. „Ich schied im Unfrieden von deinem Vater," sagte er gepreßt. „Es war unrecht von mir, dich im Sturme zu überrumpeln, Viola. Aber als ich dich so unvermutet vor mir sah, da —"

Sie schmiegte sich an ihn. „Da schmolz sogar die stolze Männlichkeit des Herrn Doktors," flüsterte sie mit schalkhaftem Lächeln. „O du — du — als ob du von mir lassen könntest! So weh mir das alles auch getan, so traurig es mich auch gemacht hat, aber es war kein Bangen um unsere Liebe, es war nur Angst um — um —" Sie endigte nicht. „Komm mit zum Vater!" drängte sie nochmals. „Er hat unter der Entfremdung nicht weniger gelitten als du und ich. Wie oft hat er's gesagt, daß er in dir den langvermißten Sohn gefunden habe!"

Einen Moment lehnte sie sich mit halbgeschlossenen Augen an ihn, während ihre zitternde Rechte noch immer seine Hand umspann.

„Wärest du doch damals gleich mit mir zum Vater gegangen! Wenn ihr euch ausgesprochen hättet, wer

weiß, wie viel Schreckliches vermieden worden wäre. Ich wollte, Erik, ich könnte diese letzten Wochen aus meinem Leben streichen."

Die Zimmertür hatte sich geöffnet, und die hohe Gestalt des Bankiers erschien in ihrem Rahmen. Unverhülltes Befremden sprach aus seinen Mienen, als er die beiden Hand in Hand vor sich stehen sah.

Seine Haltung wirkte erkältend, und noch mehr war dies bei seinem Stimmklang der Fall. „Eine unerwartete Überraschung! Was führt Sie zu uns?" fragte er.

Er trat jedoch höflich zur Seite und forderte seinen Besucher mit einer Handbewegung auf, ins Wohnzimmer einzutreten. „Willst du uns nicht lieber allein lassen, Kind?" wendete er sich an Viola.

Doch diese wehrte ab. „Nein, Papa — laß mich nur dabei sein. Ich kann's gar nicht fassen, daß ihr jetzt so kalt und förmlich geworden seid."

„Ist das meine Schuld?" fragte Connelly zurück.

Er gestattete aber ohne weiteres, daß seine Tochter mit eintrat, dann schloß er die Tür und wendete sich in der vorigen förmlichen Haltung an seinen Besucher. „Ich hätte es lieber gesehen, wenn Sie vorläufig nicht nach New York zurückgekehrt wären. Oder wissen Sie etwa schon, daß gegen Sie ein Vorführungsbefehl erlassen worden ist?"

„Ja, ich las die Neuigkeit in den letzten Abendzeitungen," gab Erik gelassen zurück. „Aber ich verstehe den tieferen Sinn Ihrer Bemerkung nicht recht, Mister Connelly. Es ist doch selbstverständlich, daß ich mich in einem Rechtshandel, in dem über Leben oder Sterben eines Mitmenschen entschieden werden soll, meiner Pflicht nicht entziehen werde."

„Wohl Ihnen, wenn Sie das so leichten Herzens wagen können."

Aus Connellys Stimme sprach innerlicher Zweifel. Seine Tochter hängte sich an seinen Arm, und ihr Händedruck schien ihn zu bitten, freundlich und entgegenkommend zu sein.

„Wir wollen unsere alten Meinungsverschiedenheiten begraben sein lassen," begann der mitten im Zimmer stehengebliebene Erik. Dann stockte er plötzlich und sah bittend das junge Mädchen an. „Es wäre vielleicht doch besser, wenn wir allein miteinander sprächen, Mister Connelly."

Doch der Bankier wehrte kurz ab. „Es ist meiner Tochter eigener Wunsch und Wille, unserer Unterredung beizuwohnen, und ich wüßte nicht, was wir für Geheimnisse miteinander zu verhandeln haben könnten, die nicht morgen schon in alle vier Winde verbreitet würden."

„Wie Sie wollen." Auch Eriks Ton klang förmlicher. „Ich kam hierher aus zwei Gründen: um eine bestimmte Frage an Sie zu richten, vor allen Dingen aber, um Ihnen mein Bedauern über den Verdacht auszudrücken, den ich — ich gestehe es offen — gegen Sie im Herzen gehegt habe."

„Da erwarten Sie wohl von mir gerührten Dank, weil es Ihnen nicht länger beliebt, in mir einen Meuchelmörder zu erblicken?"

Die weiche Hand Violas legte sich ihm auf die Lippen. „Papa, warum willst du einen gereizten Ton anschlagen? Sei doch gut zu Erik, er bittet dir ja den häßlichen Verdacht ab."

Doch mit entschiedener Handbewegung schob Connelly das Mädchen zur Seite. „Der Herr Doktor wartet mit seiner Ehrenerklärung vielleicht besser, bis auch

ich ihm eine solche zu erteilen in der Lage bin," bemerkte er frostig. Dann, als sie wieder bittend in ihn dringen wollte, wendete er sich direkt an den jungen Arzt. „Offen und ehrlich," sagte er rauh, „ich kann Ihnen die Hand nicht eher wieder bieten, bis Sie mir, abgesehen von noch einer weiteren Auskunft, wahrheitsgetreu und unumwunden Aufschluß über die Natur der Familiengeheimnisse gegeben haben werden, durch deren Enthüllung Chadwick Sie zu brandmarken drohte."

Erik sah ihn erstaunt an. „Aber Sie wissen doch längst, daß es sich bei diesen sogenannten Geheimnissen nur um einen schnöden Ehrabschneidungsversuch gehandelt hat! Das Angedenken meines toten Vaters steht turmhoch erhaben über allen nachträglichen Verdächtigungen."

Connelly wehrte ungeduldig ab. „Um Ihren Vater handelt es sich hierbei nicht," bemerkte er, und Erik entging die eigentümliche Scheu nicht, mit der er seinem erstaunten Blicke plötzlich auswich. „Hätte Chadwick das Angedenken eines Toten in meiner Achtung herabsetzen wollen, so würde er dadurch vielleicht einen ganz anderen als den von ihm gewünschten Eindruck hervorgerufen haben."

„Ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?"

Der Bankier schüttelte den Kopf, er sprach nicht gleich weiter, sondern schien angestrengt nachzudenken. „Ich wollte nur wissen, ob der Inhalt des Dokuments, das Chadwick zu besitzen vorgab, Ihnen entwürdigend und gefährlich genug erscheinen konnte, um Sie zu einer raschen Tat fortzureißen," schloß er.

„Ich halte es unter meiner Würde, auf eine derartige Verdächtigung zu antworten," gab Erik kurz zurück.

Die Blicke der beiden Männer prallten wieder drohend aufeinander, der Bankier schien im Begriffe, seine Selbstbeherrschung zu verlieren und etwas vielleicht Folgenschweres zu äußern, als Viola wieder bittend und beschwörend zwischen sie trat.

„Ja, ja, schon gut, Kind. Wenn es nicht um deinetwillen wäre, so —“

„Nehmen Sie, bitte, keinerlei Rücksichten auf mich!“ unterbrach ihn Erik aufflammend. „Ich verlange sie nicht und — ich glaube sie Ihnen nicht einmal.“

Wieder schwoll die Zornesader auf der Stirn des Bankiers an, er ballte die Fäuste. „Und wenn ich nun mit einem Beweis aufzuwarten vermöchte so eigenartiger Natur, daß Sie Ihre zuversichtliche Haltung sehr schnell verlieren dürften?“ fragte er grollend.

„Dann fördern Sie diesen Beweis gefälligst zutage,“ erklärte Erik hitzig. „Lassen Sie doch diese abgeschmackte Geheimnistuerei! Sie müssen doch am besten wissen, daß ich das Dokument, auf das Sie anspielen, unter den während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung eingelaufenen Briefschaften vorfand, als ich vor etwa einer Stunde dort geradeswegs vom Cunarddampfer eintraf.“

„Sie waren in Europa?“ fragte der Bankier befremdet.

„Ja, zumeist in Paris. In der dortigen Ausgabe der ‚New York Times‘ las ich auch über die erstaunliche Wendung, die jene unglückliche Affäre inzwischen genommen hat, und da ich selbstverständlich nicht zugeben konnte, daß ein Unschuldiger verurteilt werden sollte, so kam ich mit dem nächsten Schiffe herüber.“

„In der Absicht, vor Gericht Ihre sogenannten Beobachtungen zum besten zu geben?“ fragte der Bankier scharf.

Erik hielt seinen Blick freimütig aus. „Ich muß einräumen,“ meinte er dann, „daß ich gewissen Befürchtungen, über die ich mich jetzt wohl nicht weiter zu verbreiten brauche, auch noch während der Heimfahrt nicht Herr zu werden vermochte, bis mich an der Quarantänestation die erste New Yorker Zeitung, die ich in die Hand bekam, eines Besseren belehrte. Darin las ich den Bericht über das gestern mit Ihnen angestellte Verhör. Nun freilich konnte ich manches in Ihrem Benehmen begreifen, was mir zuerst völlig unverständlich erschienen war. Aber ich hätte wohl gewünscht, daß Sie an jenem Unglückstage mehr Vertrauen zu mir gehabt hätten — das hätte uns allen viel Herzeleid erspart.“

Connelly schritt auf die Tür zum Rauchzimmer zu. „Liebes Kind, ich habe doch mit Doktor Pettit einiges zu besprechen, was keinen Zeugen verträgt.“ Er winkte dem jungen Arzte, ihn in den Nebenraum zu begleiten. Dort drehte er die elektrischen Birnen an und zog die schweren Samtportieren vor der Verbindungstür zusammen. Dann trat er dicht an Erik heran.

„Sie spielen auf meine Schwester an?“ fragte er, und als der Gefragte mit stummem Nicken bejahte, meinte er seufzend: „Ich habe Sie allerdings nie in diese Familientragödie eingeweiht, Sie werden aber meine Zurückhaltung ohne weiteres verständlich finden, wenn ich Ihnen jetzt andeute, daß das Leiden meiner armen Schwester verheerende Fortschritte gemacht und sich, besonders unter dem unheilvollen Einfluß heller Mondscheinnächte, zur Mordmanie entwickelt hat. Keine der Wärterinnen war ihres Lebens sicher, auch Miß Greene nicht, die damals bei der Kranken weilte, aber sie fürchtete sich nicht vor deren Anfällen und besaß Körperkräfte genug, um sich erfolgreich

dagegen zu wehren. Nun begreifen Sie wohl das Entsetzen, das mich an jenem Morgen überkam, als ich Chadwick tot in seinem Zimmer vorfand und mir später von Ihnen auseinandersetzen lassen mußte, warum er die Kugel nicht selbst auf sich abgefeuert haben konnte. Meine Schwester glaubte ich in der Nacht zuvor im Park gesehen zu haben — und trotz der gegenteiligen beschworenen Zeugenaussage dieser Miß Greene bedrücken mich immer noch quälende Zweifel. Jedenfalls werden Sie es mir nachfühlen können, warum ich alles so einrichtete, um das Vorliegen eines Selbstmordes wahrscheinlich zu machen."

„Also darum feuerten Sie die Kugel in das Hirn des toten Chadwick?" fragte Erik rasch.

Der Bankier schaute ihn scharf an. „Diese Frage ist so sonderbar, daß — ich sie beinahe an Sie selbst stellen möchte!"

Einen Augenblick brannten beider Blicke ineinander, dann sprach Erik zuerst: „Ich kam nicht hierher, um alten Hader wieder zu erneuern. Wenn jene Kugel nicht von Ihnen abgefeuert wurde — und ich habe keine Ursache, Ihr Wort zu bemängeln — dann muß der vor den Schranken des Schwurgerichts angeklagt stehende Mann doch schuldig sein, und dann fange ich auch an zu begreifen, warum Miß Fresham die ihr zugeschobene Rolle in jener Nacht wirklich gespielt haben muß. Aber eine Frage. Wie kamen Sie in den Besitz der Dokumente, deren Chadwick sich zu meiner Demütigung Ihnen gegenüber bedienen wollte?"

Connelly schaute ihn verständnislos an.

„Der lebende Chadwick kann Ihnen diese Dokumente nicht gut eingehändigt haben, denn Sie kannten nach Ihren damals mir gegenüber gemachten Äußerungen deren Inhalt ja noch nicht."

„Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?“ sagte Connelly, nur mühsam sich zur Ruhe zwingend. „Behaupten Sie etwa, daß ich mich in den Besitz von Dokumenten, die ich bei dem Toten oder unter dessen Habseligkeiten fand, gebracht haben könnte?“

Erik nahm seine Brieftasche zur Hand und händigte ihm daraus ein längliches Kuvert ein. „Kennen Sie diese Handschrift?“ fragte er kurz.

Unwillkürlich nahm Connelly den Umschlag zur Hand und betrachtete ihn. „Gewiß, das ist einer meiner Umschläge, und Ihre darauf enthaltene Adresse rührt gleichfalls von mir her. Was soll's damit?“

„Bitte, betrachten Sie einmal den Poststempel näher.“

„New York, Union Sq., 12. Oktober,“ entzifferte der Bankier. „Aber was soll das heißen? Das sind knapp drei Wochen her! Ich habe Ihnen doch keinen Brief geschrieben!“

„Das Schreiben kommt nicht von Ihnen?“

„Aber nein — tausendmal nein!“

Connelly trat dicht unter den Kronleuchter, setzte den Zwicker auf und betrachtete die Adresse auf dem zerknitterten und befleckten Umschlag nochmals auf das genaueste.

„Das sind zweifellos meine Schriftzüge,“ erklärte er schließlich kopfschüttelnd. „Fanden Sie den Umschlag in solchem Zustande schon in Ihrer Wohnung vor, oder haben Sie ihn hinterher zerknüllt?“ erkundigte er sich.

Erik verneinte. „Sein zerknüllter Zustand fiel mir sofort auf.“

„Ganz gewiß, das Ding sieht so aus, als wäre es aus dem Papierkorb geholt worden — und dann dieser Tintenklecks, der die Hausnummer der Adresse völlig

verdeckt!" Der Bankier dachte eine kurze Weile scharf nach, dann leuchtete es plötzlich in seinen Augen auf. „Ich wußte doch, daß ich mich daran erinnern müßte — das Kuvert hier adressierte ich mitten im Sommer, jetzt steht jede Einzelheit vor meinen Augen. Viola hatte mich gebeten, Ihnen das Programm zu unserem Sommerfest zu schicken, Sie sollten es noch einmal durchsehen und dann zur Druckerei bringen. In der Eile passierte es mir, einen Klecks auf die fertiggestellte Adresse zu machen, und da ich sehr eigen in solchen Sachen bin, zerknüllte ich das Kuvert und warf's in den Papierkorb und adressierte ein neues." Angestrengt betrachtete er die Adresse wieder. „Man hat versucht, den Tintenklecks auszuradieren, auch da und dort" — er wies auf verschiedene Stellen des Papiers — „befinden sich Rasuren. Wahrscheinlich hat der Tintenklecks beim Zusammenknüllen des Umschlags abgeklatscht. Hier haben wir ja auch den vorgedruckten Absendervermerk, meinen Namen, sowie Freehurst als Adresse. Diese Umschlagsorte halte ich nur in meinem Schreibtisch in Freehurst vorrätig, hier in New York verwende ich andere."

„Sie haben seit jener ersten Oktobernacht überhaupt keinen Brief an mich gerichtet?" fragte Erik.

„Nein," lautete die schroff klingende Antwort. „Unsere Beziehungen haben sich seither derartig gestaltet, daß es keinerlei Korrespondenz zwischen uns bedurfte. Darf ich wissen, was der Brief enthielt?"

Mit rascher Bewegung nahm ihm Erik das Kuvert aus der Hand und barg es wieder in seiner Brieftasche. „Wie ich Ihnen bereits sagte, handelt es sich um ein Dokument, das Chadwick mit nach Freehurst gebracht haben muß, und durch das er mich in Ihren Augen unmöglich zu machen hoffte. Kann ich es verhindern,

so wird niemand erfahren, was für empörende Lügen in diesem Schriftstück gegen meinen Vater enthalten sind, aber freilich — ich werde notgedrungen bei meinem morgigen Verhör des Briefes Erwähnung tun müssen. Darum kam ich ja auch hierher, um zuvor mit Ihnen Rücksprache zu nehmen."

Doch Connelly lachte kurz auf und wehrte geringschätzig ab. „Nein, nein, die Zeit für gegenseitige Rücksichtnahmen und Vertuschungen ist endgültig vorüber," sagte er scharf. „Merkwürdig ist es übrigens, daß man Ihnen ein solches Dokument so ohne weiteres zugeschickt hat. Wenn jemand im trüben fischen wollte, so hätte er doch sicherlich einen Preis für die Aushändigung eines kompromittierenden Schriftstücks gefordert, sich wahrscheinlich auch mit mir selbst in Verbindung zu setzen versucht."

„Falls der anonyme Absender nicht den Anschein zu erwecken trachtete, daß das Dokument von Ihnen abgeschickt wurde," unterbrach ihn Erik, der nur noch mühsam an sich halten konnte.

„Und was wollte dieser anonyme Absender mit einer solchen Kinderei bezwecken?"

„Well, der lebende Chadwick hat sich von einem solchen Beweismaterial sicherlich nicht getrennt, folglich kann es nur seiner Leiche abgenommen worden sein, und zwar von derselben Person, die sie aus dem Park ins Herrenhaus geschafft hat — mit kurzen Worten: nur der Mörder selbst kann das Schriftstück bei Chadwick vorgefunden und es an sich genommen haben. Ebenso kann auch nur der Schuldige sich des von Ihnen adressierten Kuverts zur Übersendung des Dokuments bedient haben, dies natürlich nur in der durchsichtigen Absicht, Sie als den Absender festzunageln."

„So viel ist mir entschieden klar, daß von irgend einer

Seite ein verzweifeltes Spiel versucht wird, um von den wahren Vorgängen in jener Nacht nichts offenbar werden zu lassen. Aber wer kann es sein, der mich Ihrer Behauptung nach in Verdacht bringen möchte?" In plötzlich wieder übermächtiger Bewegung rang er die Hände. „Immerzu frage ich mich, wer ein Interesse an der Beseitigung Chadwicks gehabt haben kann! Der Butler doch sicherlich nicht. Was hätte er von einer solchen Tat für Vorteile zu erwarten gehabt? Nein — nein, der Mörder, wenn es sich denn durchaus um einen solchen handeln soll, kann nur mit jemand identisch sein, für den der lebende Chadwick eine Gefahr bildete." Mit noch immer gefalteten Händen trat er dicht an den jungen Arzt heran. „Erik, warum sind Sie zurückgekommen!" stöhnte er. „Unglückseliger, begreifen Sie denn nicht, daß Sie der einzige Mensch sind, der Chadwick zu fürchten hatte? Sie müssen doch einsehen, daß diese ganze Briefgeschichte ungemein unwahrscheinlich klingt, wie alles, was Sie behaupten. Um nur eines herauszugreifen: wer wird Ihnen die Geschichte von der von Ihnen gefundenen und Ihnen dann wieder entwendeten Hutnadel und Chadwicks Manschettenknopf glauben? — Bitte, bitte," beschwichtigte er mit mahnend erhobener Hand, als Erik heftig Einsprache erheben wollte, „Viola braucht von alledem nichts zu hören, ich will Sie auch gar nicht verdächtigen, sondern ich wünsche von ganzem Herzen, daß der weitere Verlauf der Schwurgerichtsverhandlung Sie rechtfertigt, Erik, aber — aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß mir Ihr Märchen von dem großen Unbekannten wenig glaubhaft erscheinen will."

Mit einem Rucke richtete sich Erik straff auf. „Wissen Sie auch, daß nach logischem Ermessen nur von uns beiden einer der Täter gewesen sein kann?"



„Genau meine Meinung," pflichtete Connelly eisig und mit einem durchdringenden Blicke auf den Jüngeren bei, „und da ich an den unseligen Vorgängen jener Nacht völlig unbeteiligt bin, so — so können Sie sich leicht vorstellen, welche Befürchtungen in meiner Seele leben."

Einen Augenblick schien es, als wolle der junge Arzt dem älteren Manne mit gleicher Münze heimzahlen. Dann aber ward er wieder Herr über sich selbst, griff nach seinem Hut und wendete sich der Tür zu. „Ich kam in guter Absicht hierher, ich wollte Verständigung anbahnen — es ist mir nicht gelungen, und ich werde nun alles aussagen müssen, was ich von den Vorgängen in jener Nacht anzugeben weiß."

„Darum möchte ich bitten," unterbrach ihn Connelly hitzig. „Jetzt, wo die Wahrheit einmal unterwegs ist, kann sie nichts mehr in ihrem Laufe aufhalten. Ich verlange keine Schonung, auch für Viola nicht — und ebensowenig werde ich jemand schonen, wenn — man mich zum Äußersten treibt. Es war unrecht von mir gehandelt, auch nur den Versuch zu machen, um meiner armen Schwester willen den Coroner zu einer irrigen Auffassung der Angelegenheit zu bringen — ich werde das vor Gericht ruhig zugeben, mag daraus entstehen, was da wolle."

Die Tür zum Nebenzimmer hatte sich geöffnet. Viola war ins Zimmer getreten. Sie wollte auf Erik zu eilen und ihn zurückhalten, doch ihr Vater vertrat ihr den Weg, schlang den Arm um sie und hielt sie trotz ihres Sträubens zurück.

„Nein, Kind, ich will's nicht!" sagte er rauh. „Ehe dir jener Mann wieder etwas sein kann und darf, muß seine Ehrenhaftigkeit vor aller Welt und über jeglichen Zweifel festgestellt sein."

„Wie schrecklich unrecht tust du ihm!“ schluchzte die jäh aus allen ihren Himmeln Gestürzte. Flehend rang sie die Hände. — „Sage ihm doch, Erik, daß es nicht wahr sein kann, daß er sich irren muß!“ stammelte sie.

Mit wehmütigem Lächeln schüttelte Erik den Kopf. „Dein Vater will sich nicht überzeugen lassen,“ sagte er dumpf. „Ich kam zu ihm, um ihm meinen Verdacht abzubitten, aber ich fürchte, daß ich voreilig gewesen bin.“

„Erik, du sprichst von meinem Vater!“ hauchte sie erblassend. „Was jene Nacht auch immer Schreckliches gebracht haben mag — um unserer Liebe willen beschwöre ich dich, schone meinen Vater!“

Doch da stand Connelly auch schon wieder neben der Schluchzenden, die sich gewaltsam von ihm losgemacht hatte. „Wer spricht hier von Schonung?“ rief er. „Hat dieser unselige Mann dein Herz gegen deinen eigenen Vater zu vergiften vermocht? Wagst du auch nur in Gedanken, mich einer Tat zu verdächtigen, von der mein Herz nichts weiß? Noch ein solches Wort und — ich lasse auch die letzte Rücksicht schwinden und zahle mit gleicher Münze heim!“

Sie warf sich schluchzend an seine Brust. „Es ist ja nur ein schrecklicher Wahn, der trennend zwischen euch steht!“ stammelte Viola. „Um meinetwillen, Papa — lieber, guter Erik, um meinetwillen! — kommt, gebt euch die Hände, seid gut miteinander — um meinetwillen!“

Ein dumpfer Laut entrang sich Eriks Lippen. „Viola,“ stöhnte er heiser, „beim Ewigen, es liegt nicht an mir! Sieh, ich habe meine Ehre immer als mein höchstes Gut betrachtet, ich habe wissentlich nie mit einer Lüge meinen Mund entweiht, aber um deinet-

willen, Liebste, mag dahinfahren, was mir heilig und hehr gewesen ist! Und muß mein eigenes Leben eingesetzt werden, um dir den Vater zu retten — laß fahren dahin! Dein Vater braucht nur ein einziges Wort zu sagen, und ich will morgen schweigen, und keine Höllenfolter soll mich zum Sprechen bringen! Aber um sich selbst zu decken, darf er nicht mich verdächtigen! Das ist es, was mich an ihm hat irre werden lassen!"

„Kein Wort mehr!" unterbrach ihn Connelly, und mit befehlend ausgestrecktem Arm wies er nach der Tür. „Gehen Sie, Doktor Pettit, und wenn Sie wirklich einen Funken Ehrgefühl in sich haben, dann tun Sie morgen Ihre Pflicht als Zeuge und Mensch! Sagen Sie die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit — haben Sie den Mut zur Wahrheit!"

Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich wie scharfe Klingen. Dann wendete sich Erik an die händeringende Geliebte. „Du hast es aus deines Vaters Mund gehört," sagte er. „Ich nehme seine Worte als Befehl und werde aussagen — niemand zulieb und niemand zuleid. Was immer auch geschehen möge, Viola — mein Herz gehört bis zu seinem letzten Schlage nur dir!"

Ohne auf die Gegenwart des Bankiers zu achten, preßte er sie ein letztes Mal innig an sich, dann neigte er sich kurz und förmlich und verließ rasch das Gemach.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Einen Augenblick standen sich die Geschwister stumm gegenüber. Doch gleich darauf hatte Margot sich wieder hinreichend zu fassen gewußt, um den so lange und schmerzlich entbehrten Bruder zu sich hereinzuziehen und die Tür zuzuschlagen, so daß es wenigstens niemand

sehen konnte, wie sie ihm weinend und in Tränen aufgelöst um den Hals fiel.

Erschrocken beugte sich Erik tief über sie. „Du weinst? Ich will nicht hoffen, daß — wo ist Harry?“ unterbrach er sich beunruhigt.

Sie mußte wiederholt zum Sprechen ansetzen, ein Zwang zum Weinen kam immer wieder über sie, wenn sie dem geliebten Bruder in das bleiche Gesicht schaute. Was für eine entstellende Verheerung hatten kurze Wochen in diesen lieben Zügen hervorgerufen! Um Jahre gealtert sah er aus, und ein solch tiefer Kummer sprach aus Blick und Miene, daß sie nicht anders konnte, sondern immer von neuem wieder in bitterliches Schluchzen ausbrechen mußte.

„Ach, Erik, gelt, du bist auch unglücklich, aber wo stecktest du nur so lange? Warum hast du nicht geschrieben, und was ist denn alles geschehen? Ich habe so schreckliche Sachen in der Zeitung gelesen!“

Er lächelte schmerzlich. „Hast du's auch schon gelesen, kleine Schwester?“ fragte er dann, indem er sie langsam ins Wohnzimmer führte. „Ich bin erst seit wenigen Stunden wieder in New York, aber ich las die Neuigkeiten schon in den an Bord gebrachten Abendblättern. Geduld, Liebling, du sollst alles erfahren, denn um von dir und deinem Manne mir Rat zu holen, bin ich hierher gekommen. Ihr seid ja die einzigen, die ich auf der Welt noch habe.“ Er seufzte schmerzlich. Dann schaute er sich suchend im Zimmer um. „Aber wo ist Harry? Er läßt dich doch sonst abends nicht allein!“ fragte er beunruhigt.

Seine Mienen wurden immer erstaunter, als Margot ihm unter Weinen und Lachen berichtete, was alles sich im Verlaufe der letzten drei Tage zugetragen hatte.

„Wie seltsam der Zufall doch manchmal spielt,“

versetzte er aufseufzend. „Da werde ich also morgen vor deinem Manne aussagen müssen." Er bedeckte die Augen mit der Hand. „Ah, ich habe es kommen sehen! Als ich die erste Nachricht von diesem Unglücksprozesse las, da wußte ich, daß dies der Anfang vom Ende sein würde. — Kannst du mir verzeihen, Schwesterlein, daß ich in meiner Not alles vergessen konnte, selbst dich? Aber ich glaubte dich mitten im Glücke — und nun finde ich dich einsam, in Tränen aufgelöst und von abscheulichen Sorgen bedrängt! Mein Himmel, wenn ich davon nur die geringste Ahnung gehabt hätte!" Er hatte sie neben sich aufs Sofa gezogen und schaute ihr nun mit zärtlicher Besorgnis in die Augen. „Arme, liebe Margot!" sagte er innig und küßte sie. „Du sollst nicht mehr weinen müssen, jetzt steht dir dein großer Bruder wieder zur Seite, laß mich nur sorgen, es wird sicherlich alles wieder gut!"

Vertrauensvoll und schon wieder halb getröstet schaute sie zu ihm auf. „Es war einfach schrecklich," gestand sie. „Daß ich vor Furcht nicht gestorben bin, das begreife ich nicht."

Nun ging ein flüchtiges Lächeln über sein ernstes Gesicht. „Arme Kleine, hast du mich wirklich für den Möbelkassierer gehalten?"

„Ja, er ist ein entsetzlicher Mensch — ich fürchte mich ordentlich vor ihm!"

„Well, das wollen wir schon in Ordnung bringen," verhieß er. „Wenn nur alles andere so leicht wieder ins Lot gebracht werden könnte!" Er umfaßte sie wieder und schaute ihr lange in die Augen. „Ach, Kind, was wollen diese kleinen Nadelstiche des Schicksals gegen dessen wirkliche Heimsuchung bedeuten! Dein Harry wird spätestens nach Ablauf weniger Tage wieder mit dir vereinigt werden, die schlimmen Zeiten

gehen für euch vorüber, und im Hochgefühl eures Glückes werdet ihr alle Widerwärtigkeiten schnell vergessen."

„Ach ja," sagte sie mit glänzenden Augen und einem verträumten Lächeln um den Mund, „jetzt, wo du so zu mir sprichst, Erik, da glaube ich es auch schon, aber ich war so fürchterlich unglücklich. Paß auf, Erik, du bist ein guter Prophet, auch an dir wird gnädig vorübergehen, was dich heute noch traurig macht."

Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Nein, Margot, was mir die Sonne aus der Seele genommen hat, ist kein vergänglicher Kummer, was die Menschen Hoffnung nennen, das liegt hinter mir, und mit dem Glück habe ich auf ewig abgeschlossen."

„Steht's gar so schlimm um dich, mein armer Erik?" fragte sie mitleidig. „Hast du dich mit deiner Braut gezankt?"

Er lächelte trübe. „Wenn's das nur wäre! Nein, Margot, gezankt habe ich mich nicht mit Viola, ihr gehört mein Herz bis zu meinem letzten Augenblicke, und ebenso weiß ich, daß auch sie mich nach wie vor lieb hat."

„Aber dann ist doch alles gut!" rief Margot. „Was in der Zeitung steht, das kann dir doch nicht das Herz schwer machen, Erik?"

„Und wenn's doch so wäre, Schwesterchen?"

Sie schüttelte energisch den Kopf und schaute ihm gerade in die Augen. „Das weiß ich besser. Du kannst doch einfach nichts Schlechtes tun, Erik, geschweige denn so was!"

Ihr Vertrauen rührte ihn, er nahm sie in die Arme und küßte sie auf die Stirn. „Liebling," sagte er weich, „wie wohl das tut, ein gläubig vertrauendes Herz zu wissen, wenn man an sich selbst irre werden möchte!"

„Was ist's nur, das dich bedrückt? Darf ich's nicht wissen?" fragte sie leise.

Er antwortete nicht gleich, sondern starrte mit düster gefurchter Miene vor sich ins Leere. Dann begann er zu sprechen, unvermittelt und ruckweise, wie jemand, der sich jedes Wort abringen muß. „Es kommt ja morgen doch an den Tag! Warum soll ich dir's nicht schon jetzt sagen! Ah, ich wollte wohl, du mit deinem reinen Kindersinn könntest mir einen Ausweg aus diesem Labyrinth von Widersprüchen zeigen — wenn es einen solchen überhaupt gäbe!"

Sie hatte wieder seine Hand gefaßt und saß neben ihm, wie früher so oft, als er ihr Vater und Mutter ersetzte.

„Du hast die Zeitungsberichte gelesen, Margot?" fragte er sie, und als sie dazu lebhaft nickte, fuhr er fort: „Nun, dann kann ich mich kurz fassen. Anwalt Chadwick ist in jener Nacht wirklich ermordet worden."

„Gott, wie schrecklich!" hauchte sie.

Er achtete nicht darauf. „Chadwick und ich waren von jeher Gegner. Doch er ist tot, und ich will nicht über ihn urteilen."

„Hast du wirklich mit ihm Streit gehabt, wie jener Butler behauptete? Das muß übrigens ein ganz schrecklicher Mann sein!"

Erik zuckte geringschätzig die Schultern. „Eine Lakaienseele! Aber der Mann spricht die Wahrheit, er muß wirklich einen Wortwechsel zwischen Chadwick und mir belauscht haben — du brauchst dich aber nicht meinetwegen zu ängstigen, Liebling," setzte er sanft hinzu, als er sie zusammenzucken sah, „denn ich werde morgen mit kurzen Worten meine völlige Unschuld beweisen können. Wenn mich ein Verschulden trifft, so liegt dies höchstens in meinem zuwartenden Ver-

halten begründet, denn ich kannte den wirklichen Mörder von Anbeginn an."

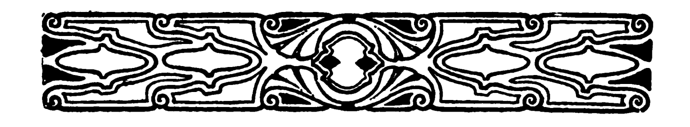
Sie starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an. „So hast du zugesehen, wie — o Erik!" schluchzte sie plötzlich und umschlang ihn leidenschaftlich, als ob sie ihn schirmen wollte. „Wenn man dich nur nicht deswegen verdächtigt! Die Menschen sind ja so schlecht — aber nein," unterbrach sie sich mit einem zuversichtlichen Lächeln, „siehst du, nun hat's der Himmel doch gut mit uns gemeint, daß Harry Geschworener hat werden müssen. Er kennt dich genau und wird's den Leuten schon sagen, wie schlecht es wäre, wollten sie dir was Schlimmes zutrauen!"

„Ach, was mich nun schon seit Wochen quält, ist nicht der Kummer über die mutmaßlichen Folgen verächtlichen Dienstbotenklatsches, aber mein Gewissen zwingt mich, zum Ankläger zu werden. Sieh, das ist das Schreckliche. Heimsuchung und Schande über das Haupt des geliebten Mädchens bringen, deren Vater eines Verbrechens bezichtigen zu müssen, das —"

„Mein Gott!" unterbrach ihn Margot fassungslos. „Du sprichst doch nicht gar von — von Mister Connelly?" Dann, als er bestätigend nickte, fiel sie ihm weinend um den Hals. „Armer, lieber Erik, das ist ja schrecklich! Und du weißt es auch genau, du kannst dich nicht irren?"

„Ich kann mich nicht irren," wiederholte er. „Ich habe seither noch einen weiteren erdrückenden Schuldbeweis gegen den Mann erhalten, in dem ich meinen zweiten Vater zu sehen gehofft hatte."

(Fortsetzung folgt.)



Draxlhofers kritischer Tag.

Erzählung von Karl Bienenstein.

Mit Bildern
von R. Mahn.

Joseph Grünbichler, der nach seinem stattlichen, auf der Sonnenseite des Berges gelegenen Hofe auch den klangvollen Namen Draxlhofer führte, war im Grunde seines Herzens ein ganz aufgeklärter Mensch. Er glaubte weder an Gespenster noch an Hexen und ähnliches nachtwandelndes Zeug, ja er setzte sogar in die Existenz des Teufels insofern einen einigermaßen berechtigten Zweifel, als er diesen schon wiederholt herzlichst eingeladen hatte, dies oder jenes, am häufigsten seinen Nachbarn, den Schachinger, zu holen, ohne daß sich jedoch der Eingeladene auch nur mit einer Klaue oder dem leisesten Schwefelgerüchlein bemerkbar gemacht hätte.

„J glaub' halt am liebsten, was i selber seh' oder was i schwarz auf weiß hab'," pflegte der Draxlhofer mit jener stolzen Würde zu sagen, welche die Weisheit ihren Inhabern verleiht. „Der Mensch muß wissen, was er weiß, dann weiß er was und kann was sagen." Mit diesem Spruche, der durch seinen tiefen, dunklen Sinn darauf schließen ließ, daß er aus einem erleuchteten Kopfe stamme, schloß er jede Unterredung, die sich um „gelehrte Sachen" drehte. Und dann nahm er gewöhnlich die Zeitung zur Hand, schlug mit dem Handrücken auf die Blätter und sagte: „Wenn auch

nur ein bißl was von den Geistern und Hexen und dem ganzen Faselwerk wahr wär', so müßt' man doch auch einmal davon was lesen. Aber davon hab' i noch nie nit ein Wörtl g'lesen, und drum ist's auch nit wahr. I halt' mich an die Zeitung."

Eine Rubrik, die den Draxlhofer besonders interessierte, war der Witterungsbericht, insbesondere die Angabe der „kritischen Tage". Seit ihm einmal an einem solchen der Sturm sämtliche Heuschober auf die Wiese des Schachinger hinübergetragen hatte, der diese unverhoffte Vermehrung seiner Heuernte mit hohnlächelnder Freude entgegengenommen und auf des Draxlhofers Protest erklärt hatte, er wolle gerne erlauben, daß der Draxlhofer sein Heu Halm für Halm aus dem Schachingerschen heraussuche, aber es dürfe kein Irrtum unterlaufen — seit diesem Tage hielt er gewaltige Stücke auf die kritischen Tage und betonte wiederholt, daß Falb unter allen Gelehrten der größte sei.

Trotzdem aber der Draxlhofer so aufgeklärt war, gab es doch noch etwas, was nicht in der Zeitung stand und was Falb nicht prophezeit hatte, woran er doch glaubte: und das war die geheimnisvolle Erscheinung, daß einem an dem Tage, da man mit dem linken Fuße zuerst den Boden berührt, nur Unangenehmes, wenn nicht noch Schlimmeres begegnet. In dieser Hinsicht hatte er seine eigenen Erfahrungen, die aus mehrjähriger Beobachtung geschöpft waren. Ihm wenigstens war an solchen Tagen noch immer etwas in die Quere gekommen, was zu Verdrießlichkeiten geführt hatte. Und das konnte doch nicht bloßer Zufall sein. Warum geschah denn an den anderen Tagen nichts, und warum denn gerade an den Linkenfußtagen? Nein, ganz gewiß: das Aufstehen mit dem linken Fuß hatte etwas

an sich. Es war ebenso zu fürchten wie ein von Falb vorausgesagter kritischer Tag.

Ein neues, sensationelles Ereignis sollte dem Draxlhofer recht geben.

Es war an einem Montagmorgen im Winter, und der Draxlhofer, der den sonntäglichen Feiertag zu einer Zeit im Wirtshause beschlossen hatte, da die Uhren sehr geringe Stundenzahlen schlugen, war nun nicht aus den Federn zu bringen. Immer wieder gab er ein Viertelstündchen unter der ganz richtigen Begründung zu, daß der Mensch kein Automobil sei, und als um sieben Uhr die Glocken des entfernten Pfarrdorfes bimmelten, lag er immer noch unter der blaugestreiften Decke. Da er aber unvorsichtigerweise am Sonntag den Plan geäußert hatte, eine Fuhre Holzkohlen an eine etwa eine Stunde entfernte Schmiede zu liefern, ließ ihm seine eifrige und geschäftige Ehegattin keine Ruhe mehr. Immer wieder stand sie vor seinem Bett und wußte ihm in einer Weise zuzureden, daß er sich endlich ächzend und brummend erhob.

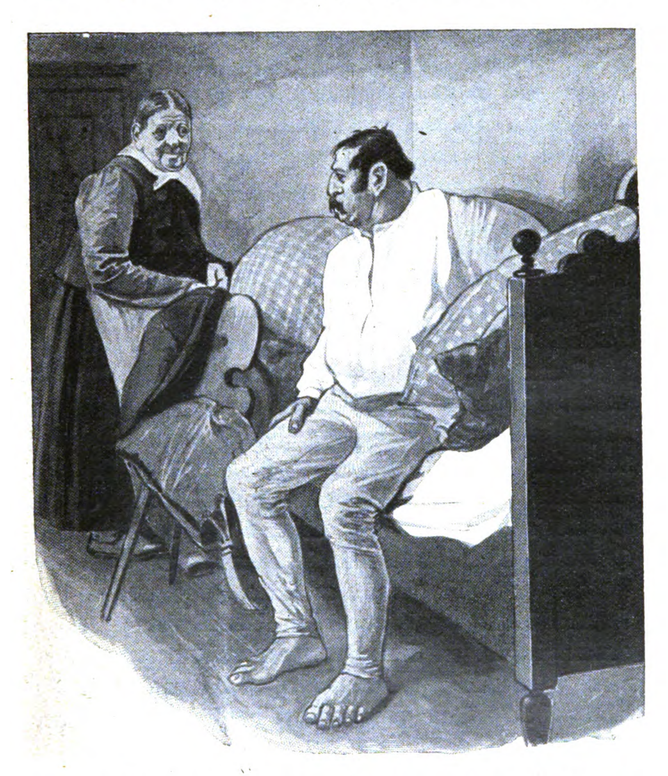
Und da war auch schon das Unglück geschehen. Sein linker Fuß hatte noch vor dem rechten den Boden berührt.

Wütend sah der Draxlhofer zuerst sein linkes Piedestal, dann seine Frau an, und dann brach er los: „Kruzitürken! Richtig mit dem linken Fuß! Da hab' i eh schon genug, denn das weiß i, was das bedeutet! Aber das kommt daher, weil man nit einmal mehr in Ruh' aufstehn kann!“

„Ja, warum läßt du dir denn zureden wie ein krankes Roß? I mein', du bist heut lang genug gelegen!“ kam die scharfe Antwort der Ehegattin zurück.

Der Draxlhofer brummte etwas Unverständliches und, wie zu befürchten steht, Unhöfliches vor sich hin

und zog sich an, wobei er mit steigendem Ingrimm alle Unglücksfälle Revue passieren ließ, die ihm möglicherweise an diesem Tage zustoßen konnten. Irgend



etwas mußte ja kommen, davon war er überzeugt, und diese Überzeugung drückte selbstredend seine Laune auf einen sehr gefährlichen Tiefstand herab.

Endlich war er fertig und ging in die Stube. Aber natürlich: der Kaffee stand noch nicht auf dem Tisch. Das machte ihn sofort wütend, und er schrie der in

der Küche hörbar hantierenden, pflichtvergessenen Gattin zu: „Na, was ist denn? Krieg' i heut noch ein Frühstück oder nit? Zuerst kann man nit früh genug aufstehn, und dann ist doch nix in Ordnung!"

Im nächsten Augenblick kam schon die Gattin, die teure, mit der großen, dampfenden Kaffeeschale und fauchte den Gatten bissig an: „Na, ist das heut wieder ein Getu! Da is er ja schon, der Kaffee! I kann ihn doch nit früher schon herstellen, daß er ganz kalt wird. Da schimpfst ja auch gleich wie ein alter Feldwebel!"

Darauf konnte nun der Draxlhofer nichts erwidern, was seinen Grimm nur noch erhöhte. Ohne seine fürsorgliche Gattin anzusehen, rührte er mit dem Löffel in der Schale herum, und dann setzte er sie an den Mund.

Kaum aber hatte er den ersten Schluck getan, als er auch schon in beängstigender Weise zu pusten, zu blasen und sprudeln begann, bis er endlich brüllend das vielfach zusammengesetzte Hauptwort: „Kruzifixsternlaudon!" hervorbrachte. Dabei stellte er die Schale so kräftig auf den Tisch, daß die Hälfte ihres Inhaltes über den Rand schwappte und in einem braunen Bächlein sich über seine Hand und in den Ärmel hinein ergoß, was den Draxlhofer zu einem neuen vielsilbigen Ausruf anspornte, dem er den Vorwurf folgen ließ: „Siedendheiß stellst einem die Gschicht' her! Das ganze Maul hab' i mir jetzt verbrennt!"

Und bei diesen Worten begann er wieder Luft in die übel mitgenommene Mundhöhle einzuziehen und wieder auszustoßen, um den Schmerz zu lindern.

Die Draxlhoferin aber, gefühlsbar wie Ehegattinnen zuweilen schon zu sein pflegen, fühlte sich dadurch zum Lachen gereizt und erwiderte: „O du mein Himmel,

hast denn nit g'sehn, daß der Kaffee noch raucht? Na, heut bist wieder einmal nit zum Ausstehn!"

Der Draxlhofer erdolchte sein Weib mit den Blicken, aber er sagte nichts, sondern begab sich in den Hof, um zu sehen, ob der Gaul schon angespannt sei.

Selbstverständlich war das nicht der Fall, und deshalb ging der Draxlhofer in den Stall und herrschte den Knecht an: „Soll i vielleicht eine Bittschrift bei dir einreichen, daß du einspannst?"

Der Knecht schüttelte das Haupt zum Zeichen, daß dies nicht notwendig sei, und sagte dann in aller Gemütsruhe: „Hat mir kein Mensch nie nit was g'sagt, daß i einspannen soll."

„Natürlich," höhnte der Draxlhofer ingrimmig, „wann man euch nit auf jede Arbeit die Nasen darauf stoßt, allein findet ihr euch keine. Herrgott, so eine Wirtschaft!"

Aber der gute alte Seppl mußte ähnliche Launenhaftigkeiten seines Herrn schon gewohnt sein und machte sich nichts draus, sondern erwiderte wieder in aller Gemütlichkeit: „Na, na, zerreiß dir nur das Maul nit, Bauer! Das Einspannen werden wir gleich hab'n!"

Mit diesen Worten band er das Pferd los, und schon nach fünf Minuten fuhr der Draxlhofer mit dem hochbeladenen Kohlenwagen zum Tore hinaus.

„Daß du aber zum Mittagessen wieder da bist und nit im Wirtshaus wieder hocken bleibst wie gestern! Hast's g'hört?"

Auf diese Worte der teuren Gattin antwortete der Draxlhofer nichts, sondern hieb nur wütend auf das Pferd ein. Das Weib hatte heute wieder den hölledigen Teufel im Leib. Mit jedem Worte ärgerte es ihn. Aber natürlich, wenn man mit dem linken Fuße aufsteht, kann's ja gar nicht anders sein!

Gallig und verdrossen und nachgrübelnd, was für ein Unglück ihm heute noch beschieden sein könne, trottete er neben seinem Fuhrwerk her, bis der Schimmel, jedenfalls einer alten löblichen Gewohnheit folgend, vor einer Schenke an der Straße von selbst stillhielt.

Der Draxlhofer faßte dies als einen Wink des Schicksals auf und trat ein. Eine dürre Wurst und eine Flasche Bier konnten jetzt nicht schlecht sein. Als er aber diese guten Dinge verlangte, kraute sich der würdige Herbergsvater hinter seinem rechten Ohre und meinte: „O je, da schaut's schlecht aus heut'! I hab' gar nix mehr. Gestern ist alles auf'gangen. Trinkst halt einen Wein — gelt?"

Der Draxlhofer mußte sich, wenn auch widerwillig, dazu bequemen. Aber der Wein war schon gar nicht nach seinem Geschmack, und deshalb knurrte er den Wirt an: „Was ist denn das für ein Sauerampferwasser? Das bringt ja ein Roß um!"

„Für die Rösser hab' i meinen Wein nit!" entrüstete sich nun der Wirt. „Es ist halt ein Heuriger! Die Leut' loben ihn alle!"

„Die müssen ja Gurgeln wie Zementröhr'n hab'n!" gab der Draxlhofer zurück, trank nochmals, schüttelte sich mit allen Zeichen des Abscheus, zahlte und ging. In tiefster Seele über den Wirt empört, der sich getraute, solches Getränk zu verzapfen und sich mit zwölf Kreuzern bezahlen zu lassen, hieb er auf den Gaul ein und fuhr weiter. Seine Stimmung war noch um ein paar Grade gesunken, und nur der eine Gedanke tröstete ihn, daß nun nach dem Frühaufstehenmüssen, Mundverbrennen, Geärgertwerden und dem sauren Weine das Maß der Widerwärtigkeiten erschöpft sei.

Es muß mit lebhaftestem Mitgefühl festgestellt werden, daß dies aber nicht der Fall war.

Als der Draxlhofer zur Schmiede kam, schlug der biedere Meister die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Jessas, jetzt ist der auch da! Muß denn gerad' heut' alles zusammenkommen? Mein lieber Draxlhofer, heut' kann ich dir schon nit anders helfen, heut' mußt du selber die Kohlen abladen. Ich hab' eine arg pressante Arbeit für den Bräuer, und mein Gesell ist heut' bei einer Leich'. Ich kann unmöglich auslassen."

„Aber ich kann doch nit in meinem schönen Sonntagsgewand abladen!" rief der Draxlhofer.

„Ziehst es halt aus," war der lakonische Rat. „Ich hab' wirklich keine Zeit."

Was sollte der Draxlhofer machen? Er schimpfte noch eine Weile, was aber den Schmied bewog, nur noch emsiger und heftiger auf einem glühenden Eisen herumzuhämmern, dann machte er sich endlich fluchend an die Arbeit.

Als er fertig war, waren nicht nur seine Hände, sondern auch sein Gesicht in festliches Schwarz gehüllt, denn er war sich öfters ganz unwillkürlich über das schweißbeperlte Gesicht gefahren. Als er nun seine Hände betrachtete, fuhr er den Schmied an: „Da schau her, wie ich jetzt ausschau'!"

Doch der biedere Schmiedmeister tat von seiner Arbeit nur einen flüchtigen Blick auf ihn und erwiderte: „Dein Gesicht ist auch nit reiner. Übrigens tröst' dich: ich bin auch nit schöner. Da ist ein Wasser, wenn du dich waschen willst." Mit diesen Worten wies er auf den Kühlbottich.

Der Draxlhofer war einer Explosion nahe. Aber der ehrsame Meister wußte ihn dadurch zu beruhigen, daß er fortfuhr: „Na, mach dir nix draus. In einer Stund' bin ich mit meiner Arbeit fertig, und dann

zahl' ich dir im Wirtshaus drüben ein Liter Extraguten."

Das war das erste Annehmbare, was der Draxlhofer an diesem vertrakten Tage gehört hatte, und er



begab sich also einstweilen ins Wirtshaus. Wagen und Pferd überließ er dem Hausknecht, und er selbst trat mit Würde in die Wirtsstube. Kein Mensch war anwesend, und er mußte eine Weile ruhen, bis endlich eine rothaarige Maid erschien, die ihn erstaunt anstarrte.

Die frühere Kellnerin war ein sauberes und freundliches Mädel gewesen; daß nun dieses muffige Ding vor ihm stand, empfand der Draxlhofer als eine neue

Bosheit seines heutigen Schicksals, und er fragte barsch: „Ist von den Wirtsleuten denn niemand daheim?“

„Die Frau ist in der Kuch'n, und der Herr ist fort.“

„Habt ihr ein Bier?“

„Ganz frisch — ist erst gestern abend angeschlag'n worden!“ lautete die mehr aufrichtige als tröstliche Antwort.

Jetzt kam aber die Wirtin selbst herein, begrüßte den Gast und nahm den Umstand, daß er der einzige Gast war, sogleich zum Anlaß, um in höchst beweglichen Tönen ein Klagelied über den schlechten Geschäftsgang anzustimmen.

Sonst war der Draxlhofer ein Freund solcher Gespräche, denn sie gaben ihm Gelegenheit, allerlei boshafte und witzige Bemerkungen anzubringen. Heute aber verdroß ihn das Gejammer so, daß er sogar grob wurde und die Wirtin anschnauzte: „Geh, hör auf mit deiner Lamentiererei! Geht anderen Leuten auch nit besser. Arbeiten muß man halt, dann vergißt man auf das Schlechtgehn!“

„Mir scheint, du glaubst, wir Wirtsleut' können den ganzen Tag faulenzen — was?“ fragte die Wirtin spitz.

„Na, viel arbeiten tut ihr schon nit! Leut', die ordentlich arbeiten, werden nit so dick wie du!“ Mit diesen Worten wies der Draxlhofer auf der Wirtin holdgerundete Gestalt, was aber diese so übelnahm, daß sie aufstand und den ungalanten Gast allein sitzen ließ.

Da saß er nun in der großen Wirtsstube und ärgerte sich grün und blau, erst über die Wirtin, dann über den Wein, den er sich bestellt hatte, hernach über den Schmied, über sein Weib und schließlich über sich selbst. Sogar das Trinken verdroß ihn, das ihm sonst immer Freude machte, und er wollte eben bezahlen, als ein

hageres Männlein in die Stube gezappelt kam, das sich mit einem wahren Freudengeschrei auf den Draxlhofer stürzte: „Jessas, Draxlhofer, jetzt bist du wirklich da! Das ist aber schön! Das ist aber gut! Na, was das für mich für eine Freud' ist, nicht zum Sagen! Ich hab's gar nit glauben wollen, wie mir's mein Weib gesagt hat, daß sie dich da zum Wirt hat hereingehn sehen. Und jetzt bist du's wirklich! Na, das Glück, die Freud'!"

In diesem Tone setzte das Männlein noch eine Weile seine Freudenäußerungen fort, so daß der Draxlhofer im innersten Herzen allgemach gerührt wurde, als er da sah, welches Glück sein Dasein zu spenden vermöge.

„Na, erfang dich nur endlich, Uhrmacher," sagte er, und seine Stimme klang mild wie Öl, „was hast denn, daß du gar so eine Freud' hast?"

Das Männlein trippelte von einem Bein auf das andere, räusperte sich, gebrauchte fein säuberlich das Sacktuch, räusperte sich nochmals, begann die Hände zu reiben und brachte nun endlich sein Anliegen heraus: „Weißt, Draxlhofer, mußt halt nit bös sein, eine schöne Bitt' hätt' i halt."

„Und die wär'?" fragte der Draxlhofer in aufmunterndem Tone.

„Weißt, i hab' für den Förster in Treibach eine Pendeluhr zum Reparier'n g'habt. Die hätt' i ihm heut hintragen müssen. Weil du aber eh dort vorbeifahrst, könnst mir s' leicht mitnehmen. I zahl' gern ein paar Viertel Wein, wann i mir nur den Weg erspar'."

Der Draxlhofer lächelte: „Na, wann's sonst nix ist, das tu' ich gern. Bringst sie halt her, die Uhr, und einmachen mußt sie halt auch, sonst wird s' im Kohlenwagen schwarz."

„Jessas, Jessas, da tust mir aber einen Gefallen! Gleich hol' ich die Uhr," rief das Männlein und zappelte freudestrahlend davon.

Und der Draxlhofer lächelte noch immer, denn er glaubte, daß sich nun der Unstern des heutigen Tages gewendet haben müsse. Er konnte jemand ohne alle Anstrengung seinerseits eine große Freude bereiten und bekam dafür noch Wein — das war entschieden die Umkehr. So dachte der arme Mann, ohne zu ahnen, was ihm gerade das Schicksal damit antun wollte.

Nach einer Weile kam der Uhrmacher wirklich mit der großen Pendeluhr dahergekeucht und legte sie auf einen Tisch nieder. Dann bestellte er ein Liter Wein und wollte davon. Doch der Draxlhofer hatte nicht Lust, allein sitzen zu bleiben, und so mußte ihm das Männlein, das beständig auf der Bank hin und her rückte und alle fünf Minuten erklärte, daß es wegen dringender Arbeit nach Hause müsse, so lange Gesellschaft leisten, bis endlich der Schmied erschien.

Dieser ließ sich's nun getreu seinem Versprechen auch nicht nehmen, noch ein Liter, und zwar von besonderer Sorte, für das Kohlenabladen auffahren zu lassen, und dann bezahlte er dem Draxlhofer die Kohlen, was diesem als neuer Beweis einer günstigen Schicksalswendung erschien, da der Schmied sonst immer ein Vierteljahr schuldig geblieben war. In der dadurch erzeugten fröhlichen Stimmung ließ sich nun der Draxlhofer auch bewegen, die zum Wein gehörigen Zigarren mit dem Schmied auszuspielen.

„I sollt' zwar heut keine Karten anrühr'n, aber dir zulieb," sagte er und mischte die Karten.

Es ging aber doch nicht so, wie er sich's ausgemalt hatte. Er verlor ein Spiel nach dem anderen, so daß

der Schmied endlich selbst zum Aufhören riet: „Du hast heut Pech! Hör'n wir auf!"

Der Draxlhofer aber, in dem ohnehin die Wut kochte, fühlte sich durch diese Worte aufs äußerste gereizt, und mit hochrotem Kopf fuhr er den Schmied an: „Aufhör'n? Meinst leicht, mir ist's um die paar Kreuzer leid? Gott sei Dank — so steht's mit dem Draxlhof noch nit, daß wir so einen Pappenstiel auch schon anschau'n müßten! Weitergespielt wird!"

Gleichmütig entgegnete der Schmied: „Wannst meinst, mir ist's recht."

So spielten sie noch eine halbe Stunde. Der Draxlhofer verlor Spiel um Spiel, so daß er schließlich doch heimlich froh war, als der Schmied die Karten weglegte und sagte, er müsse nun unbedingt nach Hause.

Als er draußen war, zählte der Draxlhofer sein Geld und fand, daß er mehr als vier Gulden verloren hatte. Er hätte sich am liebsten selbst geohrfeigt. Mürrisch beglich er seine Zeche, und dann ging er in den Stall, um den Schimmel einzuspannen.

Dienstbereit kam der Hausknecht herbei, aber der Draxlhofer wollte keine Hilfe.

„Hol mir lieber noch ein paar Zigarren. Einspannen tu' ich mir selber!" knurrte er.

Der Hausknecht eilte davon, und der Draxlhofer zog schimpfend den Gaul aus dem Stalle und brachte ihn mit Püffen und Stößen an die für ihn bestimmte Seite der Wagenstange.

Eben war er fertig, als ihm die Pendeluhr einfiel. Er holte sie aus der Wirtsstube und wollte gerade einen Platz für sie im Wagen suchen, als er sah, daß der Schimmel das äußere Zugseil zwischen den Hinterbeinen hatte.

Da lehnte er die Uhr einstweilen an das Vorder-

rad und wollte die Sache mit dem Seil in Ordnung bringen.

„Heb auf!“ schrie er und faßte den Fuß des Gauls an.

Der aber blieb wie angewurzelt auf dem Boden.

„Heb auf, Rabenvieh!“ brüllte er, doch der Schimmel war nicht zu sprechen.

Da übermannte den Draxlhofer ob solcher Bock-



beinigkeit eine derartige Wut, daß er den Peitschenstiel umkehrte und dem unbotmäßigen Schimmel einen wuchtigen Schlag auf den Hinterschenkel versetzte, was aber der sofort damit beantwortete, daß er, plötzliches Erschrecken heuchelnd, nach rückwärts ausschlug.

Ein Klirren, ein Krachen, und da lag des Försters schöne Pendeluhr, von roher Pferdekraft ganz unfachmännisch in ihre einzelnen Teile zerlegt, so daß durch die trügerische Schutzhülle des Packpapiers Glasscherben, Holzsplitter und ein vorwitziger Zeiger kläglich ins Licht der Welt blickten.

Der Draxlhofer war einfach starr. Nicht einmal der kleinste Fluch fiel ihm ein, sondern er dachte nur daran, daß die Reparaturkosten sicher den ganzen Erlös aus den Holzkohlen verschlingen würden. Also das hatte das Schicksal mit ihm vorgehabt!

In tiefer Melancholie senkte er das Haupt, hieß den Hausknecht die Uhr wieder zum Uhrmacher zurücktragen, damit er sie auf seine, des Draxlhofers, Kosten wieder in gangbaren Zustand bringe, und dann fuhr er zum Tore hinaus mit dem löblichen Vorsatz, seiner Frau nichts von seinem Unglück zu erzählen, damit — nun damit ihr nicht das Herz schwer werde.

— — — — — — — — — — — —

An dem Vormittage, an dem der Draxlhofer auf die geschilderte Art vom Schicksal verfolgt wurde, weil er die Unvorsichtigkeit begangen hatte, mit dem linken Fuße aufzustehen, trug sich aber auch noch etwas anderes zu, und zwar ein zoologisch sehr interessantes Ereignis.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, von Brehm und vielen anderen Naturforschern beobachtet und erhärtet, daß um die Dezembermitte die Störche gewöhnlich schon im heißen Mohrenlande sitzen. An diesem Vormittage kehrte aber gegen alle naturwissenschaftliche Erfahrung solch ein langbeiniger Vogel auf dem Ladinghofe ein, der auf der dem Draxlhofe gegenüberliegenden Bergseite stand und zur Nachbarspfarrei gehörte. Besagter Vogel übergab der Ladingbäuerin darauf ein kräftiges Knäblein zur weiteren Amtshandlung. Sie war darüber um so mehr erfreut, als es das erste Geschenk dieser Art war, und ebenso auch, ja noch mehr ihr Mann, der aus diesem jeder Zoologie hohnsprechenden Ereignis das stolze Recht ableitete, sich „Vater“ zu nennen, und von Stunde an auch ein

viel würdigeres Gehaben an den Tag legte, als es früher bei ihm zu bemerken gewesen war.

Daß aber das Knäblein nicht zu lange heidnischen Anschauungen huldige, beschloß der vergnügte Vater, es baldigst taufen zu lassen. Und da zeigte es sich nun, daß er unbedingt über eine ansehnliche Prophetengabe verfügte, denn er hatte nicht nur das Storchgeschenk vorausgesehen, sondern auch dessen zunächst namenlosen Charakter und hatte sich deshalb schon vor einigen Wochen um einen Taufpaten umgesehen und einen solchen in seinem aufgeklärten Jugendfreund, dem Draxlhofer, gefunden.

Kaum war also der neue Erdenbürger im Ladinghofe angekommen und von der wie immer zufällig anwesenden „weisen Frau" in reinliche Windeln gewickelt und durch einen gewaltigen Schnuller daran gehindert worden, seine Unzufriedenheit mit dem Dasein kundzugeben, als auch schon der Ladingbauer nach dem Draxlhofer sandte, um ihn zur Erfüllung seiner Patenpflichten herbeizurufen, denn die Taufe sollte der Sitte des Landes gemäß sofort stattfinden.

Der Draxlhofer saß eben am Tische und verzehrte trübsinnig sein Mittagsbrot, als der Bote des Ladingbauers erschien, seine Botschaft bestellte und dann eiligen Fußes wieder von dannen zog.

Nun kraute sich der Draxlhofer hinter den Ohren und sagte zu seiner Ehehälfte: „Das paßt mir heut' aber schon gar nit!"

„Ja, warum denn nit?" lautete die spitzige Frage. „Ein Tag ist doch so gut wie der andere!"

Der Draxlhofer sah seine Frau mit geringschätziger Miene an und war schon daran, sein Geheimnis zu verraten, da erinnerte er sich aber noch zur rechten Zeit der Gefährlichkeit eines solchen Unternehmens

und sagte ablenkend: „So redest halt du, weil du's nit besser verstehst. Hab' i dir nit gestern schon gesagt, daß heut' ein kritischer Tag erster Ordnung ist?"

Auf diese Worte ließ die Bäuerin ein ihre wissenschaftliche Unbildung charakterisierendes Lachen hören und meinte: „Geh, laß dich nit auslachen! Wahrscheinlich ist der heutige Tag kritisch, weil du gestern wieder nit aus dem Wirtshaus heimg'funden hast. Richt den Wagen her und spann ein, sonst werd' i kritisch!"

Mit diesen scharf betonten Worten verließ sie den Gatten, um sich in die zum Taufakte erforderliche Gala zu werfen, denn als Frau des Taufpaten mußte sie doch dabei sein.

Der Draxlhofer wußte aus Erfahrung, daß ein von seiner Eheliebsten prophezeiter kritischer Tag unbedingt eintreffe und auch gefährlicher sei als ein von Falb vorausgesagter, und so warf er sich denn unter wiederholtem Seufzen und neues dunkles Unheil ahnend wieder in den Sonntagstaat, dessen er sich eben zuvor entledigt hatte. Der Knecht hatte inzwischen das hübsche gedeckte Wägelchen aus dem Schuppen gezogen, hatte den Schimmel eingespannt, und so fuhren schon nach einer halben Stunde die festlich geschmückten Draxlhofleute auf dem Ladinghofe ein.

Zuerst wurden die Ladingbäuerin und ihr Gatte gebührend beglückwünscht, dann wurde das Knäblein besichtigt und den Tatsachen gemäß festgestellt, daß es dem Vater auffallend ähnlich sehe, denn Nase, Mund, Hände und Füße seien ihm wie aus dem Gesicht geschnitten.

Diese Feststellung rief in dem Ladingbauern das stolzeste und fröhlichste Gefühl hervor, und er fühlte sich deswegen bewogen, eine lange und treu gehütete

Flasche besten vierjährigen Zwetschenschnapses aus ihrer Verborgenheit hervorzuholen, um mit ihrem geist-



vollen Inhalte die lieben Freunde und Taufpaten, sowie sich selbst gebührend für die kalte Fahrt zur Taufe anzuwärmen.

Nun erwies sich aber leider das Wägelchen zu klein,

um alle aufzunehmen, die sich an der Taufe beteiligen wollten. Drei Personen konnten untergebracht werden, aber nicht mehr, und so erklärte denn die Draxlhoferin in edelster Selbstverleugnung, daß sie einstweilen bei der lieben Gevatterin, der Ladingbäuerin, bleiben wolle. Ihr Gatte aber, der Ladingbauer und die weise Frau, die das in dicke Tücher kunstvoll eingepackte Knäblein auf dem Arme trug, bestiegen das Fahrzeug.

„Sitzt jedes gut?“ fragte der Draxlhofer, und als er allseits bejahende Antwort erhalten hatte, zog er die Leitseile an und ließ die Peitsche an dem Ohr des über seine vormittägige Schandtat trübe vor sich hin brütenden Schimmels vorbeipfeifen, wodurch sich das philosophische Tier bewogen fand, seinen etwas schwerfälligen Körper in eine trabartige Bewegung zu setzen.

Es war ein unfreundlicher Tag, trüb und grau, und nun begann auch ein leichtes Schneetreiben.

„Ist ein guter Gedanke von dir gewesen — das mit dem Schnaps,“ sagte nach einer Weile der Draxlhofer zum Ladingbauer.

Der grinste über das ganze Gesicht und erwiderte: „I hab' überhaupt nur lauter gute Gedanken!“

„Na, das werden wir gleich sehn, ob's auch wahr ist,“ meinte der Draxlhofer. „Auf welchen Namen woll'n wir denn den Buben taufen?“

Der Ladingbauer riß die Augen auf. Richtig, an das hatte er noch gar nicht gedacht. Aber schließlich war das doch ganz einfach: ein Bub muß immer so heißen wie der Vater. Und so sagte er: „Wie der Bub heißen soll? Nazl natürlich!“

Dieser Name gefiel aber dem Paten gar nicht. „Was dir nit einfallt! So ein ausgebrauchter Nam'! Kein einziger Mensch heißt heutzutag mehr Nazl.

I mein', da ist schon mein Name schöner: Seppl. Da ist so was Resches, Lustiges drinnen! Der fesche Seppl, das sagt ein jeder leicht, aber Nazl, Nazl — nein, das darf nit sein!"

Und der Draxlhofer wußte in die Aussprache des Wortes „Nazl" eine solche Verächtlichkeit und Lächerlichkeit zu legen, daß sich der Ladingbauer in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt fühlte und nun Gleiches mit Gleichem zu erwidern trachtete.

Dadurch entstand zwischen Vater und Taufpaten ein erregter Meinungsaustausch, der von dem Schimmel, der sich nun unbeobachtet fühlte, sofort in der Weise benützt wurde, daß er aus dem ihm unbequemen Trab in einen behaglichen Schritt überging.

Aber da war auch noch die weise Frau, die nach längerem Zuhören dahin entschied, daß sie sagte: „Was werdet ihr euch denn um den Namen streiten! Ein Name ist wie der andere, und das gescheiteste ist, wir überlassen das dem Herrn Pfarrer. Der soll den Namen aussuchen. Und jetzt, Draxlhofer, treib lieber deinen Schimmel ein bißl an. Das Vieh fangt ja noch auf offener Straßen zu schlafen an."

Da stellten die beiden Männer, gewohnt, weiblichen Stimmen Folge zu leisten, ihren Streit ein, der Draxlhofer zog die Zügel an, ließ wieder die Peitsche an dem Ohre des Schimmels vorbeipfeifen, und dieser mußte sich mit resigniertem Kopfschütteln aufs neue in die von ihm verabscheute schnellere Gangart setzen.

In St. Stephan, dem Pfarrdorf, stellte sich aber der Taufe ein unerwartetes Hindernis entgegen. Der Pfarrer war zu einem Kranken geholt worden, der in einem entfernten Bauernhause lag, und konnte nach den Angaben der Köchin erst gegen Abend zurückkommen. Es blieb also nichts übrig, als entweder

die Rückkunft des Pfarrers abzuwarten oder mit dem kleinen Heidenknaben unverrichteter Dinge heimzufahren und am nächsten Tage wiederzukommen. Gegen letzteres waren sowohl der Draxlhofer wie auch der Ladingbauer, denn man konnte doch nicht zwei Arbeitstage verlieren.

Aber auch die Entscheidung für das erstere war nicht ganz so einfach. Nach einer schönen und gern geübten Landessitte sollte die Taufe durch ein nachfolgendes Taufmahl im Dorfwirtshaus gefeiert werden. Wenn nun der Herr Pfarrer erst abends heimkam, dann ging das Taufmahl bis in die Nacht hinein, und das war in zweifacher Beziehung bedenklich: erstens war das Heimfahren in der stockfinsteren Nacht bei dem stetig zunehmenden Schneetreiben eine kitzlige Sache, zweitens mußte es die zu Hause verbliebenen Frauen ängstigen, die leicht annehmen konnten, es sei den Tauffahrern ein Unglück geschehen.

Was also tun? Man riet hin, man riet her, wandte jedes Für und Wider ein paarmal um und war schließlich so klug wie zuvor.

Da aber kam es über den Draxlhofer plötzlich wie eine innere Erleuchtung, und er zerhieb den gordischen Knoten, indem er sagte: „Weißt was, Ladingbauer, es ist eigentlich ganz gleich, ob wir das Taufmahl jetzt halten oder später. I mein', wir gehn jetzt ins Wirtshaus, essen und trinken. Wann der Herr Pfarrer kommt, taufen wir, und dann fahren wir heim. Ist dir's recht so?"

Ja, dem Ladingbauer war es recht so, und auch die weise Frau begrüßte diesen rettenden Gedanken wärmstens mit den Worten: „Ist ein ganz guter Gedanke von dir, Draxlhofer. Bei dem kalten Wetter ist's je eher, desto besser, wann man einen warmen Löffel in den Magen kriegt. Denn eine Verkühlung

ist gleich da, und wann man einmal in derer Zeit den Schnupfen in der Nasen hat, bringt man ihn bis Pfingsten nimmer los."

Diese kluge, mit hygienischen Ratschlägen wohl ausgestattete Rede der weisen Frau fand allgemeinen Beifall. Sogar der Täufling quiekte leise unter seinen Tüchern — und bald saß man vor der nach den Ausführungen der weisen Frau schnupfenbannenden Einlaufsuppe, welcher der bei solchen Festlichkeiten unumgängliche Kalbsbraten folgte. Als dieser in die zu seiner Verdauung bestimmten Organe befördert war, ging es ans Trinken. Der Draxlhofer, dessen hohe Aufgabe es war, das Taufmahl zu rüsten und zu bezahlen, erinnerte sich zur rechten Zeit noch an die Hochzeit zu Kana in Galiläa und ließ zuerst gewöhnlichen Wein auffahren, dann einen besseren und schließlich einen noch besseren, von dem die Wirtin die geheimnisvolle Mitteilung machte, daß er einer aus dem Fasse sei, auf dem die schwarze Katz' sitze. Und diese Sorte mundete den Tauffahrern so, daß sie dabei blieben und recht munter und aufgeräumt wurden, so sehr, daß der Draxlhofer ganz vergaß, daß er heute mit dem linken Fuß aufgestanden war.

Es war schon stockfinster, als die Nachricht kam, daß der Herr Pfarrer heimgekommen sei und des Täuflings harre.

„Na, jetzt ist er also da! Wär' mir gleich recht gewesen, wann er noch ein Stünderl ausblieben wär'. Ist grad' so lustig!" rief der Ladingbauer lachend. Er lachte nämlich seit einer halben Stunde fast ununterbrochen, wenn auch nicht immer der zureichende Grund vorhanden war. „Na, so eine lustige Tauf' ist mir halt noch nicht vorkommen!" lachte er weiter, und lachend marschierten sie in den Pfarrhof.

Der Herr Pfarrer stand vor dem kleinen Hausaltar in der Pfarrkanzlei, wo im Winter die Taufen stattfanden. Er war von dem beschwerlichen Wege, den er hinter sich hatte, müde und sehnte sich nach Ruhe. Deshalb ließ er sich auch nicht wie sonst immer in ein längeres Gespräch mit dem Vater und dem Paten ein, sondern schritt gleich zu der heiligen Handlung.

„Ist das Kind ein Knabe oder ein Mädchen?“ fragte er.

Der Ladingbauer grinste über das ganze Gesicht. Die Frage mußte ihm sehr komisch scheinen, und in der Heiterkeit seines Gemütes stieß er den Pfarrer vertraulich mit dem Ellbogen an und sagte: „Aber Herr Pfarrer!“

Dieser sah ihn scharf an und fragte wieder: „Also ein Knabe?“

„Aber Herr Pfarrer, was glaub'n Sie denn! Das erste Kind!“ Der Bauer wollte mit seinen dunklen Ausrufen sagen, daß es doch selbstverständlich ein Knabe sein müsse, aber der Pfarrer, der sich auf die begeisterte Ausdrucksweise des beglückten Vaters nicht verstand, hörte aus der Antwort das Gegenteil heraus und fragte weiter: „Wie soll das Kind heißen?“

Nun war die Reihe zu reden an dem Draxlhofer, der sich dieser Aufgabe nach öfterem Schlucken in der Weise erledigte, daß er sich nach dem schönen Beispiel seines Gevatters dem Pfarrer ebenfalls in vertraulicher Absicht näherte und sagte: „Aber Herr Pfarrer! Das überlassen wir ganz Ihnen!“

Und als er diese Worte gesprochen hatte, tat er einen Schritt nach rückwärts, stieß dabei den Ladingbauer an und meinte: „Gelt, Gevatter, das überlassen wir ganz dem Herrn Pfarrer!“

Dieser nickte und sagte: „Also gut. Morgen ist der

16. Dezember. Also Adelheid. Nehmen wir diesen schönen Namen!"

Der Name klang wohl an das Ohr der beiden Männer; aber da in ihrem Kopfe ganz andere Dinge zu summen begonnen hatten, so kam er ihnen nicht recht zum Bewußtsein, und der Ladingbauer sagte sogar noch: „Aber freilich, Herr Pfarrer, ein schöner Name!"

Und der Draxlhofer echote: „Wirklich, ein schöner Name!"

Die weise Frau hatte mittlerweile das Kind aus den Tüchern geschält und auf die Namengebung gar nicht achtgegeben. Nun legte sie das Steckkissen mit dem Täufling in die Arme des Draxlhofers und drückte sich in den Hintergrund zurück.

Die Taufe ward vollzogen. Der Pfarrer erkundigte sich noch, wann das Kind geboren sei, und dann verabschiedete er kurz die ganze Gesellschaft.

„Na, wie habt ihr's denn eigentlich getauft?" fragte die Wirtin, als die drei zurückkamen, und schlug teilnahmvoll die Hüllen zurück, um sich den Täufling noch einmal genau zu betrachten*).

„Ja, wie haben wir's getauft? Wie heißt der Name? Ein schöner Name war's. Der Pfarrer hat ihn selber ausgesucht," meinte der Draxlhofer.

„Ja, ein schöner Name, hab' mir ihn aber auch nit gemerkt. Morgen ist halt der Namenstag — das weiß ich," sagte der Ladingbauer.

Die Wirtin blätterte im Kalender. Als sie den 16. Dezember hatte, sah sie ihre Gäste erstaunt an und fragte: „Adelheid? I hab' gemeint, es ist ein Bub?"

„Freilich ist's ein Bub! Was wird's denn sein!" lachte der Ladingbauer.

---

*) Siehe das Titelbild.

Nun stemmte die Wirtin die Arme in die Hüften, blickte eines nach dem anderen groß an, und dann entrang sich ihr das vernichtende Wort: „Ja, seid's ihr denn ganz verrückt? Adelheid ist doch ein Dirndlname!"

Auf diese Worte rissen Vater und Pate die Augen so weit auf, als es der anatomische Bau dieser Organe gestattete, und die weise Frau setzte sich mit einem lauten Aufschrei mit beschleunigter Geschwindigkeit auf den zunächststehenden Sessel und streckte beide Arme von sich, um damit symbolisch anzudeuten, daß sie an diesem Druckfehler gänzlich unschuldig sei.

„Da bleibt nix übrig, als gleich wieder umtaufen!" riet die Wirtin.

„Umtaufen?" Der Draxlhofer schüttelte traurig sein glühendes Haupt. Nein, er wollte nicht mehr zum Herrn Pfarrer hinaufgehen, um keinen Preis der Welt.

Auch der Ladingbauer kraute sich hinter den Ohren: „Umtaufen — das geht ja gar nit."

Und auch der weisen Frau schien der Umtaufvorschlag nicht geheuer. „Nein, umtaufen, das geht nit!" sagte sie.

Da war also nichts zu machen, und in sehr gedrückter Stimmung wurde die Heimfahrt angetreten.

„Na, wie habt ihr's denn 'tauft?" fragte die Draxlhoferin neugierig, die den dreien schon in dem Flur des Ladinghofes entgegenkam.

Erst allgemeines, verlegenes Stillschweigen, dann durchzuckte den Draxlhofer ein rettender Gedanke.

„Weißt," sagte er zu seiner aufhorchenden Ehegattin, „ist eine dumme Geschicht'. Der Herr Pfarrer hat einen alten Kalender erwischt."

Die Draxlhoferin stemmte die Arme in die Hüften, sah ihren Mann scharf an und fragte im entsprechenden Tonfall: „Was soll denn das heißen?"

Nun erklärte ihr der Gatte: „Weißt, wir haben halt das Namengeben dem Herrn Pfarrer überlassen, und da hat er halt gemeint, wir nehmen den, wo morgen der Namenstag ist. Na, uns ist das recht gewest, wir werden doch dem Herrn Pfarrer nix dreinreden. Und da hat er halt einen alten Kalender erwischt, wo morgen



Adelheid ist. Aber 'tauft ist 'tauft — da kannst nachher nix mehr machen."

Die Draxlhoferin schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Um Gottes willen, ihr habt doch den Buben nit ‚Adelheid' 'tauft?"

„Wir nit, der Herr Pfarrer!" lautete die Entschuldigung des Ehegatten.

Das Gesicht der Draxlhoferin färbte sich tiefrot, und mit vernichtendem Augenblitzen zischte sie ihren Mann an: „O den alten Kalender kenn' ich! Der wird beim Wirt auf der Kellerstiegen gemacht. Und das habt

ihr nit gehört, wie der Herr Pfarrer beim Taufen ein paarmal den Namen ‚Adelheid‘ gesagt hat? Da hättet ihr's ihm noch sagen können. Aber das habt ihr alle drei nit gehört! A Schand' ist das, eine ewige Schand'! Aber du freu dich!“

„Aber schau, Pepi, es ist halt heut' ein kritischer Tag!“ versuchte er sich zu entschuldigen.

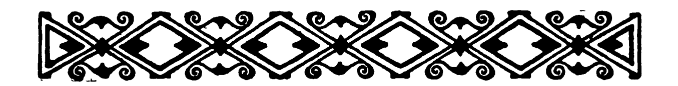
„Und der dauert noch lang! Das sag' i dir!“ kam die niederschmetternde Antwort, und dann ging sie zur Ladingbäuerin hinein, um diese schonend auf den seltsamen Namen ihres Buben vorzubereiten.

Als diese die Wahrheit erfahren hatte, bekam sie einen Weinkrampf, und als sie ihr Gatte beschwichtigen wollte, wies sie ihm nur mit einer gebieterischen Handbewegung in stummer Verachtung die Tür.

Wie ein Pudel, der in ein Essigfaß gefallen ist, kam der Ladingbauer zu seinem Gevatter in die Stube hinaus und sagte, ergebungsvoll das Haupt senkend: „Mein lieber Draxlhofer, jetzt sein wir verpflegt.“

Und der Draxlhofer erwiderte: „O, i hab's heut' in aller Früh schon 'kennt, daß wieder was g'schieht. Wann i mit dem linken Fuß aus 'm Bett steig', gibt's allemal ein Unglück. Wann mir aber das wieder g'schieht, daß i mit dem linken Fuß aufsteh', meiner Seel', dann steh' i überhaupt nit auf!“

So ist's denn geschehen, daß der Bub des Ladingbauern Adelheid heißt bis auf den heutigen Tag.



Die teuerste Eisenbahnstrecke der Welt.

Von Dr. F. Partner.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Als im Jahre 1865 der Sezessionskrieg beendigt war und nun eigentlich erst die amerikanischen Nordstaaten mit den Südstaaten wirklich vereinigt waren, brach in der Neuen Welt ein wahres Eisenbahnfieber aus. Die verschiedenen Unternehmergruppen überboten sich gegenseitig in der Hast, die größeren Städte und Industriezentren durch Schienenwege über Tausende von Meilen hin zu verbinden, ohne sich zu fragen, ob ein Bedürfnis dafür vorlag, und ob die Linien einen Gewinn abwerfen könnten. Man baute einfach ins Blaue hinein und berücksichtigte, ehe man die Linie festlegte, gar nicht die natürlichen Schwierigkeiten, denen man unterwegs begegnen könnte. Unter diesen Umständen war es unausbleiblich, daß ein empfindlicher Rückschlag erfolgen mußte.

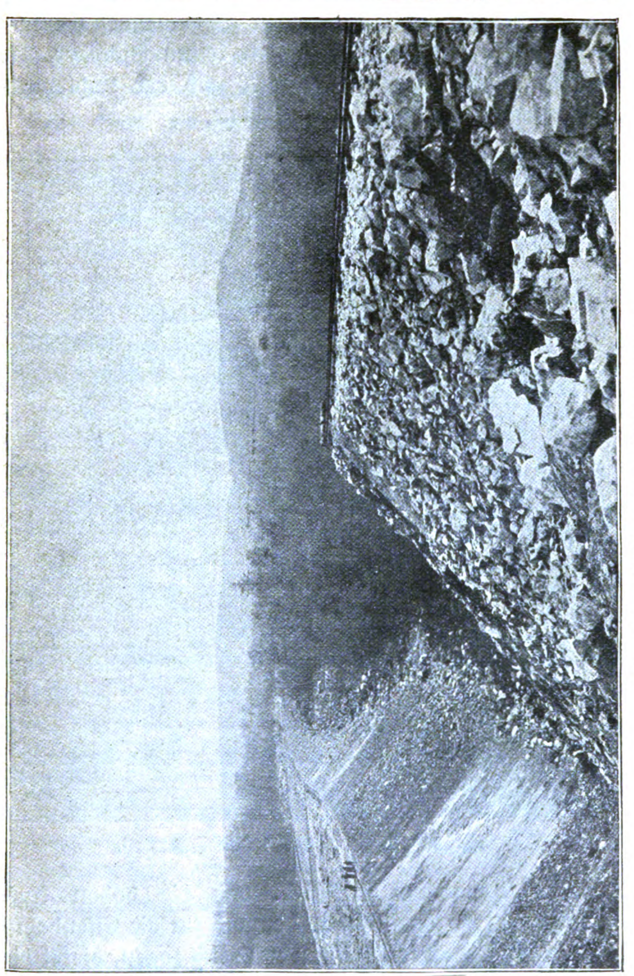
War die behördliche Erlaubnis für den Bau einer Eisenbahn zwischen zwei Punkten eingeholt worden, so erhielten die Ingenieure von den Unternehmern den Auftrag, die Strecke zu bauen. Die Beschaffenheit des Geländes, ob es von Höhenzügen und Strömen durchzogen war oder nicht, war nicht der Erwägung wert, das war Sache der Ingenieure, mochten sie zusehen, wie sie den beschlossenen Bau in kürzester Zeit in die Wirklichkeit umsetzten. Nur wenn die Ingenieure mit zu kostspieligen Vorschlägen nahten,

legten ihnen die Kapitalisten den Zaum an und brachten ihren Willen zum entscheidenden Ausdruck. War doch ihre Losung: Schnell und billig!

Auf der einen Seite von der Zeit gedrängt, auf der anderen immer die Kosten fürchtend, legte man daher den Unterbau, wo es anging, so leicht als möglich an. Bei der Überwindung von Bergzügen wurden die steilsten Steigungen gewählt und die Kurven aufs knappste bemessen. Allerdings wurden so unter dem Zwang der Verhältnisse zuweilen technische Wunderwerke geschaffen, die bei reichlicheren Mitteln und längerer Bauzeit kaum gewagt worden wären.

Als dann aber die Gebiete, die diese hingeworfenen Linien durchschnitten, bevölkerter wurden und der Verkehr beständig wuchs, mußten nicht nur stärkere Eisenbahnwagen gebaut, sondern auch schwerere Maschinen in den Dienst gestellt werden. Die Ingenieure suchten sich geradezu im Bau schwerer Maschinen zu übertrumpfen. Darauf war jedoch der Unterbau der Strecken nicht berechnet. Der Unterhalt und die gelegentliche Ausbesserung dieser Linien verschlang daher Unsummen, so daß nicht nur keine Gewinne erzielt wurden, sondern die Aktienbesitzer ansehnliche Verluste erlitten. Wenn man sah, wie mühselig die schweren Güterzüge unter Verfeuerung ungeheuerer Kohlenmengen schnaubend die steilen Steigungen hinaufkrochen, so mußte man erkennen, daß hier tatsächlich etwaige Überschüsse in Rauch aufgingen. Jetzt fühlten die Unternehmer die Notwendigkeit, Abhilfe zu schaffen, und setzten sich mit den Ingenieuren zur Erneuerung der verlotterten und verlustbringenden Linien in Verbindung.

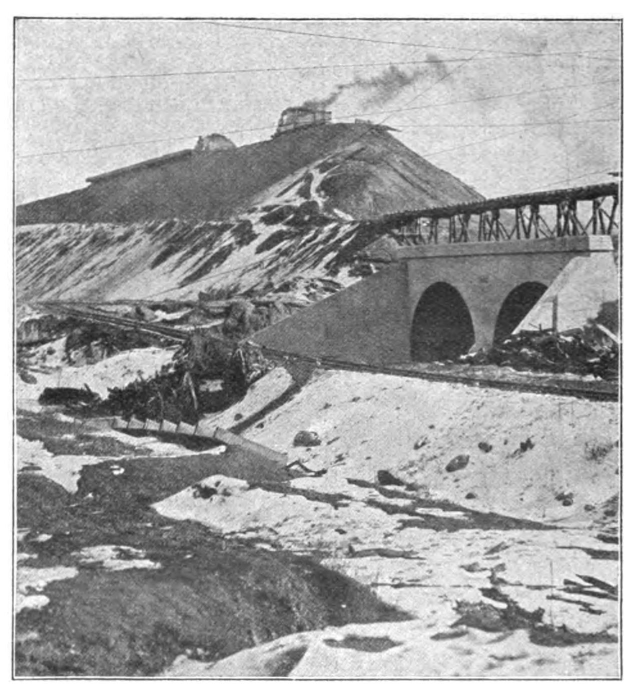
Diese Rekonstruktion wurde denn auch alsbald ins Werk gesetzt und wird noch heute fortgeführt. Auf



Die ersten Anfänge des Riesendammes.

ganze Meilen hin schaltete man Strecken, deren Unterbau zu schwach war, aus und baute dafür neue. Ebenso wurden die Steigungen ermäßigt. Zwar mußten für

diese Verbesserungen Millionen aufgewendet werden, aber dafür wurden die Linien leistungsfähiger, die ewigen Flickarbeiten fielen fort, und der Kohlenverbrauch wurde bedeutend verringert.

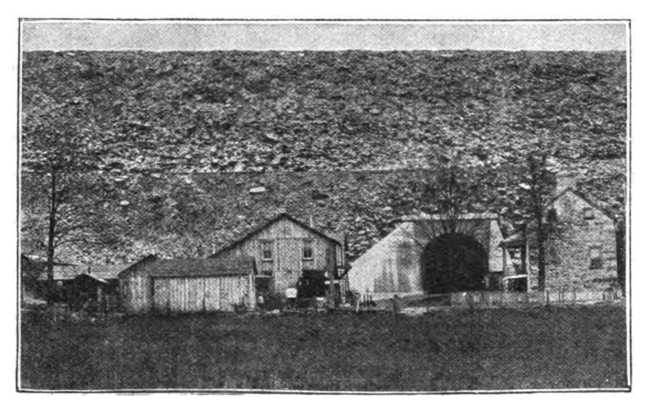


Teilstrecke des zu erhöhenden Dammes.

Ein schlagendes Beispiel, daß die hohen Aufwendungen für den Umbau dennoch für die Eisenbahnverwaltungen einen Gewinn nach sich zogen, bietet die Delaware-, Lackawanna- und Westerneisenbahn. Sie ging von geringen Anfängen aus, streckte dann aber, als der Kohlentransport von den Bergwerken zu den

Handelsplätzen mehr und mehr wuchs, ihre Schienenstränge bis zu den Großen Seen und zur Küste des Atlantischen Ozeans aus.

Als man die Hauptlinie zuerst baute, war das Kapital kärglich, und außerdem stellte sich ihr noch in einem schroffen Bergzug ein fatales Hemmnis entgegen. Man half sich daher so, daß man die Strecke an der Gebirgsflanke bis zu dem Punkt hinaufführte,



Teil des fertigen Dammes.

wo der Delaware die Bergkette durchbricht und für den Schienenweg einen natürlichen Durchlaß freigibt. Die hier in Betracht kommende Strecke zwischen Hopatcong und der Delawareschlucht beträgt rund 61 Kilometer. Sie war in ihrer ersten Anlage einmal verhältnismäßig lang und wies außerdem sehr steile Steigungen auf. Die Länge der Schleifen und Kurven belief sich auf 20 Kilometer, und die Steigung betrug 11,2 Meter auf das Kilometer. Infolgedessen konnte eine gewöhnliche Maschine nur 30 Güterwagen fortbewegen, während auf einer besser und mit ge-

ringerer Steigung gebauten Konkurrenzlinie, die erst später angelegt wurde, eine Maschine von der gleichen Stärke 75 Güterwagen mit beträchtlich größerer Geschwindigkeit zog.

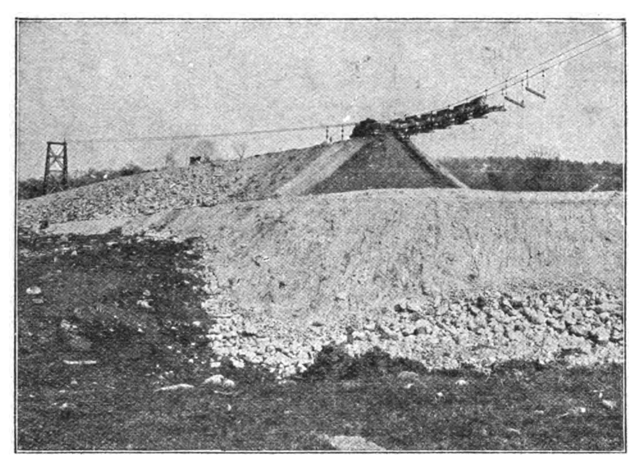
Der Präsident der Eisenbahn, Truesdale, erkannte, daß hier der wunde Punkt der ganzen Linie lag, und daß, solange dieser nicht beseitigt wurde, an eine erfolgreiche Bekämpfung der Konkurrenzlinie nicht zu denken sei. Er befragte daher seinen Chefingenieur, Lincoln Bush, ob sich die Strecke nicht verkürzen und zugleich die Steigung ermäßigen ließe. Die Antwort lautete im allgemeinen bejahend, doch mußten erst noch Ingenieure zur genaueren Untersuchung des Geländes für die geplante neue Route hinausgesandt werden. Ihre Feststellungen fielen ermutigend aus. Die neue Route zwischen Hopatcong und der Delawareschlucht konnte um 17,6 Kilometer kürzer als die alte gebaut werden, die Steigung ließ sich von 11,2 Meter für das Kilometer auf 5,4 Meter herabsetzen, und vier Fünftel aller Schleifen und Kurven kamen in Wegfall.

Jetzt galt es, den Kostenpunkt in Rechnung zu ziehen. Zwei Monate angestrengter Arbeit waren nötig, um eine Übersicht über die erforderlichen Summen für den Bau der neuen Strecke mit allen ihren Einrichtungen zu gewinnen. Es ergab sich, daß die neue Strecke 38 Millionen Mark kosten würde. Auf der anderen Seite wurde berechnet, daß durch die Beschleunigung, Verbilligung und Steigerung des Verkehrs die neue Route einen Ertrag liefern würde, der der Verzinsung eines Kapitals von 42 Millionen Mark gleichkam. Die Verwaltung erlitt also durch den Neubau keinen Schaden, sondern erzielte daraus noch einen hübschen Gewinn.

So wurde denn der Bau beschlossen. Dieser Be-

schluß erregte in der amerikanischen Eisenbahnwelt das größte Aufsehen. Denn eine jede Meile kostete bei dieser Route 1,320,000 Mark, während bei der bisher teuersten Strecke für die Meile nur 800,000 Mark aufgewendet worden waren.

Die ungeheure Bausumme wird verständlich, wenn man hört, daß für die Meile durchschnittlich nicht



Drahtseilbahn zur Beschaffung des Aufschüttungsmaterials.

weniger als 500,000 Kubikmeter Erde und Felsgestein zu bewegen waren. Drei Meilen hinter der letzten Station in der Delawareschlucht mußte nämlich die Bahn auf das steile Südufer des Flusses hinübergehen und dann auf 19,2 Kilometer mit einer Steigung von 5,2 Meter für das Kilometer die Höhe erklimmen. Hier lief sie eine Zeitlang auf der Hochebene fort, wobei jedoch eine Anzahl Felsriegel zu durchsetzen waren. Und nun gelangte sie an ein drei Meilen breites Tal. Dies war das schwierigste Stück der ganzen

Strecke. Sollte man in das Tal hinabgehen und auf der anderen Seite wieder hinaufklimmen? Dabei waren große Steigungen, die man ja eben vermeiden wollte,

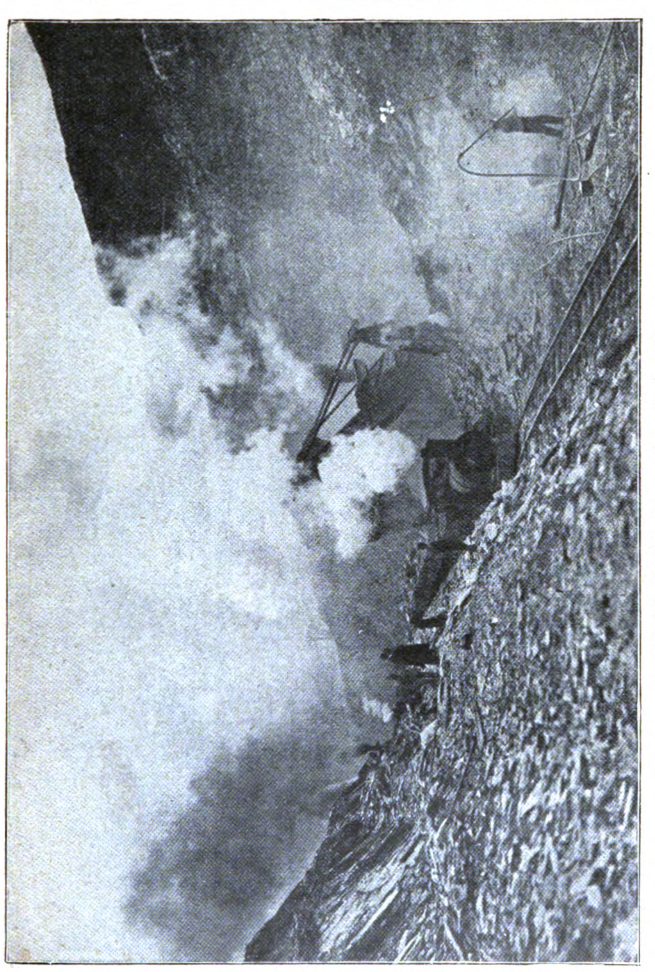


Einschnitt in einem Schiefergrat.

unausbleiblich. Man beschloß deshalb, das Tal mit einem Riesendamm zu durchqueren.

Allein das Tal war in der Richtung, die die Strecke nehmen sollte, besiedelt. Die Farmer stellten für die Abtretung des Landes unangemessene Forderungen, so daß man zur Enteignung schreiten mußte.

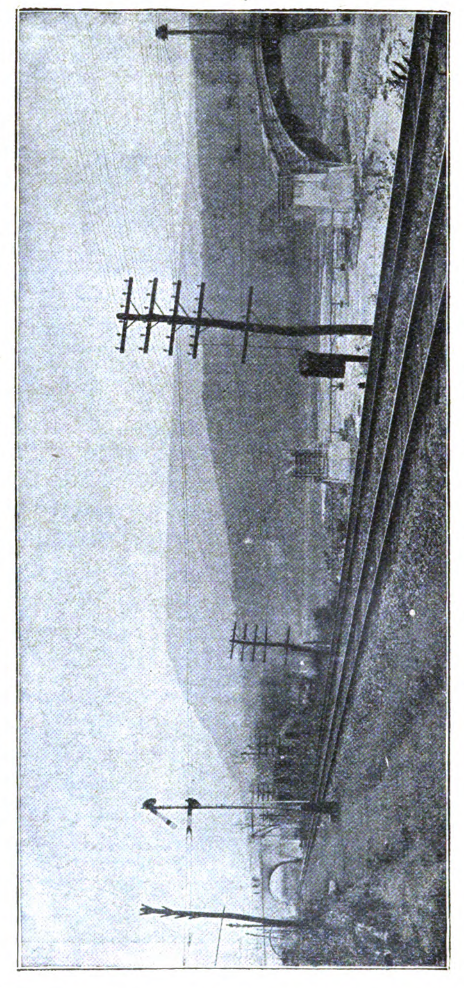
Jetzt erst konnte man die Aufschüttung des Dammes



Einschnitt in einem Granitriegel.

ins Werk setzen. Da das Gleis in einer Höhe von 33 Meter über der Talsohle liegen sollte, so mußten zur Aufschüttung des Dammes rund 6,625,000 Kubik-

meter Erde und Gestein beschafft werden. So weit es angängig war, entnahm man das Auffüllungsmaterial den benachbarten Bergabhängen. Tag und Nacht trugen die Kipploris die Massen zu den Abladestellen, um den Damm allmählich zu erhöhen und zu verlängern. Natürlich mußten dabei von Zeit zu Zeit Gleisverlegungen vorgenommen werden. Aber auch aus der weiteren Umgebung mußte durch Drahtseilbahnen Aufschüttungsmaterial herbeigeschafft werden. Bei der Fortführung der Strecke jenseits des Dammes mußten wie-



Blick auf die im Bau begriffene Delawarebrücke.

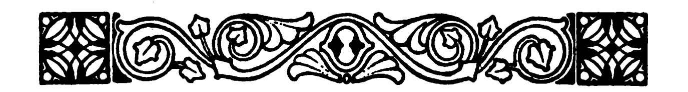
derum Schiefer- und Granitgrate durchschnitten werden, wodurch abermals die Bewegung gewaltiger Gesteinsmassen bedingt wurde. So wurde ein Einschnitt 30 Meter tief angelegt, und bei einem anderen mußte 1 Million Kubikmeter Granit abgetragen werden.

Endlich waren zur Überbrückung des Delaware, seiner Nebenflüsse und kleinerer Rinnsale auf der Gesamtstrecke nicht weniger als 65 Brücken zu erbauen. Die größte davon ist die Delawarebrücke. Sie setzt sich aus fünf Spannungen von je 45 Meter Länge, zwei Vorbogen von je 36 Meter Länge und mehreren kürzeren Spannungen zusammen. Das Gleis liegt 19,5 Meter über dem durchschnittlichen Flußniveau. Die zweitlängste Brücke ist die über den Paulin's Kill. Sie mißt 330 Meter, hat fünf Spannungen von je 36 Meter und zwei kürzere von je 30 Meter Länge und liegt 34,5 Meter über dem Fluß. Für die Anfahrtsdämme zu den verschiedenen Brücken mußten ebenfalls gewaltige Aufschüttungen vorgenommen werden. Es waren hierfür rund 225,000 Kubikmeter Erde und Gestein nötig.

Selbstverständlich waren alle diese Arbeiten aufs sorgfältigste organisiert. Zur Herrichtung der Schwellen, der Baracken für die Arbeiter und der Geräteschuppen wurden fliegende Schneidemühlen angelegt, die das Holz aus den benachbarten Waldungen zerlegten und zuschnitten. Die Absprengungen des Gesteins wurden mit Dynamit vorgenommen und darauf das Geröll mittels Dampfschaufeln abgegraben und aufgeladen.

Welchen Umfang diese Absprengungen erreichten, zeigt am besten die Tatsache, daß dabei 5 Millionen Pfund Dynamit verwendet wurden.





Aschenbrödel.

Novelle von Henriette v. Meerheimb.

(Nachdruck verboten.)

1.

„Ich möchte nur wissen, was wir eigentlich mit ihr anfangen sollen, wenn sie hierher kommt?“ fragte Rose v. Königsbrück.

Sie stemmte ihre schmalen Füße, die in blaßblauen Seidenschuhen steckten, gegen das Gitter des Kamins, in dem ein Holzfeuer mit behaglichem Schnurren brannte. Ab und zu knackte ein Ast. Ein Tannenzapfen fing Feuer. Rote Funken sprühten auf den Messingvorsetzer. Draußen sang der Wind in den kahlen Baumzweigen. Die Holzläden klapperten. Die weißen Mullgardinen vor den Fenstern wehten leise hin und her.

Trotz des Kaminfeuers war es ziemlich kühl in der Stube und die zarten Seidenschuhe für den kalten Novembertag daher sehr dünn. Aber Fräulein Rose v. Königsbrück hielt es für praktisch, ihre alten Ballschuhe, von denen sie aus vergangenen schönen Zeiten eine stattliche Anzahl besaß, im Hause aufzutragen. Daß sie dafür täglich etwa die doppelte Portion Buchenholz verbrennen mußte, um ihre Füße einigermaßen zu erwärmen, bedachte sie nicht. Ihre Sparsamkeitseinfälle pflegten sich stets als recht kostspielig herauszustellen.

„Und ich möchte wissen, was wir anfangen sollten, wenn sie nicht hierher käme,“ antwortete Adele v. Kö-

nigsbrück übellaunig. Sie saß ihrer Schwester gegenüber an einem kleinen, wackeligen Bouletisch und legte Patience. „Von unseren Stiftsrenten können wir nicht leben. Unser väterliches Gut wird von Papas Gläubigern verwaltet. Von den Einnahmen werden die Schulden abbezahlt — wir bekommen keinen Pfennig und müssen in dieses baufällige Rattennest ziehen, das uns einst nur zum Absteigequartier diente, wenn wir in diesem Krähwinkel Besorgungen machten. Da Papa dich zum Glück zum Vormund unserer kleinen Stiefschwester ernannt hat, so haben wir den Nießbrauch ihres Vermögens. Bisher ging alles für ihre kostspielige Erziehung in teuren Pensionen auf. Da du aber so wahnsinnig warst, unseren letzten Vermögensrest mit Spekulationen aufs Spiel zu setzen, so bleibt eben nichts anderes übrig, als die Kleine zu uns zu nehmen und uns mit Hilfe ihres Geldes durchzuschlagen, so gut es eben geht."

„Und wenn sie heiratet und die Auszahlung ihres Vermögens verlangt?"

„Heiraten darf sie eben nicht — dafür laß mich nur sorgen. Die wenigsten Menschen ahnen etwas von ihrem Vermögen, und wer heiratet denn wohl gern in unsere zerrütteten Verhältnisse hinein? Haben wir etwa geheiratet — du oder ich? Trotzdem du wegen deiner Schönheit berühmt warst und beinahe an allen Höfen der Welt gewesen bist, um eine gute Partie zu machen? Aber den Töchtern des tollen Königsbrück huldigte man wohl, jedoch fürs Heiraten bedankte sich jeder."

„Nicht jeder!" rief Rose. Ein zartes Rot lief über ihr schön geschnittenes, verblühtes Gesicht. Sie stützte den Kopf in die Hand und sah nachdenklich ins Feuer.

„Denkst du an Kronstein?" sagte Adele lachend.

„Freilich, du hättest vorzüglich zu einer armen Leutnantsfrau gepaßt!"

„Mittlerweile wird er es bis zum Major oder doch mindestens zum Rittmeister gebracht haben."

„Wenn er nicht längst als glatzköpfiger, verabschiedeter Bezirksoffizier mit Frau und sechs Kindern in irgend einem kleinen Nest versauert ist."

„Ich habe nichts davon gehört. Er hat übrigens sogar den Feldzug in Südwest mit Auszeichnung mitgemacht."

„Meinetwegen. Du paßtest ebensowenig zu einer Farmersfrau in Afrika wie zu einer Majorsgattin in der Provinz. Du konntest nur einen Prinzen, einen Millionär oder Majoratsherrn heiraten."

„Sehr richtig!" bestätigte Rose bitter. „Nur kam weder der Prinz noch der Millionär. Fast wünschte ich —"

Sie sprach ihren Wunsch nicht aus. Mit einem verächtlichen Ausdruck sah sie sich um. Freilich, das Wohnzimmer der beiden Damen trug wie alles, was sie umgab, den Stempel fadenscheiniger, vergangener Pracht. In der Ecke konnte sich das geblümte Sofa kaum noch auf seinen krummen Beinchen halten; Kissen aus durchsichtigem Seidendamast lagen darauf, um die schadhaften Stellen des Überzugs zu verdecken. Hinter den gebogenen Scheiben einer kunstvoll verschnörkelten Vitrine schimmerten zahllose gebrechliche Nippessachen, lächelnde, rosengeblümte Schäferinnen, die sich über porzellanenes Blumengewinde neigten, steife chinesische Pagoden, die mit Köpfen und Händen wackelten, wenn man ihnen auf den Hut tippte oder auch nur mit festen Schritten an ihrem Standort vorbeiging. Den Rokokokommoden mit eingelegtem Rosenholz entquoll ein zarter Moschusgeruch, wenn man die Schubladen öffnete.

Der Novembernebel hing graue Samtvorhänge vor die Fenster. Ein schmaler Garten mit französischen Anlagen umgab das kleine, im Rokokostil gehaltene Haus. Viereckig verschnittene Buchsbaumrabatten und spitz gestutzte Zypressen standen auf dem schon winterlich gelben Rasen, dazwischen bröcklige Götterstatuen auf grauen, moosbesponnenen Sockeln neben verwitterten weißen Rokokobänken. Alles sah wehmütig, einsam, ja trostlos in dem blaß verdämmernden Abendlicht aus.

„Ein sehr behagliches Heim bieten wir unserer Schwester nicht," fuhr Rose fort. „Wenn ich denke, wie wir unsere Jugend genossen haben! Aber Asta ist freilich von ihrem achten Jahre an von einer Pension in die andere gewandert. Sie wird es wohl nicht viel besser gewohnt sein. Pensionen sind immer unangenehm — selbst die teuersten."

„Wir werden sie schon zu beschäftigen wissen, damit sie keine Zeit hat, sich Mucken in den Kopf zu setzen," meinte Adele energisch. „Unsere Wäsche reißt wie Zunder, seitdem wir die Jungfer entlassen mußten."

„Willst du etwa ein Nähmädchen aus unserer Stiefschwester machen?" entrüstete sich Rose. „Die Pensionsvorsteherin schrieb, sie habe ein großes musikalisches Talent und übe freiwillig jeden Tag drei Stunden."

„Na, das wird sie hier auf unserem verstimmten Spinett wohl bleiben lassen."

„Die musikalische Begabung wird sie wohl von ihrer Mutter geerbt haben. Die trat ja sogar, ehe Papa sie heiratete, öffentlich in Konzerten auf," meinte Rose. „Hoffentlich kommt Asta nicht auch auf solche Ideen."

„Die würde ich ihr rasch austreiben," entgegnete Adele grimmig. „War das noch nicht toll genug, eine

Konzertspielerin zur Stiefmutter zu bekommen? Sollen wir das an unserer Stiefschwester noch einmal durchleben?“

Rose antwortete nicht. Das Thema interessierte sie zu wenig. „Unser Justizrat wollte heute abend noch kommen, um wegen der Papiere mit mir zu sprechen,“ sagte sie nach einer Weile unruhig. „Vielleicht hat er doch noch manches verkaufen und für uns retten können.“

„Höchst unwahrscheinlich bei dem Unglück, das uns verfolgt.“

Aber Rose war in diesem Punkt äußerst sanguinisch. Sie schlug die Zeitung auf und studierte den schon hundertmal gelesenen Kurszettel, bis Minna, die Küchenfee, hereinpolterte und den Justizrat Krull anmeldete.

Minnas Anblick ließ beide Damen, die einst nur von geschulten Dienern bedient zu werden gewohnt waren, nervös zusammenzucken. Doch Rose setzte sofort ihr liebenswürdigstes Gesicht auf. Der Kreppschal glitt von ihren Schultern, als sie dem Eintretenden beide Hände entgegenstreckte.

„Was bringen Sie: Tod oder Leben — Gewinn oder Verlust?“ fragte sie neckisch und mit ihrem holdesten Lächeln. Ein Lächeln, das früher eine Reihe entzückender Zähne und zwei herzige Grübchen zeigte, jetzt aber nicht mehr ganz so verführerisch wirkte.

Die Antwort des Justizrats blieb zuerst unverständlich, denn Peter, der schwarzbraune Teckel, bellte den ihm unangenehmen Störenfried aus seiner Ecke wütend an. Adele suchte den erzürnten Köter, der jedes Eintreten in dieses Zimmer als eine ihm persönlich zugefügte Kränkung auffaßte, zu beschwichtigen, indem sie sich neben seinen Korb hinkauerte und wohl zwanzigmal hintereinander: „Aber Peter — Peterchen sei doch

ruhig!" wiederholte, bis Peters wütendes Gekläff endlich in ein dumpfes Murren überging und der Justizrat sich verständlich machen konnte.

Seine Miene blieb aber so ernst, seine Haltung so frostig, daß Adeles letzter Hoffnungsschimmer erblaßte und auch Rose ein unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken konnte. Er packte seine schwarze Ledermappe etwas umständlich aus, legte einige der Papiere auf den Bouletich zwischen Adeles Patiencekarten und sagte: „Wenn Sie meine Ansicht hören wollen, meine Damen, so werfen Sie diesen ganzen Krempel in das Kaminfeuer dort. Da sehen Sie ihn dann wenigstens hübsch hell flackern — weiteren Wert hat er nicht."

„Aber Herr Justizrat!" Rose erblaßte unter dem zartrosa Schminkhauch. „Mir sind doch von sämtlichen Aktien vierzig Prozent versprochen worden."

„Schwindel — alles Schwindel! Mein Himmel, gnädiges Fräulein, warum fragten Sie mich nicht um Rat? Jetzt kann ich Ihnen auch nicht mehr helfen."

„Dann werde ich klagen!"

„Schön. Laden Sie sich auch noch Gerichtskosten auf den Hals. Wen wollen Sie übrigens verklagen? Die Banken? Die kauften, was Sie verlangten. Die Aktionäre? Die haben ihre Aktien längst an andere Leute weitergegeben, an die Sorte nämlich, die nie alle wird und die —"

„Danke verbindlichst, Herr Justizrat."

„Verzeihung, Fräulein v. Königsbrück, aber wer hieß Sie auch solchen Schund kaufen?"

„Ich hoffte daran zu gewinnen."

„Natürlich — das will jeder. Darauf rechnen ja die Unternehmer solcher Gründungen, die sie für bombensicher ausschreiben. Papier ist geduldig. — Ist denn wenigstens das Vermögen Ihrer Stiefschwester in Ordnung?"

Rose biß sich auf die Lippen. „Einige dieser Aktien gehören zum Vermögen meines Mündels.“

„Recht nett! Wenn das herauskommt, wird das Vormundschaftsgericht Sie verklagen und Ihnen die Verwaltung entziehen. Überdies müssen Sie jeden verlorenen Groschen zurückzahlen. Wovon?“

„Herr Justizrat, Rose meinte es gut,“ warf Adele ein. „Sie hat für Asta gerade so gehandelt wie für uns beide.“

„Genau so kopflos und —“

Dem Justizrat schien das passende Wort zu fehlen. Er starrte finster vor sich hin.

„Was gedenken Sie also zu tun, Fräulein v. Königsbrück?“ fragte er endlich heiser. „Soll ich die Tochter meines alten Klienten noch auf der Anklagebank sehen?“

Adele schrie laut auf.

„Schweig!“ herrschte sie Rose heftig an. „Natürlich würde ich, wenn die Sache wirklich so ernst steht, meine letzten Brillanten verkaufen, um Asta den Verlust zu ersetzen.“

„Hm — das läßt sich hören.“ Der Justizrat dachte nach. „Heben Sie den Schmuck aber nur vorläufig noch auf. Vielleicht macht Ihre Schwester eine reiche Heirat und —“

„Die Tochter einer Musikantin!“ murmelte Adele höhnisch.

„Wenn sie ihrer Mutter gleicht, ist sie jedenfalls ein reizendes, und wenn sie ihrem Großvater, dem berühmten Virtuosen Moskrewsky, ähnelt, ein geniales Wesen,“ sagte der Justizrat ernst. „Hat denn die junge Dame gar keine Verwandten mütterlicherseits, die sich um sie kümmern?“

„Ich glaube kaum. Papas zweite Frau war ohne jeden Anhang und Familie. Der alte Moskrewsky

starb wenige Wochen nach dem Tode seiner Tochter. Von ihm erbte Asta das bißchen Geld, um das Sie solchen Lärm schlagen, Herr Justizrat."

„Je weniger es ist, um so sorgfältiger muß man damit umgehen," entgegnete er kurz. „Ich muß jetzt sofort die Aushändigung aller Gelder verlangen, die Ihrer Schwester gehören. Ich werde sie in mündelsicheren Papieren anlegen und zahle Ihnen die Zinsen. Darauf müssen Sie eingehen, sonst muß ich an die Vormundschaftsbehörde gehen. Ebenso beanspruche ich eine Schuldverschreibung."

„Die sollen Sie haben." Rose lachte leichtsinnig auf. „Das habe ich von Papa gelernt. Auch Wechsel könnte ich schreiben — so schräg 'rüber — nicht wahr, Herr Justizrat?"

„Ihre Wechsel würde niemand annehmen, gnädiges Fräulein," versetzte der Justizrat bissig. „Sie sind ja noch schlimmer wie Ihr Vater — und das will viel sagen. Worauf rechneten Sie eigentlich? Auf das große Los, auf eine Erbschaft — oder sonst einen Glücksfall?"

„Natürlich. Darum spekulierte ich ja. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!"

„Nun, Sie haben freilich gewagt, aber gewonnen haben Sie nichts. Wenn Ihre Stiefschwester nicht Rechenschaft verlangt, so —"

„Ach, das Ding ist erst achtzehn Jahre."

Adele zankte sich zwar viel mit Rose, nahm aber stets ihre Partei, wenn andere sie angriffen. „Unsere kleine Schwester kommt in den nächsten Tagen aus Brüssel zurück, und dann leben wir so sparsam, daß wir bald noch etwas erübrigen —"

„Unsinn, Adele! Unser Zustand mit dem einen Dienstmädchen ist jetzt schon unwürdig."

Der Justizrat zuckte mitleidlos die Achseln. „Sie haben einen schönen Karneval durchlebt, Fräulein v. Königsbrück. Danach kommt immer der Aschermittwoch.“

„Ist das Ihre ganze Weisheit und Hilfe, Herr Justizrat?“

„In der Regel kann man niemand helfen, der sich nicht raten läßt. Aber ich kann Ihnen doch —“ Er machte eine Kunstpause und sah die Damen herausfordernd an. „Ich habe nämlich einen Käufer für Königsbrück.“

Beide starrten finster vor sich hin.

Der Justizrat deutete das Schweigen richtig. „Begreiflicherweise wird Ihnen der Entschluß schwer. Aber über kurz oder lang wär's doch aus der Familie gegangen und darum —“

„Wer ist der Käufer?“ fragte Rose rasch.

„Ein Graf Nêges. Vorläufig will er Schloß und Park mieten, um in völliger Ruhe ein Buch zu schreiben. Gefällt ihm das Gut, so kauft er es Ihnen ab.“

„Schließlich kann uns das ziemlich gleich sein,“ meinte Adele übellaunig. „Die Gläubiger mögen sich gratulieren. Was geht's uns an? Wir bekommen ja doch nichts.“

„Freilich — viel gibt's nicht, wenn nicht Graf Nêges einen Liebhaberpreis zahlt. Er ist ein alter Sonderling, der das vielleicht tut. Durch ein günstiges Arrangement mit den Gläubigern schinde ich vielleicht doch noch etwas für Sie heraus. Jedenfalls habe ich schon ausgewirkt, daß er Ihnen persönlich die Miete zahlt, so daß sie nicht zur Schuldentilgung herangezogen wird.“

„Bravo!“ Roses Laune stieg wieder. Ihr Gesicht heiterte sich auf.

„Ihnen gebe ich aber keinen Pfennig davon in die Hand," polterte der Justizrat, den ihre Fröhlichkeit mißtrauisch machte. „Fräulein Adele bekommt zwei Drittel — ein Drittel spare ich für Ihre Stiefschwester auf. Das ist nicht mehr wie recht und billig."

„Meinetwegen. Ein Bettel wird's doch wohl nur sein."

Der Justizrat schmunzelte. „Der Handel ist noch nicht abgeschlossen, aber ich denke, Sie werden zufrieden sein. Mit dem Grafen Nêges verhandelt es sich gut — er ist ein vornehm denkender Mann und erpicht auf Schloß und Park der ruhigen Lage wegen."

„Wie alt ist er denn?"

„So an die siebzig. Er will ganz ruhig leben und sich in seine Arbeit vertiefen."

„Nun, wir werden ihn nicht stören." Rose lehnte ihren sorgsam frisierten Kopf gegen die Lehne des Stuhls zurück und schloß halb die Augen. „Wir gehen nie nach Königsbrück hinaus. Mir wird schon übel und weh ums Herz, wenn ich die Kastanienallee, die nach dem Schloß führt, von weitem sehe. Das kann mir wohl niemand verdenken."

„Gewiß nicht." Der Justizrat packte seine Mappe zusammen. Die zu einem Bündel zusammengehefteten Papiere überreichte er Rose mit ironischer Verbeugung. „Heizmaterial!" sagte er nur.

Er wollte eben zur Tür gehen, als unten ein Wagen vorfuhr. Auf der stillen Straße hörte man das Geräusch sehr deutlich.

Adele trat ans Fenster, aber in dem Nebelgrau draußen ließen sich nur unsichere Umrisse einer Droschke erkennen, deren mattbrennende Laterne wie ein rotes Auge durch die Dämmerung leuchtete.

„Um diese Zeit kommt doch niemand mehr," meinte Rose gleichgültig.

Aber unten im Hausflur wurden jetzt Stimmen laut. Die Schwestern sahen sich erstaunt an.

„Könnte das schon Asta sein? Unmöglich — die würde doch telegraphiert haben!“

Der Justizrat fühlte, daß die Anwesenheit eines Fremden in diesem Augenblick der unerwarteten Heimkehr eines Familiengliedes eigentlich etwas störend sein mußte. Trotzdem blieb er noch am Tisch stehen und fingerte an seiner Mappe herum. Die Neugier plagte ihn, dieses junge Mädchen, deren Interessen er sich noch in dieser Stunde aus einem unbestechlichen Rechtsgefühl heraus so warm angenommen hatte, als erwachsene Dame zu sehen. Lieber Gott, beneiden tat er das arme Ding nicht um diese Heimkehr!

Adele bildete sich immer mehr zu einem Hausdrachen aus, und Rose lud sicher die ganze Bitterkeit über ihr eigenes verfehltes Leben mit all den versäumten Glücksmöglichkeiten auf das schuldlose Haupt der jüngeren Schwester ab, weil — nun weil diese eben jung und hoffnungsfroh, sie selbst verblüht und gealtert war.

Minna riß die Tür auf und schrie etwas herein, das man unmöglich verstehen konnte. Dicht hinter ihr trat eine fast überschlanke, zarte Mädchengestalt in knappem, fußfreiem Tuchkostüm, eine lange schwarze Boa um den Hals geschlungen, in die Türöffnung. Aus dem Dunklen kommend, unterschied sie in dem hellen Zimmer zuerst wohl nur undeutlich die drei Anwesenden, während der Schein der Lampe, von der Adele den Schirm hob, um besser sehen zu können, die Eingetretene klar beleuchtete.

Rose trat einen Schritt vor und sah der Angekommenen scharf ins Gesicht. Unwillkürlich prallte sie wie vor einer Geistererscheinung zurück und drückte die Hand

gegen ihr laut klopfendes Herz. Großer Gott, ihre eigene Jugend, ihre eigene, jetzt verblühte und so heiß betrauerte Schönheit war wieder auferstanden und sah sie mit großen Augen ernst fragend an!

„Ich komme euch wohl ganz unerwartet?“ Astas Stimme zitterte ein wenig. Nach der langen, beschwerlichen Reise war es ihr schon auf dem Bahnhof eine große Enttäuschung gewesen, daß niemand sie empfing. In ihrem Pensionsleben besorgten immer andere alles für sie.

„Wie konnten wir dich erwarten?“ entgegnete Adele. „Du solltest doch erst nächsten Montag eintreffen.“

„Wir mußten früher abreisen, weil ein Scharlachfall in der Pension vorkam. Ich schrieb es euch. Mein Brief muß sich verspätet haben.“

Jetzt war Asta bereits den Tränen nahe. Ein leises Schluchzen klopfte in ihrer Stimme.

Rose faßte sich gewaltsam. „Nun, die Hauptsache ist, daß du glücklich da bist.“ Sie drückte einen frostigen Kuß auf das Gesicht der Schwester, das dem ihrigen im Schnitt der feinen Züge so auffallend glich.

Freilich, Astas Erscheinung fehlte das Blendende, das Rose einst ausgezeichnet, sie zu einer so berühmten Schönheit gemacht hatte, die lebhaften Farben, die feurig blitzenden Augen. Bei Asta war alles milder, zarter abgetönt, von einem eigenen sanften Liebreiz umflossen. Das weiche braune Haar bauschte sich locker um Schläfen und Stirn, über die der große Hut einen leichten Schatten warf.

„Hier, unser alter Freund, Justizrat Krull, möchte dich auch begrüßen,“ fuhr Rose schnell fort.

Der Justizrat faßte die schlanke Hand des jungen Mädchens. „Ich habe Ihre Mutter gekannt und Ihren Großvater als einen großen Künstler geschätzt,“ sagte

er einfach. „Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen.“

Astas Gesicht belebte sich. „Sie haben den Großvater gekannt, haben ihn spielen hören? O erzählen Sie mir von ihm!“

„Das hat wohl noch Zeit,“ fiel Adele ein. „Vorläufig muß ich rasch dein Zimmer in Ordnung bringen und dir etwas zu essen holen.“

„Danke, ich aß bereits im Zuge. Jedenfalls würde es mich sehr freuen, etwas von Großvaters Konzerten zu hören.“

Rose lachte. „Liebes Kind, wir sind nicht gerade stolz darauf, daß dein Großvater sich mit Klaviergeklimper sein Geld verdienen mußte.“

„Klaviergeklimper!“ fuhr Asta auf.

„Wir sprechen später noch darüber.“ Der Justizrat beugte sich über Astas Hand. „Ich hoffe, Sie oft zu sehen, liebes Fräulein. — Empfehle mich, meine Damen. Alles Geschäftliche mit dem Grafen Nêges werde ich ordnen. Ich habe ja Ihre Vollmacht.“

Eilig verschwand der Justizrat.

„Gott sei Dank, daß der alte Schwätzer fort ist!“ sagte Rose erleichtert, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. „Er wird immer älter und tappiger. — Setz dich ans Feuer, Kind. Adele bringt deine Stube inzwischen in Ordnung. Viel zu bieten haben wir dir ja nicht. Wir bewohnen selber die einzigen Schlafräume hier unten — du mußt mit der Dachstube fürlieb nehmen. Du bist ja noch so jung.“

Ein halb bewundernder, halb gehässiger Blick streifte das Gesicht der Schwester. Dieser wunderbare Teint mit dem echten Pfirsichhauch, dieses reiche Haar, dessen Farbe an trockenes Eichenlaub erinnerte; wie lang und

dicht die Wimpern waren, wie sensitiv der weiche blaß-rote Mund!

Rose krallte plötzlich die Hände in ihre Schalenden. Ein Gefühl von Haß gegen dieses junge Geschöpf in seiner triumphierenden Frische und Schönheit zuckte in ihr auf.

Gleich darauf aber schämte sie sich selbst dieser häßlichen, ungerechten Regung, und um sich nicht zu verraten, fragte sie mit scheinbarem Interesse nach Astas Pensionsfreundinnen und Studien.

Das junge Mädchen blieb sehr zurückhaltend. Nur wenn sie auf ihre Musikabende in der Pension, die in Brüssel gehörten Konzerte kam, belebte sie sich. Ohne ein leises Beben der Stimme konnte sie nicht von Musik sprechen. Die schien das Heiligtum ihrer Seele zu sein.

Rose hörte kaum mehr auf Astas Worte, sondern beobachtete unausgesetzt zu ihrer eigenen Qual das reizende wechselnde Mienenspiel der Sprecherin.

„So — deine Stube ist jetzt fertig," sagte die wieder eintretende Adele. Sie kam in schlechtester Laune zurück und beschloß, sich in Zukunft redlich durch Gegenleistungen der jungen Schwester schadlos zu halten für diese aufopferungsvolle Tat.

„Wenn ihr erlaubt, gehe ich gleich hinauf. Ich bin sehr müde," bat Asta.

„Natürlich. Minna kann dir den Tee ans Bett bringen. Leg dich nur hin. Warm ist's oben nicht. Wir wollten heizen, aber der Ofen raucht."

Asta stand auf. Im Vorbeigehen strich sie liebkosend mit der Hand über den Deckel des altmodischen Spinetts. „Ist das das einzige Instrument, das ihr habt?" fragte sie.

„Doch — einen Blüthnerflügel haben wir auch,

der hat Tausende gekostet. Er steht aber im Schloß Königsbrück im Musiksaal. Den dürfen wir ebensowenig herausnehmen wie sonst ein Möbelstück. Alles ist in den Händen der Gläubiger."

„Vielleicht gibt man ihn mir heraus, wenn ich darum bitte?" fragte Asta rasch.

„Bitten — bei den Halsabschneidern auch noch bitten!" fuhr Adele auf. „Hast du keinen Stolz, Kind? Und wo sollte in diesen Mauselöchern hier wohl ein großer Konzertflügel stehen? Außerdem ist mir Musik ein unerträgliches Geräusch."

Asta ging mit gesenktem Kopf und einem fast unhörbaren „Gute Nacht" hinaus.

„Scheint ein eingebildeter, verzogener kleiner Affe zu sein," meinte Adele gereizt. „Dabei musiktoll wie ihre Mutter. Das könnten wir gerade gebrauchen! Peterchen hat sie mit keinem Blick angesehen, obgleich er sie freundlich anschnüffelte. Aber wie verhext starrte sie fortwährend auf das Instrument. Morgen schließe ich den Jammerkasten ab. Ich bedanke mich dafür, mir alle Tage die Ohren volldudeln zu lassen."

„Wie ähnlich sie mir sieht!" sagte Rose gedankenvoll.

„Du warst viel schöner," meinte Adele wegwerfend.

„Fürs Gewesene gibt kein Mensch einen Groschen," rief Rose lachend in herbem Selbstspott.

„Dafür haben wir unsere Jugend genossen. Sie aber wird hier ungesehen verblühen."

„Ja, unsere Jugend haben wir genossen! Der alte Justizrat hatte recht — ein toller, seliger Karneval war's, und jetzt ist Aschermittwoch."

Rose ging an eine der Rokokokommoden und schloß das oberste Fach auf. Ein feiner Modergeruch entstieg dem Schubfach. Unzählige getrocknete Kränze, zu-

sammengebundene Briefe, vollgekritzelte Tanzkarten, Bänder, Sträuße lagen darin.

„Ach, räumst du wieder deine Totenkammer auf? Liest du in deinen alten Liebesbriefen? Das pflegt ein dauerhaftes Vergnügen zu sein," spottete Adele. „Da geh' ich lieber auch zu Bett."

„Geh nur," antwortete Rose, ohne sich umzuwenden. Sie blieb vor der geöffneten Kommode knieen und blätterte in einem Paket lose aufeinanderliegender Briefe. Die Handschrift war groß, sicher und kühn. Die Buchstaben flogen so leicht dahin wie die Pläne und Hoffnungen des Schreibers. Die Worte, die sie las, waren heiß und schwül, durchtränkt von glühender Liebe. Sie schlürfte jedes leidenschaftliche Wort, jedes Lob ihrer Schönheit wie einen berauschenden Wein.

Die Vergangenheit wurde an diesem einsamen Abend wieder wach, und eine tote, längst begrabene Liebe schlug vorwurfsvolle Augen auf.

Es gab wohl nur wenige Mädchen, die ihre Jugend so genossen hatten wie die schöne Rose v. Königsbrück. Von jeher war sie der Abgott ihres verschwenderischen Vaters gewesen, der ihr nach dem frühen Tode seiner Frau die Stellung einer Herrscherin in dem großen, mit fürstlichem Aufwand eingerichteten Schloß Königsbrück einräumte. Rose trieb einen unsinnigen Luxus. Die Feste in Königsbrück wurden bald berühmt durch ihre Eleganz, durch ihren Aufwand.

Aber der Verkehr mit dem Landadel der Nachbarschaft genügte Rose bald nicht mehr, sie wollte mehr sehen, vor allem gesehen werden. Der Vater erfüllte ihren Wunsch. Sie reisten jeden Winter nach dem Süden oder nach London, Paris, Wien. Bald gab

es keinen Hof, keine große Stadt, kein Weltbad mehr, in dem die schöne Rose v. Königsbrück, umgeben von einer Schar von Verehrern, nicht ihre seidene Schleppe über das blanke Parkett der Ballsäle gezogen hätte.

Überall feierte man sie, huldigte man ihr wie einer Königin. Aber die erwartete große Partie blieb aus. Sei es, daß die schon damals zerrütteten Vermögensverhältnisse des alten Königsbrück zu bekannt wurden, oder daß man davor zurückschreckte, eine so anspruchsvolle, verwöhnte junge Dame zu heiraten — kurz, die Verehrer zogen sich unter irgend einem Vorwand immer rechtzeitig zurück.

Rose grämte sich deshalb nicht. Ihr Herz war bisher unberührt und sie fest überzeugt geblieben, durch einen Meisterstreich doch noch einmal eine glänzende Heirat zu erreichen, als das Schicksal ihr einen unerwarteten Querstrich machte. Der alte Königsbrück, bisher der gehorsamste, fügsamste Vater, verliebte sich in ein ganz junges Mädchen, die Tochter eines berühmten Virtuosen, die selbst auch schon mit großem Erfolg öffentlich aufgetreten war. Königsbrück wagte es nicht, seinen Töchtern, deren Herrschsucht und Hochmut er kannte, seine Liebe einzugestehen. Er ließ sich heimlich in der Schweiz mit Wera Moskrewsky trauen und zeigte seinen Töchtern, die ihn von der Reise zurückerwarteten, die Tatsache ohne Erklärungen oder Entschuldigungen brieflich an. Beide waren außer sich gewesen. Der Weltuntergang wäre ihnen gegen diese Ungeheuerlichkeit wie eine geringfügige Kleinigkeit erschienen.

Sie beantworteten den Brief des Vaters mit keiner Silbe und reisten sofort zu Verwandten ihrer verstorbenen Mutter ab. Den häufigen Briefen und Annäherungsversuchen des Vaters und seiner jungen

Frau setzten sie ein eisiges, unverbrüchliches Schweigen entgegen. Während Adele sich bei Verwandten in Italien aufhielt, wählte Rose zu aller Erstaunen das Heim einer Tante, die nach dem Tode ihres Mannes in seiner letzten Garnison im Elsaß wohnen geblieben war, einer Stadt, in der man jedes dritte Haus zur Kaserne benützte, und wo aus jedem Torweg eine Soldatenmütze heraussah. Equipagen gab's fast gar keine. Nur Krümperwagen rasselten über das Pflaster.

Fremd und eigenartig, aber anziehend muteten Rose die engen Straßen an, deren schmucklose Häuser ihre Fensterfront noch von der Zeit der Fenstersteuer her den Höfen zukehrten. Und schön war die Esplanade im Frühling, wenn die weißen Landstraßen in der Sonne flimmerten, der Fluß im Tal zwischen seinen Rebenhügeln aufblitzte und in wundervollen, verlassenen alten Gärten der Flieder seine schweren Sterntrauben in der matten Luft hin und her wiegte.

Schon früh am Morgen, wenn Rose die Augen kaum aufschlagen mochte, schmetterte Militärmusik am Hause der Tante vorbei. Helmspitzen funkelten in der Morgensonne, blitzende Säbel und Lanzen.

Die Offiziere gingen viel bei ihnen ein und aus. Ein besonderer Liebling der Tante war ein ganz junger Leutnant, Georg v. Kronstein, der beinahe täglich kam. Die alte Dame behandelte ihn fast wie einen Knaben, er zählte ja auch zwei Jahre weniger wie Rose — darum erlaubte sie ihrer Nichte, täglich mit Kronstein auszureiten.

Er war ein hochgewachsener, eleganter Offizier mit einem schmalen braunen Rassegesicht und ernsten, dunklen Augen. Beim ersten Sehen verliebte er sich sofort in Rose, als er sie auf einem Kasinofest traf. Sie trug ein weißes Seidenkleid, dessen Falten glatt her-

unterfielen, und einen weißen Levkojenkranz im Haar. Der schwere, süße Duft der Blüten stieg ihm zu Kopf wie starker Wein, wenn er die schlanke Mädchengestalt beim Tanzen im Arm hielt.

Täglich ritten sie allein in den dämmerigen Habichtswald oder über die Schlachtfelder, die weit und melancholisch sich unter dem lichtblauen Frühlingshimmel ausdehnten. In der Mitte ragte der Berg mit dem französischen Denkmal, darum lagen unzählige eingesunkene Gräber und Kreuze.

Ein Gewitter überraschte sie auf einem ihrer Ritte. In langem Galopp jagten sie zurück, um vor Ausbruch des Regens das Haus der Tante zu erreichen. Diese war ausgegangen. Sie saßen allein in der schwülen Stille des überdeckten Balkons, um dessen Brüstung rosenrote Begonien, weiße Winden und blasse Kletterrosen hingen. Eine japanische Ampel schwebte von der Decke herab — eine gelbe Papierlaterne mit schwarzen Störchen. Das Lichtchen zuckte darin hin und her und warf einen matten Schein über sein dunkles, zu ihr emporgewandtes Gesicht.

Da lag er plötzlich zu ihren Füßen und drückte den Kopf gegen ihre kühlen Hände. In heißen, sich überstürzenden Worten gestand er ihr seine Liebe.

Sie wollte ihn auslachen, schelten — und brachte nichts anderes heraus als ein leises Geständnis, daß auch sie ihn liebe.

Frau Leutnant Kronstein — sie, Rose Königsbrück, die umschwärmte, gefeierte Schönheit, die von einer Herzogskrone und Millionen geträumt hatte — die wollte einen armen Offizier ohne besondere Aussichten heiraten!

In diesem hoffnungslosen Licht erschien ihr an dem kühlen grünen Morgen, der jenem gewitterschwülen

Frühlingsabend folgte, ihr übereiltes Versprechen. Aber wenn sie in seine heißen Augen sah, seine Liebesworte hörte, seine Küsse erwiderte, da schwieg die Stimme der Vernunft.

Kronstein schrieb an Roses Vater, erhielt aber nur den kurzen Bescheid, daß dieser weder seine Erlaubnis noch die geringste Beisteuer zu dieser Heirat geben würde.

Die Aussicht, viele Jahre heimlich verlobt zu sein, schreckte den jungen Offizier nicht zurück. Er sprach von Abschiednehmen, ins Ausland gehen, aber Rose zollte diesen Plänen wenig Beifall. Vorläufig blieb sie bei der Tante. Sie schrieben sich oft, sahen sich noch öfter heimlich — immer mit einem leisen Zittern, ehe sie sich fanden, mit heißen, verzweifelten Küssen beim Scheiden.

Der Herbst ging mit goldenen Schuhen über die fahlgelben Stoppelfelder, der Schrei der Wildgans klang in den Lüften, prachtvoll ritt es sich durch die flammenden Wälder, wenn die sommermüden Blätter leise flüsternd zur Erde sanken. Rose war fest entschlossen, auch den Winter noch hier zu verleben, als ein Telegramm des Vaters sie zurückrief. Seine junge Frau war bei der Geburt eines kleinen Mädchens gestorben. Er bat Rose, ihm wieder die Wirtschaft zu führen, das mutterlose Kind zu erziehen.

Sie war sofort abgereist. Das Verhältnis zu ihrem Vater wurde in kurzer Zeit das alte; sie beherrschte ihn wieder vollständig und hätte seine Einwilligung zu ihrer Heirat jetzt leicht erreicht. Aber in ihrer alten Heimat, umgeben von dem gewohnten Glanz und Luxus, kam ihr selbst der Gedanke an diese Liebesheirat abenteuerlich, ja bald völlig unausführbar vor. Ihre Briefe wurden kürzer und kälter, sie hatten nicht mehr den

alten Ton. Aber die geheime Sehnsucht ihrer schlaflosen Nächte — die blieb bei ihm. Oft biß sie in die Kissen, um nicht laut zu schreien. Trotzdem konnte sie sich weder entschließen, ihm Opfer zu bringen, noch ihn freizugeben. Jahrelang hielt sie ihn so hin.

Er war aber nicht der Mann, ewig mit sich spielen zu lassen. Trotz ihrer ausweichenden Antworten, ja schließlich gegen ihren Willen reiste er nach Königsbrück, um eine letzte Entscheidung von ihr zu erzwingen.

Als er ihr in dem glänzend erleuchteten Saal gegenüberstand, kam ihm alles fremd, die ganze Lage unwirklich vor. Glitzernde Kristallleuchter mit geschliffenen Gläsern und flimmernden Kerzen erleuchteten den warmen Raum. Die weichen Lichter spielten über das steife Lilienmuster im Silberbrokat der Wände, über reichgeschmückte Konsoltische, bunte Brokatstoffe und alte dunkelrote Empiremöbel mit glänzenden Bronzebeschlägen. Und er stand inmitten all der Pracht mit blassem Gesicht und gerunzelten Brauen und wollte ihr vorschlagen, alles von sich zu werfen und ihm in eine ungewisse Zukunft zu folgen. Seine Stimme klang gepreßt, ihm selbst fremd in den Ohren wie ein falscher Ton.

„Rose, du mußt dich heute entscheiden.“

Sie spielte mit der langen Goldkette, die sie um den Hals trug, jedes einzelne Glied glitt durch ihre schlanken Finger in völlig mechanischem Spiel. Er musterte ihre elegante Toilette mit frostigem Blick. Es war zum Lachen, sich diese Erscheinung in einer kleinen Garnison als Frau Leutnant zu denken! Wie eine Königin, die Audienzen erteilt, sah sie aus — unnahbar, hoheitsvoll.

Mit einem dumpfen Aufschrei faßte er plötzlich nach ihren spielenden Händen und drückte sie an seine

heißen Lippen. „Du — du hast mich also getäuscht all die Jahre her! Hast du mich auch nur eine Stunde wirklich geliebt, Rose?“

Sie antwortete ausweichend. Das reizte seinen Zorn. Sie sagten sich böse, harte Worte und gingen endlich tiefgekränkt auseinander. In der Tür blieb er noch einmal stehen und wandte sich zurück. Aber sie stand unbeweglich da und sah ihn mit einem Lächeln an, das langsam vor seinen Blicken erlosch.

Die Tür fiel ins Schloß. Sein fester Schritt verklang draußen auf den Steinfliesen des Korridors.

Sie lief ans Fenster und sah ihm nach, wie er, ohne noch einmal den Blick rückwärts zu wenden, die breite Kastanienallee hinunterging. Ein scharfer Schmerz durchzuckte sie, sie fühlte an ihrem unruhigen Herzschlag, daß sie ihn nie heißer geliebt hatte wie in dieser Abschiedsstunde.

Eine rastlose Unruhe trieb sie seitdem umher, von einer Stadt, einem Bad ins andere. Um die kleine Stiefschwester kümmerte sie sich kaum. Das Kind wuchs unbeachtet, einsam in der Kinderstube auf und wurde dann so bald wie möglich in eine Pension gesteckt.

Der alte Königsbrück, froh, den unerwünschten Schwiegersohn los zu sein, tat seiner schönen Tochter allen Willen. Das Geld lief den beiden wie Wasser durch die Finger. Rose glänzte noch überall als erste Schönheit, aber um ihre Züge schwebte bereits jenes kaum zu schildernde abgedämpfte Etwas, jene leise Mattigkeit, die verriet, daß das Blut nicht mehr so ungestüm und hoffnungsfreudig unter der zarten Haut pulsierte, die junge Seele bereits müde geworden war, noch auf einen großen Glücksfall zu hoffen.

Von Kronstein hörte sie nichts mehr als die dürftigen

Nachrichten des Militärwochenblattes, eine gelegentliche Beförderung oder Kommandierung.

Mit dem Tode des alten Königsbrück brach der ganze, längst auf morschen Füßen stehende Haushalt zusammen. Jahrelang versuchten es die Töchter, der Welt noch den alten Glanz vorzutäuschen, indem sie den größten Teil ihres mütterlichen Vermögens auf Reisen verbrauchten. Endlich kamen sie, müde des aufreibenden Kampfes mit Gläubigern, Rechnungen, widerspenstigen Dienstboten, in die Heimat zurück und bezogen das einst verachtete baufällige kleine Rokokohaus in dem Städtchen. Mit dem letzten Kapitalrest wagte Rose den Versuch, ihr Vermögen durch Spekulationen zu vergrößern, was natürlich vollständig mißlang und die Rückkehr der Stiefschwester aus der teuren Pension gebieterisch notwendig machte. In ihr setzte das Schicksal Rose wie zum Hohn noch einmal ein verjüngtes Abbild der eigenen Schönheit vor die Augen.

Grausam — grausam!

Eine Sekunde schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, mit der Schönheit dieser Schwester zu spekulieren. Wenn sie alles, was sie noch besaß, zu Geld machte und Asta ausführte, um sie glänzend zu verheiraten?

Gleich darauf verwarf sie den Gedanken wieder. Was nützte es ihr im Grunde, wenn das wirklich gelang? Sie durfte dann noch die Aussteuer besorgen, die Hochzeit ausrichten und dann in diesen Winkel zurückkriechen und sich mit ihrem traurigen Altjungfernlos abfinden, so gut es eben gehen wollte.

Welch ein Geschick, immer in demselben ermüdenden Kreise festgestellter Gewohnheiten ihre Lebenskraft zu verbrauchen! Ein wildes Sehnen überkam sie, ihre Augen möchten sich an einem gesegneten Morgen über einer neuen Welt öffnen, die zu ihrer Freude geschaffen

wäre, neue Gestalten, neue Hoffnungen zeigte, in der es keine Vergangenheit gab. Ah —

Sie warf die Briefe in die Kommode zurück und lehnte den Kopf gegen das harte Holz. Warum hatte sie diese heißen, stolzen, bittenden, harten Briefe nicht längst verbrannt?

In ihnen lebte die Vergangenheit. Briefe sind Denkmäler, nur nicht so stumm und verschwiegen.

Die Rokokouhr auf dem Kamin schlug — zwölf atemlose, überhastete Schläge.

Ein kurzes, stoßweises Schluchzen schüttelte Rose wie ein Krampf. Aber sie unterdrückte es gleich wieder gewaltsam.

Nebenan warf Adele sich in ihrem Bett herum. Durch die dünnen Mauern drang jeder Laut.

Nicht einmal den Luxus einsamer Tränen gab's in diesem erbärmlichen kleinen Haus.

3.

„Mußt du denn gerade die kleine Sevrestasse fallen lassen, Asta! Nicht einmal ein bißchen Staub wischen kannst du, ohne etwas zu zerbrechen!" schalt Adele.

„Verzeih — es tut mir wirklich sehr leid. Vielleicht kann ich eine neue Tasse in der Stadt besorgen?" schlug Asta schüchtern vor.

„Eine echte Sevrestasse — hier? Da könntest du lange suchen!"

Adele bemühte sich, die Stücke zusammenzupassen. Aber sie waren in zu viele Splitter zerbrochen. Mit vor Ärger dunkelrotem Gesicht warf sie die Scherben auf den gelben Messingvorsetzer des Kamins.

„In der Küche helfen magst du auch nicht, plätten kannst du nicht, beim Staubwischen zerbrichst du die Hälfte! Was verstehst du denn eigentlich?"

„Zur Hausarbeit wurden wir in Brüssel nicht angehalten,“ antwortete das junge Mädchen endlich auf den Schwall von Vorwürfen.

„Natürlich nicht! Nur zu lauter nutzlosen Torheiten wie Klaviergeklimper!“

Asta preßte die Lippen leicht aufeinander, um die Antwort, die darauf schwebte, festzuhalten. Mit einem Blick, in dem eine geradezu qualvolle Sehnsucht lag, streifte sie den polierten Deckel des Spinetts, der für sie so unerbittlich geschlossen bleiben mußte. Denn als sie ihn heimlich einmal geöffnet hatte, entquoll dem verbrauchten, verstimmten Instrument eine solche Flut von Dissonanzen, daß sie ihn selbst sofort wieder schloß. Ihre dringenden Bitten, das Instrument reinigen, stimmen, die gesprungenen Saiten reparieren zu lassen, verhallten ungehört.

Ein trostloser Winter lag hinter ihr. Immer mit den zwei essigsauren, verdrießlichen Schwestern in den engen, vollgestopften Räumen zusammengepfercht — das war eine wahre Folter gewesen. Adele schalt beständig mit ihr, überhäufte sie mit Vorwürfen bei dem geringsten Versehen und hätte am liebsten alle grobe Hausarbeit auf sie abgeladen, wenn Minna, die eine leidenschaftliche Liebe für das junge Mädchen gefaßt hatte, das gelitten haben würde. Minna kochte, scheuerte und fegte seit Astas Ankunft vom frühesten Morgen an so eifrig, daß wirklich nicht mehr viel zu tun übrig blieb, wenn Adele in ihrer ruhelosen Art die arme Asta nicht beständig von einem Auftrag und einer Arbeit zur anderen gehetzt hätte.

Rose benahm sich weniger tyrannisch. Die erste Zeit war sie sogar leidlich freundlich. Sie erzählte der jungen Schwester viel von ihren unzähligen Verehrern und Triumphen, den glänzenden Heiraten, die

sie hätte machen können, als sie aber bemerkte, daß Asta wenig Interesse für diese alten Geschichten zeigte, sank auch sie in ihre gewohnte ironische, gelangweilte Apathie zurück und beschäftigte ihrerseits Asta damit, daß sie ihr einen ganzen Haufen alter, vergilbter kostbarer Spitzen zum Ausbessern überwies. Tagelang saß das junge Mädchen über dieser mühsamen Arbeit und quälte sich mit den spinnwebfeinen Sachen ab, bis Rücken und Augen sie von dem gebückten Sitzen und dem angestrengten Hinsehen schmerzten. Aber die Spitzenfülle, die beständig den alten Rokokokommoden entquoll, schien ebenso unerschöpflich zu sein wie Adeles Tadelsucht und Roses spitze Bemerkungen. Ein wahrer Haß lag dann oft in den Blicken, mit denen Rose die junge Schwester musterte — ein Haß, der immer giftiger wurde, je weniger sie sich über die Ursache desselben aussprechen konnte und wollte.

Das arme Kind führte ein entsetzliches Leben. Die Schwestern verkehrten mit niemand. Die Leute in der Stadt waren ihnen nicht vornehm genug, und mit ihren alten Freunden scheuten sie sich, unter den für sie so traurig veränderten Verhältnissen wieder Beziehungen anzuknüpfen. Kam wirklich einmal eine oder die andere Familie aus alter Anhänglichkeit zu ihnen zu Besuch, so wurde Asta stets in ihre Dachkammer geschickt, da die Gegenwart solch „kleiner Gans", wie Adele liebenswürdig meinte, die Besucher nur stören würde.

Der alte Justizrat Krull bedauerte das arme Ding von ganzem Herzen. Vergebens schlug er den Schwestern vor, den Konzertflügel aus Königsbrück für Asta kommen zu lassen, was Graf Nêges und die Gläubiger sofort bewilligen würden, Rose und Adele widersetzten sich heftig. Von ihren Feinden wollten sie nichts er-

bitten. Es war nichts mit ihnen anzufangen. Sie ließen Asta nie mehr allein zu dem Justizrat gehen, wenn er sie einlud, und als er trotzdem Asta darauf aufmerksam machte, daß sie ihr eigenes Taschengeld von ihrer Vormünderin für Privatausgaben zu beanspruchen habe, machte ihr Adele eine solche Szene, daß Asta, um den Vorwürfen und Klagen zu entgehen, lieber zu allem stillschwieg. Aber sie war unglücklich, so unglücklich wie nur junge Menschen es sein können, bei denen die Trauer gleich Verzweiflung ist.

Auch heute, als sie nach dem Zerbrechen der Tasse sich wieder über ihre Spitzenflickerei beugte, tropften heiße Tränen auf die Arbeit herunter.

Rose beobachtete sie heimlich. „Laß doch die Heulerei! Du bekommst nur eine rote Nase und rote Augen davon!“ sagte sie unfreundlich. „Ich möchte diese Spitzengarnitur bald fertig haben.“

„Heute kann ich wirklich nicht mehr stopfen, Rose,“ antwortete Asta sanft. „Ich sehe nichts mehr deutlich und könnte die Spitzen verderben.“

„Bequeme Ausrede!“ nörgelte Adele. „Dann geh in die Küche und hilf Minna.“

„Nein. Wenn sie rauhe Hände bekommt, kann sie die feinen Spitzen nicht mehr ausbessern,“ widersprach Rose. „Warum machst du auch solchen Lärm um die dünne Tasse? Was ist an dem Ding gelegen? Wir haben übergenug von solchem Kram.“

„Freilich — wenn's nach dir ginge, hätten wir alle Antiquitäten längst verkauft!“

Asta gratulierte sich, daß die Schwestern jetzt miteinander in Streit gerieten; sie hoffte dabei unbemerkt entschlüpfen zu können und legte ihre Arbeit rasch zusammen.

„Wo willst du hin?“ fragte Adele mißtrauisch.

„Etwas an die Luft gehen möchte ich. Vielleicht kann ich auch dabei Minna einen Gang in die Stadt abnehmen,“ antwortete Asta mit einem Seufzer, daß sie nun doch entdeckt worden war.

„Gut — aber nimm Peter mit!“ befahl Adele. „Das arme Tier kommt zu wenig ins Freie.“

Asta hätte sich gern geweigert, aber sie wagte es nicht. Mit Peter spazieren zu gehen, war kein Genuß. Er kläffte alle Leute und jeden Wagen an, gehorchte nie. Daher mußte man, wenn man ihn nicht verlieren wollte, beständig auf ihn achtgeben und konnte nicht den eigenen Gedanken nachhängen.

„Tausche mir auch in der Leihbibliothek meine Bücher um,“ rief Rose ihr noch nach, und auch Adele wußte noch eine Menge Aufträge.

Mit ihrem Bücherpaket und einem langen Besorgungszettel ausgerüstet, schlug Asta den Weg nach der Stadt ein. Peter folgte ihr in ziemlich weiter Entfernung, da er seinen eigenen Vergnügungen nachzugehen liebte.

Mit einem Seufzer der Erleichterung gab Asta endlich ihr letztes Paket in einem Laden ab. Sie sah nach der Uhr. Bis zum Essen blieben ihr noch drei Stunden. Die Schwestern würden sie freilich früher erwarten, aber sie konnte jetzt noch nicht in das düstere, schreckliche Haus zurückkehren, in dem es immer nach welken Blumen, Moder und Feuchtigkeit roch und all die bitteren Worte, üblen Launen und gereizten Stimmungen der Bewohnerinnen wie etwas greifbar Drückendes in der Luft lagen. Eine unbezwingliche Sehnsucht erfaßte sie, nach Königsbrück hinauszugehen, den Park zu durchwandern, sich heimlich in das alte Schloß hineinzustehlen und ihre halbvergessenen Kindheitserinnerungen aufzufrischen. Wenn sie sich beeilte,

konnte sie noch zur rechten Zeit zu Hause sein, und wenn nicht — nun, den Kopf würden ihr die Schwestern ja nicht gleich abreißen. Fern von den beiden war Asta immer sehr kühn, aber ihr Mut sank den scharfen Worten und spitzen Blicken der Schwestern gegenüber immer schnell wieder zusammen.

Eine mit Obstbäumen bepflanzte Landstraße führte von der Stadt nach Schloß Königsbrück. Man ging unter den weißen Baumkronen wie unter Girlanden von Schnee. In den Gräben blühten gelbe Dotterblumen, roter Hahnenklee und blauer Wiesenwurz. Alle Abhänge waren mit Primeln bestickt. Frühling — Frühling — mit sanftem Atem umwehte er Astas Stirn. Sie bückte sich und pflückte einen großen Strauß der bunten Wiesenblumen, den sie mit feinem Zittergras zusammenband, als Peter plötzlich in wahnsinniger Hast einem rasch daherrollenden Jagdwagen entgegenraste und das Gefährt wütend ankläffte. Der Kutscher riß die Pferde zurück. Aber es war schon zu spät. Ein Rad war dem Teckel über eine seiner krummen Vorderpfoten gefahren. Laut heulend wälzte er sich im Staube.

Asta ließ ihre Blumen fallen und eilte ihm zu Hilfe.

„Aber, liebes Kind, laufen Sie nur nicht auch noch unter die Räder!“ rief der auf dem Vordersitz sitzende alte Herr ihr in scharfem Ton zu.

Asta hob den sich sträubenden Hund auf. Tränen des Schrecks, der Angst fielen auf Peters bestaubtes Fell. „Er ist gewiß schwer verletzt. Was wird Adele sagen!“ stammelte sie.

„I wo, Fräuleinchen — der stellt sich nur so,“ tröstete der Kutscher. „Lassen Sie ihn nur laufen, der ist gleich wieder kreuzfidel!“

Aber Peters schlapp herunterhängende Pfote, sein jämmerliches Winseln straften die Behauptung Lügen.

Der alte Herr lehnte sein Gewehr, das er bis jetzt zwischen den Knieen gehalten hatte, vorsichtig gegen das Spritzleder und sprang mit noch jugendlicher Elastizität von dem hohen Wagen herab. Sein scharfgeschnittenes Gesicht war tief braun, die schwarzen Augen stachen lebhaft von dem schneeweißen Haar und kurzgehaltenen Vollbart ab. Astas Kummer rührte ihn. Er sah aufmerksam in das reizende Gesicht unter dem runden Matrosenhut und dann auf den kläglich heulenden Hund. Er befühlte Peter sorgfältig und gab dann sein Gutachten in bedauerndem Ton ab.

„Ja, die Pfote ist gebrochen. Aber so zu klagen brauchst du darum doch nicht, mein Braver — das heilt wieder." Er streichelte Peters Kopf. „Sie können den Hund unmöglich tragen, gnädiges Fräulein. Darf ich Sie nach Hause fahren?"

Asta schrak zusammen. „Ich fürchte mich," gestand sie. „Meine Schwester liebt den Hund so sehr. Könnte ich Peter nicht erst zum Tierarzt bringen?"

Der alte Herr überlegte. Dann lüftete er höflich den Hut. „Graf Nêges," sagte er, sich selbst vorstellend. „Wenn Sie mir die Freude machen wollen, mich nach Schloß Königsbrück zu begleiten, so will ich Ihnen den Hund kunstgerecht verbinden. Ich verstehe das besser wie jeder Tierarzt und garantiere für völlige Heilung."

Ein Lächeln huschte über Astas ängstliches Gesicht. „Ich war auf dem Wege nach Königsbrück," gestand sie. „Da habe ich meine Kindheit verlebt."

Graf Nêges musterte sie mit erstaunten Blicken. „Die Besitzerinnen müssen doch aber sehr viel älter wie Sie sein? Sind Sie mit den Damen verwandt?"

„Ja — es sind meine älteren Stiefschwestern.“

„So — so.“ Graf Nêges drehte nachdenklich seinen Schnurrbart. Die Erzählungen des Justizrats Krull von dem jüngsten Fräulein, die wie eine Gefangene von ihren neidischen Stiefschwestern behandelt werde, fielen ihm ein. „Also ein glücklicher oder vielmehr eigentlich unglücklicher Zufall, dem ich aber dankbar bin, vermittelt endlich meine Bekanntschaft mit der jüngsten Schloßherrin,“ fuhr er mit seiner ein wenig altmodischen Galanterie fort. „Um so dringender wiederhole ich meine Aufforderung. Ich nehme den kranken Teckel in Behandlung. Sie ruhen sich in Ihrem Vaterhause gründlich aus und besehen alles, was Sie wollen. Meine Base, Frau v. Kronstein, die mir armen Junggesellen die Wirtschaft führt, wird sich auch freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Asta nahm den Vorschlag gern an. Graf Nêges hob sie und Peter in den Wagen. In raschem Trabe rollten sie dem Schloß zu.

Das war wunderschön. Sogar der Teckel vergaß seine Leiden und leckte zufrieden Astas Hände, die ihn sorglich hielten.

Während der Fahrt erfuhr Graf Nêges so ziemlich alles, was er über Astas Leben wissen wollte. Sie beschrieb ihm offenherzig ihre einsame Kindheit in dem alten Schlosse, dessen kahle Kinderstube sie nur verlassen durfte, um hin und wieder in einem weißen Batistkleid und mit glattgebürsteten Locken im Salon einen Knicks zu machen, wenn Gäste anwesend waren.

„Merkwürdig, daß der alte Vater dieses kleine nachgeborene Kind nicht besonders zärtlich liebte,“ mußte Nêges denken.

„Von meiner Mutter war nie die Rede,“ fuhr Asta fort, als ob sie seine Gedanken erriete. „Meine

Stiefschwestern scheinen Papas zweite Heirat sehr ungern gesehen zu haben."

„Natürlich!" brummte Graf Nêges. Er wollte nicht fragen, wer Astas früh verstorbene Mutter gewesen sei. Er konnte sich denken, daß sie keiner vornehmen Familie entstammte und darum allein schon den zwei hochmütigen Gänsen ein Dorn im Auge war. Jetzt luden diese zwei auch noch ihren alten Groll auf dieses süße, unschuldige Geschöpf ab. Aber das sollte anders werden. Da wollte er schon, mit dem Justizrat verbündet, Wandel schaffen.

Eine ehrwürdige Kastanienallee verdrängte jetzt die Obstbäume am Straßenrand. In dem Schatten der breit ausladenden Äste herrschte ein ewig grünes Dunkel. Auch der Boden blieb stets ein wenig feucht. Hinter den uralten Bäumen des Parkes stand schon das Abendgold.

Aus dem tiefen Schatten breitblätteriger Platanen hob sich das Schloß mit den schläfrig geschlossenen Läden wie auf Goldgrund gemalt heraus. Es war hochgiebelig, mit gerader Front, an der ein alter Glyzinienstamm hinaufwuchs. Die blaßlila Blütentrauben umhingen die schwere, getäfelte Tür und die schmalen Bogenfenster. Oben an den geschlossenen Läden blinzelten Karyatiden in das tiefe Abendrot. Die Treppe führte steil von beiden Seiten bis zum oberen Stock. Den kurzgehaltenen Rasen vor dem Schloß unterbrachen keine Blumenbeete, nur seltene Baumarten, feingefederte Zedern, lichtgrüne Lärchen und dunkler Ilex ließen ihre zitternden Schatten über das Gras hinspielen. Um die Pfeiler der Toreinfahrt kletterte ein wilder Rosenstrauch. Dornenkronen lagen auf den Urnen, die etwas schief und wackelig auf den schlanken ionischen Säulen standen. In der Mitte des Rasen-

rondells warf ein Springbrunnen seinen glitzernden Wasserstrahl hoch in die Luft. Eintönig plätschernd stäubte das Wasser in das runde Granitbecken zurück.

Hohe, gerade Taxushecken führten zu einem wunderstillen Teich mit breiten, grünen Seerosenblättern und goldroten Fischen. Asta entsann sich genau, wie oft sie den Verboten der Bonnen zum Trotz dort gestanden und Semmelstückchen oder Steine hineingeworfen hatte.

Ein Diener eilte dem vorfahrenden Wagen entgegen und nahm auf Graf Nêges' Befehl dem jungen Mädchen den jetzt wieder laut heulenden Hund ab.

„So, nun wollen wir den armen Kerl kunstgerecht verbinden," meinte der Graf, ließ seinen grünen Lodenkragen fallen und nahm den weichen verkniffften Filzhut mit der keck hervorstehenden Vogelfeder ab. „Dort im Gartensaal finden Sie meine Base. Ich stelle Sie schnell vor."

Er öffnete die breite Schiebetür zum Saal, dessen große Fenster bis zur Erde hinuntergingen. Der Sonnenschein flutete ungehindert herein. Der Silberbrokat der Wände gleißte. Aber Asta sah nichts von all dem kostbaren Urväterhausrat, von den eingelegten Truhen, Brokatstoffen, Empiremöbeln und Ahnenbildern, sie stand in der Mitte des Saales und starrte wie gebannt auf den geöffneten Konzertflügel. Ein Blüthner — ein echter Blüthner! Förmlich magnetisch zogen die Tasten sie an. Wie hingeweht saß sie plötzlich auf dem Klavierstuhl, ohne mit einer Silbe Graf Nêges' vorstellende Worte, mit denen er sie einer älteren Dame mit scharf markierten Zügen, hoch aus der Stirn zurückgekämmten Haaren und lustigen grauen Augen präsentierte, zu erwidern. Sie legte die schlanken Hände auf die Klaviatur, ein seltsamer Laut, halb Jauchzen, halb Schluchzen, hob ihre Brust.

Frau v. Kronstein, die am Fenster gesessen und sich bei Graf Nêges' Anrede erstaunt erhoben hatte, sah den sich so ungewöhnlich benehmenden jungen Gast lächelnd an. Dabei legte sie ihre Zigarre, eine echte, lange Importe mit verheißungsvoller Binde, vorsichtig in eine Schale. „Fräulein v. Königsbrück scheint mehr Verlangen nach diesem Flügel wie nach unserer Bekanntschaft zu haben," meinte sie humoristisch. „Du nanntest doch den Namen Königsbrück, Egon? Oder verhörte ich mich? Ist dies eine der verflossenen Schloßherrinnen?"

„Fräulein Asta v. Königsbrück ist die jüngere Stiefschwester unserer Vermieterinnen," flüsterte Graf Nêges zurück. „Sie wird von den beiden Damen offenbar herzlich schlecht behandelt."

„Das kann ich mir denken. Hoffentlich bleiben die mir vom Halse, sonst können sie ein paar gesunde Wahrheiten hören."

„Das würde nichts schaden."

„Sie spielen, wie es scheint, gern Klavier, Fräulein v. Königsbrück?" Die alte Dame trat zu Asta, die immer noch wie verzaubert vor dem Flügel saß.

Asta schnellte erschrocken von ihrem Sessel auf. „Verzeihen Sie, gnädige Frau — was müssen Sie nur von mir denken! Ich schneie Ihnen ins Haus mit einem heulenden Hund und stürze sofort ohne jede Begrüßung auf den Flügel zu. Aber —"

„Aber? Sie sind eine kleine Musikenthusiastin — was?"

Es war unmöglich, Astas reizendem Gesicht gegenüber steif und kalt zu bleiben.

„Seit über sechs Monaten habe ich keine Taste anrühren dürfen," klagte das junge Mädchen. „Darf ich noch ein bißchen auf dem Flügel spielen?"

„Gern. Das Instrument gehört außerdem eigentlich Ihnen. Mir wird es eine besondere Freude sein, Ihnen zuzuhören. Auf dem Ständer liegen Noten zur Auswahl."

„Danke — ich spiele lieber auswendig."

„Können Sie denn zu Hause nicht musizieren?"

„Meine Schwestern haben nur ein ganz altes Spinett, und außerdem leidet Adele an Kopfschmerzen und —"

„Aber in der Stadt böte sich doch gewiß Gelegenheit, Unterricht zu nehmen?"

„Ich bat schon darum, aber immer vergeblich. Rose sagt, wir haben kein Geld für solchen Unsinn."

„Weil sie alles verschwendet und den Rest sinnlos verspekuliert hat," brummte Graf Nêges vor sich hin, während er Peters Pfote so geschickt verband, daß selbst dieser recht wehleidige Teckel stillhielt und seinem Wohltäter die Hand leckte.

„Darf ich also wirklich spielen?"

In Astas Augen glänzte solch Entzücken, daß Frau v Kronstein lächeln mußte. „Spielen Sie nur, so lange und so oft Sie wollen," antwortete sie herzlich. „Es ist Ihr Vaterhaus, Ihr Flügel, liebes Kind."

Das ließ Asta sich nicht zweimal sagen und fing sofort an zu spielen mit einer bei ihrer Jugend bewunderungswürdigen, fast vollendeten Technik und hinreißender Leidenschaft. Der Flügel sang und rauschte unter ihren Künstlerhänden. Zuletzt ging sie in die wunderbare As-Dur-Etüde von Chopin über. Das klang, wie wenn eine Äolsharfe alle Tonleitern besäße, die von einer Meisterhand in allerhand phantastischen Verzierungen durcheinander geworfen wären, doch so, daß stets eine weiche, fortsingende Melodie hörbar blieb. Zwischen allen den seltsamen Harmonien

erhob sich immer wieder die wunderbare Melodie — schön wie eine Vision, die man im Traum erblickt hat und beim Erwachen mit heißer Sehnsucht zurückruft.

Endlich ließ sie die Hände von den Tasten sinken.

Frau v. Kronstein trat hinter den Klaviersessel und küßte bewegt die Stirn des jungen Mädchens. „Kind, Sie sind ja eine gottbegnadete Künstlerin!“ In ihrer Stimme zitterte Achtung und tiefe Rührung. „So wie Sie habe ich bis jetzt nur ein einziges Mal Chopin spielen hören.“

„Von wem?“ fragte Asta.

„Ein längst Verstorbener war es — der berühmte Adalbert Moskrewsky.“

„Mein Großvater!“ Asta lächelte stolz.

„Also daher dieses musikalische Feingefühl, Sie kleines Genie! Es ist eine Sünde, Sie von der Ausübung Ihrer Kunst zurückzuhalten! Sind Sie denn ganz von Ihren Stiefschwestern abhängig?“

„Sie bezahlen alles für mich — ich habe keinen Pfennig zur Verfügung.“

„Das wundert mich. Adalbert Moskrewsky hatte große Einnahmen und war stets sehr sparsam.“

„Rose ist meine Vormünderin, denn ich bin erst achtzehn Jahre alt. Justizrat Krull wollte mich in seinem Hause üben lassen, aber die Schwestern erlauben es nicht.“

Frau v. Kronstein unterdrückte einen Ausruf der Empörung. Graf Nêges stieß einen herzhaften Fluch aus unter dem Vorwand, sich über Peter zu erzürnen, der an seinem Verband herumzerrte.

„Da hört doch wirklich alles auf! Sie könnten ja jeden Tag in den vornehmsten Konzerten auftreten!“ sagte Frau v. Kronstein.

„Das möchte ich ja gar nicht,“ gestand Asta. „Wenn ich nur spielen dürfte, so viel ich wollte.“

„Ein sehr berechtigter Wunsch! Nun, mein liebes Kind, wenigstens zum ungestörten Spielen können wir Ihnen leicht verhelfen,“ fiel Graf Nêges ein. „Kommen Sie täglich her und benützen Sie den Flügel. Sie werden ganz allein bleiben. Niemand soll Sie stören. Sind Sie einverstanden?“

„Ach, wenn das ginge!“

„Warum sollte es nicht gehen? Meine Base und ich haben wirklich noch genug andere Zimmer. Unser Wagen holt Sie ab in der Stadt und bringt Sie zurück. Die Pferde haben sowieso zu wenig Bewegung.“

„Aber wie kann ich meinen Schwestern meine stundenlange Abwesenheit erklären?“

Frau v. Kronstein dachte ein Weilchen nach. „Man könnte durch den Justizrat leicht alles erreichen. Aber ich fürchte, Sie würden unter den bösen Launen Ihrer Stiefschwestern dafür büßen müssen. Seien wir lieber schlau. Peter bleibt hier. Sagen Sie zu Hause, die Pfote des Teckels sei sehr schwer beschädigt, der Kutscher in Königsbrück, der ihn überfahren habe, verstehe zwar die Behandlung, doch müsse der Hund wochenlang in seiner Kur bleiben. Natürlich sehen Sie sich dann recht oft nach dem kleinen Patienten um. Wir schicken Ihnen immer den Wagen, damit Sie nicht zu viele Zeit verlieren. Sind Sie einverstanden?“

„Dankbar und glückselig bin ich!“ jubelte Asta. „Meine Schwestern mögen Königsbrück nicht wiedersehen, also werden sie nicht —“

„Um so besser!“ murmelte Frau v. Kronstein. „Ich habe wenig Sehnsucht, die kennen zu lernen, die meinem armen Jungen die Lust zum Heiraten so gründlich genommen hat!“

Asta hörte kaum darauf hin. Sie küßte der alten Dame dankbar die Hand. „Werde ich auch wirklich nicht stören?“

„Dies Haus gehört Ihnen. Sie erweisen uns eine Ehre, wenn Sie es benützen,“ antwortete Graf Nêges mit seiner ritterlichen Höflichkeit. „Wollen Sie jetzt nicht noch den Park besuchen?“

„Nein — nein. Ich muß schnell nach Hause. Ich bekomme sowieso fürchterliche Schelte wegen meiner Verspätung und Peters Unfall.“

„Na, Schläge dauern nicht lange — und Schelte tun nicht weh. Das war immer der Trost meines Jungen, wenn der was angestiftet hatte,“ rief Frau v. Kronstein lachend und steckte sich wieder ihre Zigarre an.

Asta hatte noch nie eine Dame Zigarren rauchen sehen. Aber bei Frau v. Kronstein kam ihr das gar nicht unweiblich, sondern allerliebst vor. Die gehörte eben zu den auserwählten Menschen, die alles tun können.

Die alte Dame beugte sich zu ihr und küßte Abschied nehmend die rosige Wange ihres Schützlings. „Ich bin eine alte Frau und sage es gerade heraus, daß ich mich in Ihr hübsches Gesichtchen und Ihr geniales Spiel verliebt habe, Kleine,“ gestand sie, „obgleich Ihr Name mir keine angenehmen Erinnerungen erweckte.“

„Warum denn, gnädige Frau?“

„Ach, das ist eine alte, abgetane Geschichte, die mit meinem Sohn zusammenhängt. Er hat lange Jahre daran gekrankt — jetzt hat er's gottlob längst überwunden. Rühren wir's also nicht auf. Für mich sind Sie aber nicht Asta Königsbrück, sondern Asta Moskrewsky, des genialen Mannes Enkelin, der ein ganzes Orchester in seinen Fingerspitzen hatte.“

„Ich trüge auch viel lieber Großvaters Namen,“

gestand Asta offenherzig. „Wenn ich das Zimmer sehen könnte, in dem er spielte und komponierte — das wäre mir tausendmal mehr wert wie dieses ganze Schloß, in dem ich eine einsame, freudlose Kindheit verlebte."

„Armes kleines Ding!" sagte Graf Nêges in bedauerndem Ton, als Asta nach dem festen Versprechen, so bald wie möglich wiederzukommen, geschieden war.

„Ach was — in drei Jahren ist sie mündig und die Tyrannei der Schwestern vorbei!" entgegnete Frau v. Kronstein heiter. „Vielleicht kann man durch den Justizrat erreichen, daß sie noch früher majorenn erklärt wird. Denn daß die beiden Stiefschwestern dem Kind auch noch ihr Geld verbrauchen wollen, ist so sicher wie das Amen in der Kirche."

„Willst du die Damen nicht aufsuchen, Helene?"

„Danke bestens. Du weißt doch, daß Georg bald auf Urlaub herkommt, und wenn der hört, daß seine alte Flamme in erreichbarer Nähe ist —"

„Besucht er sie hoffentlich — und dankt Gott, daß er sie nicht geheiratet hat. Aus der Rose soll bereits eine recht stachlige Hagebutte geworden sein. Du kannst ihr wirklich verzeihen."

„Nein — das tue ich nicht. Jahrelang hat sie meinen armen Jungen zum Narren gehalten. Georg ist jetzt vierzig Jahre alt. Sechs Enkel müßte ich mindestens schon haben."

„Ach was, er sieht aus wie dreißig," begütigte sie Graf Nêges, „und er hat sein Leben viel mehr genossen, wie wenn das Bleigewicht einer Familie an ihm hinge. Du weißt, wenn ich Königsbrück kaufe, ist es meine feste Absicht, daß er es von mir erben soll. Fräulein Rose kann sich dann gelb ärgern, daß sie damals so dumm war."

„Du bist sehr gut gegen uns, Egon. Aber was soll Georg mit solch großem Besitz? Ohne Frau ist das doch nur halber Kram.“

Graf Nêges machte ein schlaues Gesicht. „Es gibt noch genug hübsche Mädels in der Welt, die es wohl fertig brächten, selbst einen so hartnäckigen Junggesellen, wie Georg einer ist, zu bekehren.“ Er nahm den Teckel unter den Arm. „Der kommt jetzt in sicheren Gewahrsam, wo er den Verband nicht durchnagen kann. Daß die Pfote nicht allzu schnell heilt, dafür laß mich nur sorgen, denn sonst fehlt der Vorwand für der kleinen Asta Besuche. Und ich freue mich wirklich sehr darauf, das Kind wiederzusehen und spielen zu hören.“

„Aber nur durch die Tür. Sie will ganz allein bleiben, sonst fühlt sie sich geniert.“

— — — — — — — — — — — —

Asta wurde mit heftigen Vorwürfen empfangen, und als sie nun gar noch Peters Unfall beichten mußte, da fehlte nicht viel daran, daß Adele sie geohrfeigt hätte.

Rose wehrte ab. Sie konnte Peter nicht leiden, und sein Schicksal bekümmerte sie darum gar nicht.

„Warum hast du ihn nicht wenigstens mitgebracht?“ zeterte Adele. „Gleich morgen holst du ihn zurück.“

Erst Astas Vorstellungen, daß Graf Nêges die Pfote durchaus heilen wolle, besänftigte sie etwas.

„Wie heißt denn die alte Dame?“ fragte Rose dazwischen.

Aber Asta hatte den Namen überhört.

„Du weißt auch nie etwas!“ sagte Rose gähnend. „Du kommst immer wie vom Mond herunter.“

Asta gestand zögernd, daß sie im Schloß Klavier gespielt habe und aufgefordert worden sei, öfter zu kommen.

Adele wollte es rund abschlagen, aber Rose meinte: „Laß sie doch ruhig hingehen — das kostet ja nichts. Graf Nêges muß uns dann endlich seinen Antrittsbesuch machen und —“

„Heiratet dich noch!“ spottete Adele.

„Unsinn — so ein alter Mummelgreis von siebzig Jahren! Aber er kann uns sonst nützlich sein.“

Das schien sich zu bewahrheiten. Besuch machte Graf Nêges zwar vorläufig noch nicht, aber er schickte von jetzt an häufig Körbe mit Obst, Blumen und Gemüse, die Rose und Adele mit königlicher Herablassung anzunehmen geruhten.

Asta durfte öfters nach Königsbrück hinausfahren, um dort zu spielen, weil es Adeles Ansicht nach Peterchen freuen würde, ein bekanntes Gesicht zu sehen.

4.

Die Fenster des Gartensaals von Schloß Königsbrück standen weit offen. Asta spielte ein Chopinsches Notturno. Es klang wie einsames Streifen im Walde.

Sie war so in ihr Spiel vertieft, daß sie die raschen, elastischen Schritte überhörte, die die Verandatreppe erstiegen. Erst als eine Diele des Parketts hinter ihr knackte, wandte sie sich auf ihrem Klaviersessel rasch um und sprang dann mit einem Ruf des Schreckens auf. Ein Herr in hohen Stiefeln, das Gewehr über der Schulter, einen braunen Hühnerhund neben sich, stand vor ihr und sah sie ebenso erstaunt an wie sie ihn.

Asta blieb sprachlos, die Hände auf den Deckel des Flügels gestützt, wie festgebannt vor Schreck stehen.

In den schmalen, schöngeschnittenen Gesichtszügen des Unbekannten kämpften Erstaunen und Rührung. Plötzlich aber streckte er ihr wie überwältigt beide Hände

entgegen. „Rose — Rose Königsbrück!“ Wie eine Liebkosung fiel der einst so teure Name von Georg v. Kronsteins Lippen. „Kannst du das wirklich sein — so unverändert, so schön —“

Seine Stimme stockte. Über seine adlerscharfen grauen Augen mit dem seltsamen dunklen Rand um die Iris legte sich ein feuchter Schimmer.

Asta verlor die Besinnung. Das plötzliche Eintreten dieses ihr völlig Fremden, seine seltsamen Blicke, seine rätselhaften Worte verwirrten sie. Ohne seine Hände zu berühren, ohne zu antworten, lief sie zu der geöffneten Verandatür und sprang die Treppe hinab. Wie gejagt eilte sie durch den Park in den Wirtschaftshof, wo, wie sie wußte, der Wagen ihrer harrte.

Bei dem Sprung über die Treppe war einer ihrer kleinen, hochhackigen Lackschuhe an einer vorstehenden Stufe hängen geblieben. Sie beachtete es nicht.

Georg v. Kronstein war wie erstarrt. Als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, ging er der Flüchtigen nach. Aber nicht einmal einen Schimmer ihres weißen Kleides entdeckte er hinter den grünen Büschen. Dafür fand er den kleinen Schuh. Er nahm ihn in die Hand. Welch ein Aschenbrödelfüßchen, schmal und klein, gerade ein paar Finger seiner muskulösen Hand konnte er hineinzwängen!

Er besah das kleine Ding aufmerksam. Es war zierlich und elegant gearbeitet. Auf der schmalen Sohle stand der Name irgend einer Firma in Brüssel. Also die holde Entflohene, die so wundervoll Klavier spielte und Rose v. Königsbrück so auffallend glich, ließ ihre Stiefel in Brüssel arbeiten!

Auch Rose hatte einen schmalen, hochspannigen Fuß, doch hätte er niemals in dies kinderkleine Schuhchen

gepaßt. Es war überhaupt närrisch, hier an Rose zu denken. Nach achtzehn Jahren würde die wohl anders aussehen, wenn sie nicht das Rezept ewiger Jugend besaß.

Er versuchte sich die bittere Scheidestunde, in der sie mit so harten Worten voneinander schieden, zurückzurufen. Hier in diesem Saal war's gewesen — auch an einem blühenden Sommersonnentag. Aber der alte Gram und Groll war tot. Mit Entzücken fühlte er das Überwundenhaben dieser dämonischen Gewalt.

Immer noch aber stand er in tiefen Gedanken, den kleinen Schuh in der Hand, als Frau v. Kronstein ihren weißen Kopf durch die Türspalte steckte.

„Nun, was gibt's denn? Schon genug gespielt heute?"

Plötzlich erkannte sie ihren Sohn im Jagdanzug, der einen kleinen Damenschuh andächtig betrachtete. Sie lachte laut auf.

„Wen habt ihr denn zu Besuch?" fragte Georg rasch. „Wer ist die junge Dame, die wie eine Künstlerin Klavier spielt, ein Aschenbrödelfüßchen besitzt und Rose Königsbrück gleicht wie — nun ich will mich poetisch ausdrücken, wie eine Rose der anderen?"

„Ja, das möchtest du wohl gern wissen?" meinte Frau v. Kronstein gemütlich. „Das könnte dir passen. Damit du jeden Nachmittag hier herumsitzst und unseren lieben kleinen Gast störst!"

„Mutter, sag mir doch, wer die reizende kleine Elfe ist."

„Nein."

„Auch nicht, wenn ich verspreche, nie ohne deine ausdrückliche Erlaubnis den Gartensaal zu betreten?"

Frau v. Kronstein schüttelte unerbittlich den Kopf.

„Die Kleine will von niemand gesehen sein, um hier ganz ungestört spielen zu können."

„Sie muß mit Rose Königsbrück verwandt sein — die Ähnlichkeit ist zu groß!"

„Äußerlich ja — innerlich aber sind sie Gott sei Dank sehr verschieden."

Damit war das Eis nun doch gebrochen, und Frau v. Kronstein mußte alles erzählen, was sie von Astas traurigem Leben bei den gehässigen Stiefschwestern wußte.

„Gib mir den Schuh!" bat sie. „Ich will ihn gleich hineinschicken. Das arme Ding bekommt sonst noch Schelte von den zwei Hexen."

Aber Georg weigerte sich hartnäckig, den kleinen Schuh herauszugeben. „Sie wird wohl noch mehr Stiefel besitzen — und ich habe eine großartige Idee," entgegnete er. „Mußt du die Königsbrücks nicht einmal besuchen, Mutter?"

„Lieber nicht. Gegen die Frauenzimmer hege ich eine unüberwindliche Antipathie — gegen Rose, weil sie dir das Leben verdarb, gegen Adele, weil sie meinen kleinen Liebling plagt."

„Um so mehr Grund, hinzugehen und der kleinen Asta zu helfen."

„Wir helfen ihr, indem wir sie hier nach Herzenslust Klavier spielen lassen."

„Ich könnte vielleicht den Hund zurückbringen?"

Das allzu lebhafte Interesse des Sohnes erregte Frau v. Kronsteins Mißtrauen. „Du wirst doch den alten Kohl nicht wieder aufwärmen wollen?" meinte sie übellaunig.

„Wo denkst du hin!" rief er lachend. „Aber die Kleine muß doch ihren Schuh wieder haben."

„Nun, vielleicht könnte Egon ein Gartenfest geben,"

schlug sie vor. „Die ganze Nachbarschaft hat bei uns Besuch gemacht, und wir luden bisher noch niemand ein. Wenn er einverstanden ist, fahre ich jedenfalls zu deiner alten Flamme und lade sie nebst ihren beiden Schwestern ein. Ist dir das recht?“

Georg küßte ihr dankbar die Hand. Den kleinen Schuh aber versenkte er in die tiefste Tasche seiner Jagdjoppe.

Frau v. Kronstein sah ihm mit mütterlichem Stolz nach. Wie hübsch und jung er aussah, wie elastisch er ging! —

Bei Frau v. Kronstein stand Entschluß und Ausführung stets auf demselben Blatt. Da Graf Nêges willig auf ihren Plan, ein Fest zu geben, einging, so fuhr sie bereits am nächsten Morgen zur Stadt, um die Königsbrücks zu besuchen und ihre Einladung vorzubringen.

Adele empfing sie mit einem Schwall von liebenswürdigen Worten. Rose blieb zuerst unsichtbar. Wahrscheinlich legte sie neue Schminke auf. Asta begrüßte ihre alte Freundin verlegen — lange nicht so zutraulich wie sonst. Sie war immer befangen in Gegenwart der Schwestern.

„Diese kleine Närrin hat uns nie Ihren Namen genannt, gnädige Frau. Sie sprach immer nur von der Base des Grafen Nêges. Hätten wir gewußt, daß Sie die Mutter des Rittmeisters Kronstein sind, wären wir längst zu Ihnen gekommen,“ sagte Adele.

„Bitte — bitte, es war an mir, Ihnen den ersten Besuch zu machen,“ antwortete Frau v. Kronstein etwas steif.

Sie hielt dabei dem jungen Mädchen die Hand hin, die diese küßte.

„Asta ist noch ganz benommen von einer geheim-

nisvollen Sendung, die sie soeben bekam," erzählte Adele. „Ich behaupte, das Paket kam an die falsche Adresse. Der Absender verwechselte die Vornamen, und Rose sollte die allerliebsten Schuhe haben. Gnädige Frau werden gewiß von Rose gehört haben."

„Ich habe manches von ihr gehört." Die Antwort klang etwas zweideutig. „Also Schuhe haben Sie zugeschickt bekommen, Astachen?" fuhr Frau v. Kronstein fort, sich an das junge Mädchen wendend. „Das ist ja sonderbar. Verloren Sie etwa gar einen?"

Asta wechselte die Farbe. Ihre Augen glänzten. „O, so entzückende Schuhe sind es!" rief sie mit lachendem Gesicht. „Ein paar Ballschuhe! Wenn ich darin einmal tanzen dürfte!" Sie hielt ein paar zierliche weiße Atlasschuhe, deren Schleifen zwei kleine Schmetterlinge aus Brillanten schmückten, in die Höhe. „Sind die nicht bezaubernd? Und sie passen mir wie angegossen."

Frau v. Kronstein zog mit vielsagendem Lächeln die Augenbrauen hoch. Sie erriet natürlich den Geber sofort. „Ziehen Sie sie doch einmal an!" sagte sie.

Asta streifte schnell ihre Hausschuhe ab und zog den weißen Atlasschuh an. Er saß tadellos. Sie wippte mit dem Füßchen, das jeden Bildhauer entzückt hätte, ein bißchen kokett hin und her. „Sollte Graf Nêges —"

Sie konnte nicht aussprechen. Rose rauschte ins Zimmer, frisch frisiert, neu gepudert, zart geschminkt, in einem knappsitzenden englischen Straßenkleid, das die entsetzliche Magerkeit ihrer einst so herrlichen Gestalt in erschreckender Weise hervorhob.

Ihre wortreiche Begrüßung, halb kindlich zutulich, halb arrogant, widerte Frau v. Kronstein förmlich an und bestärkte ihre innere Abneigung immer mehr. Das unerbittliche Tageslicht beleuchtete trotz der herab-

gelassenen rosigen Vorhänge deutlich die geschärften Züge, die Fältchen um Mund und Augen, die fein gezogenen Brauen, das rötlich gefärbte Haar der einst so viel bewunderten Schönheit.

„Georg muß sie unbedingt neben ihrer jungen Schwester stehen sehen — das ist die beste Kur gegen sentimentale Rückfälle!“ entschied Frau v. Kronstein bei sich mit der Grausamkeit, die Mütter einziger Söhne gegen jeden hegen, der ihrem Kinde einst Schmerz zufügte. Sie zwang sich aber zur Freundlichkeit. „Ich komme mit einer Bitte, Fräulein v. Königsbrück,“ unterbrach sie Roses wortreiche Entschuldigungen wegen ihres späten Erscheinens.

„Wenn wir geahnt hätten, daß Sie jetzt die Schloßherrin —“

„O, mein Sohn und ich sind nur die gütig aufgenommenen Gäste meines Vetters Nêges,“ wehrte die alte Dame kühl ab.

„Ihr Herr Sohn ist auch in Königsbrück?“ fragte Rose hastig.

„Ja — zur Jagd.“ Das Aufstrahlen in Roses Augen entging Frau v. Kronstein nicht und wurde von ihr richtig gedeutet. „Jetzt möchtest du ihn haben! — Prosit Mahlzeit — den Appetit laß dir vergehen!“ dachte sie grimmig.

„Und Ihre Bitte, liebste Frau v. Kronstein?“ schmeichelte Rose.

„Wir möchten Sie und Ihre beiden Schwestern bitten, in acht Tagen ein Gartenfest bei uns mitzumachen. Ich kann mir freilich denken, daß es Ihnen schwer wird, Schloß Königsbrück wiederzusehen, aber —“

„O durchaus nicht. Wir sind ja dankbar, es in so guten Händen zu wissen, und kommen gern. — Nicht wahr, Adele?“

„Gewiß. Dann kann ich dem Grafen Nêges auch endlich für Peters Pflege danken."

„Nicht nötig. Es macht meinem Vetter Freude, das Tierchen zu heilen. Also ich habe Ihre Zusage?"

„Adele und ich kommen sehr gern," wiederholte Rose. „Für Asta aber müssen wir leider ablehnen."

„Weshalb denn?"

„Mein Vater bestimmte, daß Asta nicht vor ihrem zwanzigsten Jahre in die Gesellschaft eingeführt werden solle. Sie ist erst achtzehn Jahre und noch ein rechtes Kind."

„Nun, in die Gesellschaft einführen kann man den Besuch eines harmlosen Gartenfestes bei guten Bekannten doch wohl nicht nennen," meinte Frau v. Kronstein verstimmt. Sie streichelte Astas Gesicht, von dem aller Sonnenschein wie weggewischt war.

„Asta besitzt auch gar kein passendes Gesellschaftskleid."

„Das ließe sich schon beschaffen."

„Wir sind nicht in der Lage, bei einem teuren Schneider Toiletten zu bestellen," entgegnete Adele bissig. „Asta besitzt nur Straßen- und Hauskleider."

„Wenn sie ein weißes Batistkleid anzieht, einige frische Blumen vorsteckt, ist sie genug geputzt. Solch frische Jugend schmückt sich selbst," antwortete Frau v. Kronstein nicht allzu vorsichtig, und sie merkte auch sofort, daß ihre Worte Rose reizten.

„Asta ist noch viel zu zart, um jetzt schon zu tanzen."

Frau v. Kronsteins Empörung ließ sich nicht mehr zurückdämmen. „Aber nicht zu zart, um täglich hier die Hausarbeit zu machen. Auch scheint es ihr nichts zu schaden, wenn sie stundenlang mühsam Spitzen ausbessern muß."

Adele wurde kirschrot, Rose bleich vor Zorn. Beide warfen Asta zornige Blicke zu.

„Ich weiß nicht, wer Ihnen solche Märchen aufgebunden hat, gnädige Frau,“ sagte Rose endlich mit erzwungener Sanftmut. „Mein Schwesterchen ist recht geschickt mit der Nadel, da hat sie mir allerdings hin und wieder einige Spitzen ausgebessert. Auch hilft sie ein wenig im Hause. Womit soll sie sonst die Tage hinbringen, da wir ganz zurückgezogen leben müssen? — Du tust das alles doch sehr gern — nicht wahr, Astachen?“

Frau v. Kronstein ärgerte sich über ihre wenig politische Heftigkeit, die mehr verdarb, wie gut machte. Sie sagte einige einlenkende Worte, bat nochmals herzlich um Astas Mitkommen, was aber wiederum von Rose liebenswürdig, von Adele brüsk abgelehnt wurde, und empfahl sich dann nach einer mitleidigen Umarmung von Asta und einem kühlen Händedruck von den beiden älteren Schwestern.

Kaum hatte sie das Haus verlassen, als eine Flut von Scheltworten über Asta loshagelte. Nie wieder sollte sie Schloß Königsbrück betreten, Peter würde noch heute von Minna geholt werden, denn durch solche Lügen und Verleumdungen verdürbe Asta ihren eigenen Schwestern den Ruf, obgleich die sie nur aus Barmherzigkeit bei sich aufgenommen, ihr eine kostspielige Erziehung bezahlt hätten. —

Es fehlte Asta übrigens jetzt auch an Zeit zu Ausgängen. Zwei Hausschneiderinnen saßen in dem schmalen Eßzimmer und schnitzelten aus den hervorgekramten Seidenkleidern neue Toiletten für die Schwestern zurecht.

Rose war schwer zu befriedigen. Mindestens zehnmal mußte alles wieder abgetrennt und neu garniert werden. Eine Spitzenflut ergoß sich wieder über Asta, die unausgesetzt daran ausbessern, sticheln, trennen mußte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht.

Minna tobte mit Kesseln und Pfannen in der Küche umher. „Blind kann sich das arme Kind sticken und muß zu Hause bleiben, während die zwei alten Vogelscheuchen sich anputzen! Als ob ein Mann die noch ansehen möchte!“

Aber Minna wurde nicht um ihre Meinung befragt. Die Schneiderinnen bewunderten ihr eigenes Werk natürlich laut und trugen die Schmeicheleien so dick auf beim Anprobieren, daß selbst Roses Eitelkeit endlich befriedigt war.

Minna mußte inzwischen nach Königsbrück laufen und den ihr verhaßten Teckel, der besser denn je laufen und kläffen konnte, zurückholen. Dabei benützte sie die Gelegenheit gründlich, um Frau v. Kronstein Astas Leiden zu schildern. Das arme gnädige Fräulein weine so viel, weil sie nicht zum Ball und überhaupt nicht mehr nach Königsbrück dürfe. Minna führte dabei selbst den Schürzenzipfel an die Augen.

Frau v. Kronstein dachte ein Weilchen nach. Dann zog sie Minna, die ihr verständig vorkam, in ihr Vertrauen. Der Schluß der langen Unterredung war, daß Minna ein gutsitzendes Kleid von Asta in einem wohlverschnürten Paket an Frau v. Kronstein schickte, die es noch denselben Abend an ein berühmtes Atelier in Berlin weiterbeförderte. —

„Solchen Spaß hat mir lange nichts gemacht!“ rief Frau v. Kronstein, als wenige Tage darauf ein wirklich entzückendes weißes Kreppkleid eintraf. „Jetzt spiele ich die Rolle der Fee im Märchen. Weiße Balsaminen blühen im Garten, davon winden wir einen Kranz für das wundervolle goldbraune Haar meines kleinen Lieblings — und alles andere findet sich dann von selbst.“

Graf Nêges wurde in das Geheimnis eingeweiht

und zollte dem Plan energischen Beifall. Georg hörte nur ganz beiläufig, die Königsbrücks würden wahrscheinlich alle drei erscheinen.

„Nun, ein paar Schuhe hat sie jedenfalls bereits,“ dachte Georg mit innerem Lachen. Im Geiste sah er zwei kinderkleine Füßchen in den weißen Atlasschuhen mit den blitzenden Schmetterlingen über das blanke Parkett des Gartensaals gleiten und ertappte sich darauf, daß er auf einmal öfter wie sonst in den Spiegel sah.

Vor dem Fest machte er mit Graf Nêges Besuch in dem kleinen Rokokohaus. Sie wurden aber von Minna mit dem Bescheid abgefertigt, die Damen seien sämtlich ausgegangen.

In Wahrheit stand Rose hinter der Gardine und sah mit klopfendem Herzen durch eine schmale Spalte ihrem einstigen Verehrer nach.

An diesem unerbittlich hellen Vormittag wollte sie sich ihm nicht zum ersten Male wieder zeigen. Erst am Ballabend bei Kerzenlicht durfte er in glänzender Toilette die wiedersehen, die er einst so schweren Herzens aufgegeben hatte.

5.

Das arme Aschenbrödel nähte manchen Seufzer, manche heimliche Träne mit in die Ballkleider der Schwestern. Adele versprach ihr gnädig, ihr ihre Tanzkarte und ihre Blumensträuße mitzubringen. Aber das tröstete Asta wenig. Bitter enttäuschte es sie, daß weder Graf Nêges noch Frau v. Kronstein den Versuch wiederholten, die Schwestern umzustimmen, und Minnas geheimnisvollen Andeutungen, daß noch nicht aller Tage Abend sei, legte Asta wenig Gewicht bei.

Schon sehr früh am Abend des großen Tages be-

gannen die Schwestern mit ihrer Toilette. Asta zog zuerst Adele an, machte ihr das Haar, steckte die Brillantnadeln fest und knöpfte die Taille und die langen Handschuhe zu.

Adele war so gnädig, sich vollständig befriedigt mit dem Eindruck, den sie hervorbringen würde, zu erklären.

Nun ging es aber an das noch viel schwierigere Werk, Rose zu bedienen. In dem Schlafzimmer brannten alle Lichter und Lampen, deren man habhaft werden konnte. Es roch nach Parfüm und Schminke wie in einem Friseurladen. Rose ging schon im gestickten weißen Unterrock, mit sorgfältig gemalten rosigen Bäckchen, deren abgezirkelte Röte etwas verdächtig aussah, und mit unter den Augen fein schattierten Wimpern aufgeregt hin und her.

„Kommst du endlich?“ rief sie Asta ungeduldig zu, die in ihrem braunen Hauskleid vor der Schwester hinknieen mußte, um ihr die durchbrochenen Seidenstrümpfe über die Füße zu streifen. „Bring mir auch die anonym geschickten Atlasschuhe! Die passen vorzüglich zu meinem blaßgrauen Seidenkleid, viel besser wie die alten goldbronzenen, die ich erst lackieren mußte, damit sie nur einigermaßen anständig aussehen.“

Asta gehorchte. Aber so sehr Rose auch ihre Zehen krümmte, drückte und preßte — die Schuhe wollten nicht passen. Wütend schleuderte sie sie in eine Ecke.

„Total verschnitten sind die dummen Dinger! Höchstens ein Kind von zehn Jahren kann die tragen. Auch dich würden sie schön drücken, Asta, wenn du darin tanzen wolltest.“

„Ich wünschte, ich dürfte es versuchen,“ seufzte das junge Mädchen.

„Was meinst du, Rose?“ Adele war heute ausnahmsweise gut gelaunt. „Wenn Asta ein Sommer-

kleid anzieht, könnten wir sie am Ende mitnehmen, da Frau v. Kronstein so viel daran liegt?"

„Unsinn!" wies Rose kurz ab. „Schließlich ist Asta doch auch eine Königsbrück, und deren erstes Auftreten muß standesgemäß und nicht in irgend einem billigen Musselinfähnchen vor sich gehen. Sie wird noch genug Gelegenheit zum Tanzen haben. Heute bleibt sie hübsch zu Hause und geht früh zu Bett. — Schnür mir jetzt das Kleid zu, Asta!"

Sie versuchte es. Aber es ging schwer. Die Senkel krachten, die Seide knirschte.

Endlich war das mühsame Werk gelungen. Die blaßgrauen Atlasfalten mit dem gelblichen Spitzenüberwurf rauschten schimmernd um Roses überschlanke Gestalt. Ihr Haar war künstlich und kleidsam frisiert, ihr Schmuck wundervoll. Und doch mußte jedem, der sie einst in ihrer Jugendblüte gekannt hatte, bei ihrem Anblick weh ums Herz werden. Das Gesicht schreibt sich selbst seine Geschichte. Und hier las man nur das Verwelken in den glanzlosen Augen, in dem harten, einst so lieblichen Mund.

„Du bist schön wie früher!" versicherte Adele mit einem gewissen Trotz, als ob sie nicht nur andere, sondern vor allem sich selbst überzeugen wollte.

„Komm jetzt. Der Wagen wartet," entgegnete Rose statt aller Antwort. Sie war aufgeregter, wie sie zeigen wollte.

Asta und Minna gaben ihnen die Mäntel und Tücher um, und dann rollte der Mietswagen von dannen.

Asta ging in Roses Schlafzimmer, um Ordnung zu schaffen, denn ein furchtbarer Wirrwarr herrschte da. So sah es immer aus, wenn Rose Toilette machte. Leise vor sich hin summend, wanderte sie umher,

räumte hier und da, bis alles am rechten Platz lag oder stand.

Als sie fertig war, trat sie vor den mit weißem Musselin umhangenen Toilettentisch, auf dem zwei Lichter in schweren, altmodischen Leuchtern brannten. Sinnend betrachtete sie ihr eigenes Antlitz. Dann zog sie den Kamm und die Nadeln aus ihrer Frisur und ließ ihr goldbraunes, schimmerndes Haar um ihre Schultern fließen. Zum ersten Male wurde sie sich ihrer großen Schönheit voll bewußt, und eine tiefe Schwermut überkam sie. Niemand würde sie sehen!

Sie kehrte dem Spiegel den Rücken, konnte sich aber des Gedankens nicht erwehren, daß es etwas wundersam Süßes sein müßte, jemand mit dieser Schönheit zu beglücken. Das schmale, dunkle Gesicht des Jägers fiel ihr ein, der ihr im Gartensaal von Königsbrück so unerwartet gegenübergestanden und sie wie eine Geistererscheinung angestarrt hatte. Ein fassungsloses Staunen, eine atemlose, heiße Bewunderung hatte dabei in seinen seltsam forschenden Augen gelegen. Sie mußte immer wieder an diesen eigentümlichen Blick denken. Eine aufgeregte Mattigkeit kroch ihr durch alle Glieder. Ihr war, als ob eine unheimliche Gewalt ihr sehr nahe wäre — ein großer Schmerz oder ein großes Glück.

In einem Winkel des Zimmers glitzerten die kleinen Brillantschnallen der weißen Atlasschuhe, die Rose unwillig fortgeschleudert hatte, weil sie ihr nicht paßten. Asta zog sie an und machte ein paar leichte Tanzschritte. Die Schuhe beengten sie gar nicht, sie hätte die ganze Nacht darin tanzen können.

Asta strich sich über die Wimpern. Ein glitzernder Tropfen hing daran. Sie war wirklich recht albern,

über ein versagtes Vergnügen sich so zu grämen. Oder trauerte sie nicht allein um den Ball?

Sie schickte sich eben an, zu Bett zu gehen, um allen Kummer zu verschlafen, als es unten laut und schrill an der Haustür klingelte. Sollten Adele oder Rose etwas vergessen haben?

Asta eilte hinunter. Minna hatte die Korridortür schon geöffnet. Das Licht, das sie in der Hand hielt, beleuchtete scharf ihr glückstrahlendes Gesicht. Ihr breiter Mund grinste von einem Ohr zum anderen.

Zwei verhüllte Gestalten standen im Hausflur. Eine davon trug einen großen Karton. Zu ihrem Erstaunen erkannte Asta in der einen weiblichen Figur Frau v. Kronstein, die ihren weiten dunklen Abendmantel ungeduldig abstreifte und jetzt in einem kostbaren Damastkleid, ein Spitzenhäubchen auf dem Kopf, vor ihr stand.

„Kommen Sie, Kindchen — wir haben keine Zeit zu vertrödeln. — Fräulein Berger, bitte, tragen Sie den Karton ins Schlafzimmer. — Minna, zünden Sie alle Lichter an!“ befahl die energische alte Dame, als ob ihr plötzliches Erscheinen das alltäglichste Ereignis von der Welt sei.

„Ich bin heimlich hergefahren, um Sie nach Königsbrück zum Ball mitzunehmen, Asta. Mein Vetter und mein Sohn empfangen die Gäste und müssen mich entschuldigen, so gut es geht. — Rasch — rasch! Der Wagen wartet. In einer halben Stunde müssen wir fertig sein.“

„Aber meine Schwestern — und ich habe ja auch gar kein Ballkleid!“ wandte Asta halb verlegen, halb beseligt ein.

„Alles ist in schönster Ordnung, Astachen!“ versicherte Frau v. Kronstein herzlich. „Die Aschenbrödel-

tage sind nun gezählt. Mit heute wendet sich das Blatt. — Da sehe ich ja schon unter Ihrem braunen Leinenrock ein paar wunderhübsche weiße Atlasschuhe hervorgucken."

Asta errötete und versuchte ihre Füße unter ihrem Kleidersaum zu verstecken. „Die bekam ich heimlich zugeschickt," gestand sie. „Ich weiß gar nicht, von wem sie sind."

„Aber ich weiß es — oder errate es wenigstens," lachte Frau v. Kronstein. „Aber jetzt flink — flink! — Fräulein Berger, frisieren Sie das gnädige Fräulein recht hübsch — die Flechten tief gesteckt und diesen Balsaminenkranz über die Stirn in das gewellte Haar gelegt. — Ja — so ist's recht! — Das Kleid sitzt auch wie angegossen — und steht Ihnen — na —"

Der alten Dame versagten die Worte, und Minna schlug auch immer nur in sprachlosem Entzücken die Hände zusammen.

„So — und nun vorwärts! Unser Eintreten wird wie ein richtiger Theatercoup wirken. Vor allem freue ich mich auf die Gesichter Ihrer Schwestern und meines Sohnes Überraschung. Er war geradezu wütend, als ich ihm heute morgen sagte, daß Sie nicht mitkommen dürften."

Die Pferde rissen das leichte Coupé in raschem Trabe über die vom Mond fast taghell beleuchtete Landstraße. Große weiße Wolken stiegen von ihren erhitzten Körpern auf.

Schön wie ein Feenpalast tauchte Schloß Königsbrück aus seinen dunklen Platanen auf. Die fleckigen Stämme gleißten wie Schlangenleiber. Lodernde Pechfackeln brannten auf den Urnen der Pfeiler und warfen phantastische Schatten über die weißen Kieswege der Einfahrt.

„Ich fühle mich wirklich wie Aschenbrödel im Märchen," flüsterte Asta. „Wenn nur nicht um zwölf Uhr der Wagen zum Kürbis wird und ich wieder in meinem braunen Rock zu Hause sitze! — Sie sind wirklich eine wohltätige Fee für mich gewesen, gnädige Frau."

„Eine etwas merkwürdige Fee, die fast zwei Zentner wiegt und gern Zigarren raucht!" sagte Frau v. Kronstein. — „So, Aschenbrödelchen, nun fliegen Sie durch die Fenster der Glaskutsche, ich berühre Sie mit meinem Zauberstab."

Sie streichelte Astas Gesicht scherzend mit ihrem Spitzenfächer. Die Diener rissen rasch den Wagenschlag auf und befreiten die Damen von ihren Umhängen.

Frau v. Kronstein ging sofort mit ihrem Schützling in den großen, heute ganz ausgeräumten Gartensaal. Der Ball hatte bereits begonnen. Man tanzte gerade eine feierliche Quadrille. Die alten Damen saßen oder standen in Gruppen mit tanzunlustigen Herren zusammen.

Graf Nêges in tadellosem Frack, weißer Binde und langer Ordensreihe kam seiner Base mit strahlendem Gesicht entgegen. Er küßte Asta die Hand und führte sie selbst bis in die Mitte des Saales. Aller Blicke waren auf die unbekannte, reizende Erscheinung gerichtet. Ohne sich im geringsten um die älteren Fräulein Königsbrück zu kümmern, die auf dem erhöhten Tritt zwischen einigen Bekannten früherer Zeiten saßen und recht mißvergnügt alles kritisierten, führte der Hausherr Asta, nachdem er sie schnell einigen alten Damen als seine liebe junge Freundin vorgestellt hatte, seinem Neffen zu und hieß ihn, für Tänzer zu sorgen. „Das ist wohl keine schwere Aufgabe!" fügte er mit leichtem Lachen hinzu.

Georg verbeugte sich vor dem jungen, augenscheinlich sehr schüchternen Mädchen. Ein zärtliches Lächeln spielte um seinen Mund bei ihrem reizenden Anblick. „Sie erkennen mich nicht?“ fragte er schnell. „Ich trug damals allerdings eine alte Joppe, als ich so unvorbereitet Ihr herrliches Spiel unterbrach. Warum liefen Sie aber denn so eilig fort, daß ich mich nicht einmal vorstellen konnte?“

„Ich weiß schon, wie Sie heißen. Sie sind der Sohn meiner lieben, gütigen Frau v. Kronstein.“

„Das bin ich,“ bestätigte er herzlich. „Ihr großer, alter, immer noch schrecklich verzogener Sohn — außerdem der Dieb, der Ihnen den reizenden kleinen Schuh stahl. Können Sie mir verzeihen?“

Asta hob ein wenig den Saum ihres Kleides. „Dann haben Sie mir wohl zum Ersatz diese süßen Schuhe geschickt?“

Er mußte lächeln über den dankbaren Ausdruck ihres lieblichen Gesichts. Ja — sie glich wirklich Rose auffallend im Schnitt der Züge; aber sie war tausendmal holder, mädchenhafter wie diese anspruchsvolle Schönheit jemals gewesen sein konnte — wenigstens glaubte er das heute.

Er hatte Rose v. Königsbrück bereits begrüßt, auch einen Gehtanz mit ihr getanzt und sie dann auf ihren Platz zurückgeführt. Eine namenlose Ernüchterung, ja ein Gefühl, das fast an Abneigung grenzte, überkam ihn angesichts ihrer durch alle möglichen Kunstmittel mühsam aufgefrischten Schönheit. Er empfand fast Dankbarkeit, daß sie ihn damals abgewiesen hatte.

„Nein, Sie sehen heute wirklich ganz anders aus!“ bestätigte Asta.

Ihre Worte rissen ihn aus seinen Gedanken. Eine so offenherzige Bewunderung lag in ihren großen,

strahlenden Augen, mit denen sie seine heute so vorteilhaft veränderte Gestalt in der knappen hellblauen Uniform musterte. Wie hübsch das lichte Blau zu seinem dunklen Rassekopf abstach!

Die Quadrille war zu Ende. Einen sehnsüchtigen Walzer schluchzten und jauchzten die Geigen. Georg v. Kronstein legte den Arm um Astas biegsame Taille. Sie glitten über das spiegelblanke Parkett. Sein Atem verwehte die kleinen Löckchen auf ihrer Stirn.

Eine wild aufflammende Leidenschaft für dies junge, entzückende Mädchen in seinem Arm erfaßte ihn. Seine ganze zurückgedrängte, zum Tode verurteilte Jugendliebe wurde wieder lebendig, vereint mit ganz neuen, frischen, zarteren Gefühlen, die ihn beseligten.

Die Blicke aller Zuschauer folgten dem schönen Paar.

„Wir wußten ja gar nicht, daß Sie solch reizende Stiefschwester haben! Warum haben Sie die nur bisher vor aller Augen verborgen gehalten?"

„Jetzt müssen Sie sie uns aber bringen — wir wollen auch demnächst tanzen lassen!"

„Wie reizend sie sich bewegt — welche Grazie!"

„Herr v. Kronstein scheint das auch zu finden, er läßt sie ja gar nicht wieder los!"

„Kronstein ist jetzt eine gute Partie — er beerbt den Grafen Nêges, und der will Königsbrück kaufen."

„Ach wie hübsch — dann kommt das Schloß wieder in Ihre Familie! Liebe Adele, beste Rose — welche Freude für Sie!"

So umschwirrte es die Schwestern von allen Seiten. Sie saßen nebeneinander auf den Samtpolstern der Rundbank und beobachteten völlig fassungslos Astas Eintreten und Gefeiertwerden.

Frau v. Kronstein erzählte ganz laut jedem, der es hören wollte, den Scherz, den sie sich erlaubt habe. Denn Astachen werde trotz ihrer achtzehn Jahre von den allzu ängstlichen Schwestern wie ein kleines Kind gehütet. Da habe sie die Rolle der Fee gespielt und die gefangene Schöne hergezaubert.

Dem allgemeinen Beifall gegenüber konnten die Schwestern nichts anderes tun, als den Scherz auch zu belächeln. Innerlich kochten sie vor Wut. Vor allem Rose, die deutlich sah, daß Kronstein Asta wirklich in auffallender Weise auszeichnete.

„Das tut er nur, um dich zu ärgern," sagte Adele leise. Aber Rose war doch nicht ganz so verblendet, um das zu glauben. Wie hingeweht stand sie plötzlich dicht vor Kronstein und redete ihn an.

Er konnte, wenn er nicht unhöflich sein wollte, nicht anders, als ihr seine Begleitung anbieten, denn die Polonaise durch den mit Lampions und bunten Papierlaternen reich geschmückten Park fing gerade an.

Sie legte mit verführerischem Lächeln die Fingerspitzen auf den Arm, den er ihr bot. Im Gras lag der im Mondlicht bläulich blinkende Nachttau. Über den mächtigen Lindenbäumen schwebte der blaßgelbe Schimmer ihrer Blüten. Die Luft war weich, gewürzt von dem wundervollen Lindenduft. Eine warme, wunderbare Sommernacht, in der das Verlangen nach Liebe und Glück unbezähmbar aufschwellen mußte.

Rose ging absichtlich so langsam, daß zwischen den vor ihnen wandelnden Paaren der Abstand mit jeder Minute größer wurde.

Georg bezwang mühsam seine innere Ungeduld, denn er sah Astas weißes Kleid verführerisch lockend vor ihm her durch die dunklen Taxusgänge schimmern. Aber Rose blieb schließlich ganz stehen und zwang ihn

dadurch, dasselbe zu tun. Sie waren jetzt völlig außer Hör- und Gesichtsweite der übrigen.

„Welch seltsamer Zufall das ist, Herr v. Kronstein, daß wir uns hier in meiner alten Heimat nach so langen Jahren wieder treffen!“ fing Rose an.

Ihre Finger lagen immer noch mit sanftem Druck auf seinem Arm, aber er zog den jetzt an sich, so daß ihre Hand, der Stütze beraubt, heruntergleitt.

„Ja — sehr merkwürdig!“ entgegnete er kühl. „Auch daß ich voraussichtlich einmal Ihr väterliches Gut besitzen werde —“

„Wen könnte ich lieber als Sie hier herrschen sehen!“ Roses Hoffnungen schnellten in die Höhe. Ohne Absicht sagte er das gewiß nicht.

Sein Gesichtsausdruck war allerdings von fast beleidigender Kälte und Gleichgültigkeit. Aber das konnte Maske oder ein immer noch unverwundener Groll sein.

„Georg, haben Sie mir verziehen?“

Er wandte sich rasch um und sah ihr gerade ins Gesicht. „Schon längst tat ich das, Fräulein v. Königsbrück, obgleich ich lange Jahre bitter daran gekrankt habe. Heute muß ich sagen: Sie hatten vollständig recht. Ich war ein junger Mensch ohne Aussichten — und Sie in jeder Beziehung verwöhnt und anspruchsvoll. Wir würden unsere Verbindung beide tief bereut haben. Daß das Schicksal mich durch die Güte meines Onkel Nêges noch einmal zu einem reichen Mann machen würde, konnte niemand ahnen.“

Atemlos wartete sie auf seine weiteren Worte. Jetzt mußte doch seine Zurückhaltung fallen, jetzt würde er sie bitten, dieses unerwartet günstige Geschick mit ihm zu teilen!

Aber er blieb stumm.

„Wird es Ihnen auch nicht zu kühl hier?“ fragte er

endlich nach langer Pause. „Ich glaube, der Ball fängt bereits wieder an, und ich bin zum nächsten Tanz Ihrer kleinen Schwester verpflichtet."

Durch seine Stimme klang eine so hörbare Ungeduld, der lebhafteste Wunsch, dies Zwiegespräch zu beenden und zu Asta zu kommen, daß Rose sich unmöglich länger täuschen konnte.

Es war zu Ende — wirklich und unerbittlich zu Ende!

Klar wie durch Glas hindurch las sie in seinen Augen seine eisige Gleichgültigkeit ihr gegenüber. Ein bohrender Schmerz fraß ihr am Herzen bei dieser Erkenntnis. Eine besinnungslose Wut gegen Asta stieg in ihr auf, ein Haß, der sich rächen wollte und mußte um jeden Preis.

Mit ihrer schmalen Fußspitze schob sie ein paar im Mondlicht wie Edelsteine blitzende Kiesel zusammen. „Bitte, führen Sie mich zurück," bat sie dann, ihn forschend ansehend. „Aber das Opfer, in Ihren Jahren sich noch beim Tanz mit Backfischchen abzuquälen, möchte ich Ihnen denn doch nicht zumuten. Ich fühle mich nicht ganz wohl und fahre am besten sofort mit meinen beiden Schwestern nach Hause."

„Das wäre grausam!" fuhr er auf. „Ihre jüngste Schwester unterhält sich so gut! Wenn Sie selbst durchaus fort wollen, so können wir Sie leider nicht zurückhalten, aber lassen Sie wenigstens Fräulein Asta unter dem Schutz meiner Mutter hier. Die bringt sie Ihnen morgen ganz sicher selbst wieder."

„Sehr gütig. Aber vorläufig habe ich noch allein als Vormünderin über meine kleine Schwester zu bestimmen. Asta hat reichlich genug getanzt. Ich finde es nicht passend, wenn sie ohne uns hier bleibt, ebensowenig passend wie die ganze Art, wie man sie ohne unser Vorwissen herbrachte."

Schweigend bot er ihr den Arm. Eine böse Falte lag auf seiner Stirn. Wie gut sie diesen Ausdruck von früher her an ihm kannte! Wie sie ihn liebte, wenn er so schön und so böse aussah! Sie biß die Zähne übereinander, um nicht aufzuschreien in ihrer Seelenqual.

Stumm gingen sie nebeneinander durch den Park dem Schloß zu. Roses überreizte Nerven hörten jedes kleine Geräusch deutlich: das summende Flüstern der Zweige, das leise Sichregen der Vögel, die im Laub saßen, die jähe Flucht eines aufgescheuchten Eichkätzchens. Zwischen den hohen Kronen der Bäume schaute der glänzende Himmel friedlich herab.

Roses Herzschlag stürmte, ihre Hände ballten sich, und ihr Gesicht nahm ihr selbst unbewußt einen so haßerfüllten Ausdruck an, daß es Kronstein, der sie beobachtete, eisig überlief.

„Sie wäre imstande, das arme Kind umzubringen,“ dachte er entsetzt. Doch gleich darauf, als Rose irgend eine gleichgültige Redensart vorbrachte und sie sich unter den anderen Gästen in dem strahlend hellen Saal befanden, verlachte er sich selbst wegen seiner Angst. Aber ein unheimliches Grauen blieb auf dem Grunde seiner Seele zurück, das er mit allen Vernunftgründen nicht beschwichtigen konnte.

Adele war natürlich sofort bereit, Roses Wunsch zu erfüllen und wegzufahren, obgleich sie noch sehr gern erst gespeist hätte.

Asta bat in beweglichen Worten, den Kotillon noch abwarten zu dürfen. Vergebens. Auch Frau v. Kronsteins Vorschlag, Asta hier zu behalten und morgen früh zurückfahren zu lassen, verhallte ungehört.

Die alte Dame umarmte Asta beim Abschied mit mitleidiger Herzlichkeit. „Die Tyrannei soll bald ein

Ende nehmen," versprach sie leise. „Ich spreche mit dem Justizrat. Dies geht denn doch zu weit."

Georg v. Kronstein plünderte die Drahtgestelle, die zum Kotillon auf der Veranda bereit standen. Stark duftende Maiblumen, rosige Alpenveilchen, schmachtende Marschall-Nil-Rosen drückte er beim Abschied in Astas kleine Hände. Sie konnte die Fülle kaum halten.

„Die Blumen hätten Sie doch von Ihren Tänzern, die trostlos über Ihr Verschwinden sind, bekommen," meinte er. „Nun müssen Sie sie eben von mir annehmen."

Sie dankte ihm mit einem reizenden Augenaufschlag.

Er blieb vor der Tür stehen und sah dem fortrollenden Wagen nach.

Astas liebliches Gesicht, von einem weißen Spitzentuch eingehüllt, das sich zum Fenster hinausbeugte und das glänzend erleuchtete Schloß mit einem schmerzlichen Abschiedsblick umfaßte, war das letzte, was er sah.

Mit einem halb unterdrückten Ausruf, der keinen Segenswunsch für Rose bedeutete, ging er in den Saal zurück.

6.

Rose und Adele saßen in ihre Mäntel gewickelt auf den Vorderplätzen des Wagens und sprachen während der ganzen Fahrt keine Silbe. Asta sah ihre von den Laternen bestrahlte Spiegelbilder in den Glasscheiben fast wie eine Vision.

Wie heiß es in dem engen Kasten war! Ihr wurde immer schwüler und unheimlicher in Gegenwart der schweigsamen, regungslosen Gestalten, in denen nichts leben mochte als verborgene Gedanken, über die sie keine Macht, von denen sie kein Wissen hatte.

Ein niederziehendes Gefühl der Mutlosigkeit überkam sie.

Sie stotterte eine leise Entschuldigung über ihr unerlaubtes Erscheinen auf dem Ball, aber Adele zuckte nur die Schultern, und Rose warf ihr einen so zornigen, drohenden Blick zu, daß sie bestürzt verstummte.

Minna empfing die so früh Heimkehrenden mit erstaunten Ausrufen.

Adele gebot ihr Schweigen. „Bringen Sie uns lieber rasch etwas zu essen und auch etwas zu trinken!" befahl sie. „Von der labbrigen Mandelmilch ist mir noch ganz übel."

„Darf ich euch die Kleider aufschnüren?" fragte Asta.

„Nein. Mach, daß du ins Bett kommst! Wir wollen dich nach deinem heutigen Ungehorsam nicht mehr sehen. Wir helfen uns allein," fuhr Adele sie an.

Asta verschwand eilig, froh, so leichten Kaufs davon zu kommen.

Minna brachte ein Tablett mit Butterbrot und eine Flasche alten Portwein, die noch besseren Zeiten entstammte, herein. „Bier ist nicht mehr da — und Feuer zum Teewasser kann ich mitten in der Nacht nicht anzünden," brummte sie.

„Ja — ja, gehen Sie nur schlafen," antwortete Rose nervös, goß sich ein großes Glas Portwein ein und trank es in einem Zuge aus.

„Aber Rose, das bekommt dir doch nicht! Iß wenigstens etwas dazu," bat Adele.

„Laß mich in Frieden! Sprich nichts — jedes Wort foltert mich! Vielleicht kann ich schlafen, wenn ich Wein trinke — es ist ja doch alles egal!" rief Rose gereizt.

„Meinetwegen — du kannst ja deinen Rausch nach-

her ausschlafen. Morgen wirst du allerdings schönes Kopfweh haben."

Aber Rose hielt sich wie ein eigensinniges Kind die Ohren zu und trank ein Glas nach dem anderen von dem feurigen Wein, nicht aus Lust am Trinken, nur aus Sehnsucht, sich zu betäuben, um für einige Stunden wenigstens den fressenden Schmerz am Herzen zu vergessen.

Adele gähnte herzhaft. „Ich gehe zu Bett, Rose. Trödle auch nicht ewig mehr herum. Leg dich lieber hin."

Sie schnürte der Schwester das Kleid auf und verschwand dann, gefolgt von Peter.

Rose blieb bei der trübe brennenden Lampe sitzen. Den schmerzenden Kopf in die Hand gestützt, saß sie regungslos, bis alles im Hause still wurde, hinter der dünnen Tapetentür hörte sie Adeles regelmäßige Atemzüge und Peters Schnarchen.

Wie von einer unsichtbaren, magnetischen Gewalt getrieben, stand Rose auf, streifte das knisternde Atlaskleid ab, nahm die Lampe und schlich auf den Zehenspitzen die Treppe zu Astas Bodenkammer hinauf.

Wenn die Schwester noch wachte, so fand sich leicht ein Vorwand, ihr Erscheinen zu dieser ungewöhnlichen Zeit zu erklären, und wenn sie schlief, konnte sie sie in Ruhe betrachten. Sie wollte, sie mußte sich überzeugen, ob Asta ohne Schmuck, ohne elegante Toilette wirklich so liebreizend war, daß ein Weltmann wie Georg v. Kronstein sich sofort besinnungslos in dies Lärvchen verlieben konnte.

Vorsichtig, die brennende Lampe mit der Hand beschattend, stand sie vor dem Bett des jungen Mädchens. Asta schlief fest. Ihre Brust hob und senkte sich in leisen, tiefen Atemzügen. Der eine Arm lag

unter dem Kopf, die Flut des gelösten Haares fiel darüber. Das süße Gesicht war rosig angehaucht wie das eines Kindes, die langen, sanft aufgebogenen Wimpern warfen einen leichten Schatten auf die zartgerundeten Wangen.

Ja, sie war schön! Schöner noch wie im Ballsaal in diesem unschuldigen Kinderschlaf. Wie jung und reizend, ganz dazu geschaffen, die Leidenschaft eines heißblütigen Mannes zu erwecken und seine Liebe festzuhalten. Alle Glücksmöglichkeiten, die sie selbst versäumt hatte, lagen vor dieser jungen Schwester ausgebreitet da — sie brauchte nur die Hand danach auszustrecken.

Rose grub die Zähne in die Lippen und preßte die Hände zusammen, bis es weh tat. Der körperliche Schmerz war eine Ablenkung der Seelenfolter. Endlich setzte sie die Lampe, die bereits mit dem Verlöschen rang, auf den Tisch und beugte sich immer tiefer über das Bett. Am liebsten hätte sie ihre Hände um den zarten Hals der Schläferin gekrallt in ihrem wilden, verzweifelten Haß und Neid.

Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn. Wohin trieb ihr Haß sie! Nein — ans Leben wollte sie Asta nicht.

Aber wenn sie ihre Schönheit hätte zerstören können — das wäre eine Wollust für sie gewesen. Die Häßliche, die Entstellte, die würde ihr nicht mehr gefährlich sein!

Ihr Verstand war durch den starken, ungewohnten Genuß des Weines verwirrt. Sie dachte nichts klar. Nur ihre bösen, heimlichen Triebe, ihre erbitterten, rachsüchtigen Instinkte leiteten sie.

Neben Astas Bett stand ein kleiner Leuchter mit einer halb heruntergebrannten Kerze. Sie zündete sie vorsichtig an und rückte das brennende Licht dicht

neben die weißen Mullvorhänge des Bettes. Eine Bewegung der Schläferin mußte die Vorhänge verschieben und dadurch der Flamme zu nahe bringen. Astas langes gelöstes Haar würde Feuer fangen, dieses wundervolle braungoldene Haar, das an trockenes Eichenlaub erinnerte, sollte verkohlen, das reizende Gesicht sich mit Brandwunden bedecken.

Unten im Wohnzimmer hörte man in diesem dünngebauten Hause jeden Laut. Auf den ersten Schrei hin konnte sie sofort zu Hilfe eilen und Asta retten.

Vorsichtig, immer noch die Lampe beschirmend, schlich Rose zur Tür. Das Licht am Bett, von dem geringen Luftzug bewegt, flackerte hin und her. Aber Asta lag so bewegungslos in ihren Kissen, daß keine Falte des Betthimmels sich regte.

Vielleicht rührte sie sich die ganze Nacht über nicht, und das Lichtstümpfchen verlosch völlig harmlos.

Draußen auf dem Korridor horchte Rose noch einmal.

Tiefe Stille. Nur die alte Uhr mit den schweren Gewichten tickte eintönig.

Vorsichtig schob Rose den äußeren Riegel vor. Er ging sehr schwer und schien verrostet zu sein.

Auf den Zehenspitzen schlich Rose der Treppe zu. Ihr Herz schlug bis in den Hals hinauf. Eine Stufe knarrte. Der Nachtwind strich aufstöhnend ums Haus. Wie unheimlich das alles war! Auch die alte Uhr tickte auf einmal ganz anders, drohend und unerbittlich wie das Schicksal selber. Unter der nicht fest schließenden Türritze von Astas Bodenkammer wurde der Schein heller! Ja gewiß — das konnte keine Täuschung sein. Das unselige Geschöpf schlief zu fest und mußte hilflos verbrennen. Das sollte nicht sein, nie hatte sie das beabsichtigt! Sie mußte im Wahnsinn gehandelt haben, sie mußte —

Ein Luftzug verlöschte plötzlich die Lampe in ihrer Hand. Stolpernd tappte sie sich zu Astas Tür zurück. „Asta!“ Sie pochte an die Tür. „Asta, wach auf!“

Keine Antwort.

Rose wagte nicht lauter zu rufen aus Furcht, daß Minna sie hören und herbeieilen könne.

Drinnen in der Kammer regte sich noch immer nichts.

Rose versuchte den Riegel wieder zurückzuziehen. Der verrostete Schieber rührte sich nicht. Der flackernde Lichtstrahl aus der Türspalte brachte sie fast um den Verstand.

Sie stürzte die Treppe hinunter, ihre Füße trugen sie kaum, der genossene Wein benahm ihr jedes klare Denken. Ihre Glieder flogen wie im Fieber.

Endlich stand sie vor Adeles Bett und rüttelte sie rauh an der Schulter. „Adele — Adele, wach auf!“

Peter kläffte empört über die Störung. Adele fuhr mit einem Schrei in die Höhe.

„Du bist's, Rose? Was ist denn?“

Bei dem unsicheren Schein des matt brennenden Nachtlämpchens sah Adele zu ihrem höchsten Erstaunen die Schwester halb bekleidet, eine ausgelöschte Petroleumlampe in der Hand, vor ihrem Bett stehen.

„Was willst du denn nur? Bist du närrisch, Rose?“

„Bei Asta brennt noch Licht!“ stieß Rose hervor.

„Und deshalb weckst du mich mitten in der Nacht?“ Adele drehte sich auf die andere Seite. „Das ungezogene Ding liest gewiß irgend einen verbotenen Roman im Bett.“

„Adele, du mußt hinaufgehen und das Licht auslöschen.“

„Fällt mir nicht ein!“

„Und wenn Asta verbrennt?“

„Sie wird doch nicht gleich anbrennen! Wenn sie liest, ist sie doch wach!“

„Adele, du verstehst mich nicht!“ jammerte Rose. „Ich bekomme den Riegel nicht auf. Asta ist eingeschlossen. Sie —“

Rose konnte nicht weitersprechen. Ein entsetzlicher Schrei gellte plötzlich durchs Haus.

Rose sank halb ohnmächtig in die Kniee. „Rette — rette sie!“

Adele sprang mit einem Satz aus ihrem Bett und stieß die gerungenen Hände der Schwester heftig von sich. „Was hast du da angestiftet, du —“

Aber wieder gellte der entsetzliche Angstschrei, der das Blut in den Adern förmlich stocken ließ.

Adele raste die Treppe hinauf und rüttelte wild an der verschlossenen Tür.

„Mach auf, Asta — mach sofort auf!“

„Ich kann ja nicht. Ich bin eingeschlossen. Mein Bett brennt — der Rauch erstickt mich —“

Adele riß und zerrte mit aller Kraft an dem rostigen Riegel. Er wich und wankte nicht.

Vor Verzweiflung schlug sie wie eine Wahnsinnige mit geballten Fäusten auf die Klinke.

Rose, die ihr mit zitternden Knieen langsam nachgekrochen war, stammelte nur abgebrochene, sinnlose Laute.

Aber da stand auch schon, wie aus der Erde gewachsen, Minna mit dem Küchenbeil in der Hand neben ihnen.

„Fort!“ schrie sie. „Machen Sie beide, daß Sie fortkommen! Sie nützen doch nichts — und werden wohl wissen, wer das arme Ding eingeschlossen hat!“

Beim dritten Beilhieb fiel der Riegel klirrend zu Boden. Minna riß die Tür auf. Der Rauch schoß

in großen grauen Wolken heraus und benahm den Davorstehenden fast den Atem.

Aber Minna tappte mutig vorwärts und stieß gegen Astas ohnmächtig am Boden liegende Gestalt. Sie trug sie mit fast übermenschlicher Kraft in ihre Kammer und legte sie auf ihr Bett. Frische Luft und Wasser brachten Astas Besinnung bald zurück. Ihr Haar war an den Spitzen ein wenig versengt, das Nachtkleid ein wenig angekohlt, das Gesicht von Ruß geschwärzt, sie selbst aber sonst ganz unversehrt, nur halbtot vor Schreck und Angst.

Minna schleppte mit Adeles Hilfe Wasser herbei.

Vom Nebenhause kamen Leute, die das Geschrei gehört, den hellen Flackerschein gesehen hatten, zu Hilfe. Nach kurzer Zeit war die Gefahr beseitigt und alles gelöscht.

Die Kammer sah allerdings entsetzlich aus. Die Dielen waren durchgebrannt, das Wasser tropfte bis in den Salon hinab. Alles triefte, schwamm und roch gräßlich nach verbrannten Stoffen und verkohltem Holz.

„Morgen," brummte Minna grimmig, „bringe ich das Fräulein nach Königsbrück in Sicherheit — so wahr ich Minna Gelbke heiße, und ich will den sehen, der mich daran hindern soll!"

Sie warf Adele und Rose herausfordernde Blicke zu. Aber beide erwiderten keine Silbe.

7.

Eine ihm selbst unerklärliche Unruhe trieb Georg v. Kronstein schon früh am anderen Morgen, zur Stadt zu fahren. Seine Mutter weigerte sich, ihn zu begleiten, und lachte ihn seiner Angst wegen einfach aus. Aber er ließ sich nicht halten. Ein vergessenes Spitzen-

tuch mußte als Vorwand für seinen frühen Besuch bei den Damen Königsbrück gelten.

Im offenen Jagdwagen, den er selbst lenkte, fuhr er bereits kurz nach zehn Uhr vor dem kleinen Rokokohause vor.

Menschen umstanden es immer noch und sahen zu den Fenstern hinauf. Ein Brand war in dieser kleinen Stadt ein interessantes Ereignis und bildete noch lange Zeit das Gesprächsthema.

„Was gibt's denn hier?" fragte Kronstein, immer noch mit derselben unerklärlichen Unruhe im Herzen.

„In der Nacht hat's bei den Damen gebrannt," erklärte einer der vor dem Hause Stehenden wichtig. „Die Bodenkammer, in der das jüngste Fräulein schläft, ist ausgebrannt. Komisch, daß die Damen sie unterm Dach schlafen lassen wie ein Dienstmädchen! Um ein Haar wäre sie erstickt! Die Minna sagte, man müßte es eigentlich bei der Polizei anzeigen von Rechts wegen."

Kronstein erblaßte. Das Gehörte übertraf seine schlimmsten Befürchtungen. Wenn auch wahrscheinlich keine böse Absicht, so lag doch jedenfalls unerhörte Fahrlässigkeit und lieblose Behandlung vor. Er mußte Asta auf alle Fälle sofort mitnehmen.

Eilig warf er dem Kutscher die Zügel zu und ging in das Haus. Drinnen sah alles so wüst und abstoßend aus, daß es ihn anwiderte. Die Möbel waren durcheinander geschoben, die beschmutzten Teppiche aufgerollt, die durchnäßten Bilder gegen die Wand gekehrt. Mitten in dem Wirrwarr kniete Minna und rang einen Scheuerlappen aus, daß die Tropfen herumspritzten. Asta saß zusammengekauert, noch völlig verstört, in der Sofaecke.

Bei seinem Eintreten sprang sie mit einem lauten Schrei auf und lief ihm entgegen. Mit beiden Händen

umklammerte sie seinen Arm und drückte ihren Kopf gegen ihre flehend gefalteten Hände. „Nehmen Sie mich mit! Nehmen Sie mich nach Königsbrück!“ bat sie, in heiße Tränen ausbrechend. „Hier kann ich es nicht länger aushalten — ich fürchte mich so!“

Er zog sie fest an sich. Mit einem Blick unendlicher Liebe sah er in ihr blasses Gesicht. „Deswegen bin ich gekommen,“ antwortete er ernst. „Ich bringe Sie in Ihr Vaterhaus zu meiner Mutter, bis —“

„Ja — ja, gnädiger Herr,“ fiel Minna ein. Sie schwenkte ihren Scheuerlappen wie eine Siegesfahne. „Nehmen Sie das Fräulein nur gleich mit. Zu packen braucht sie nichts. Alles ist verbrannt.“

„Sogar das Kleid und die Schuhe von gestern abend!“ klagte Asta.

„Wir kaufen Ihnen schönere,“ tröstete er.

Da — jetzt lachte sie schon wieder! Die neckischen Grübchen spielten um ihren blaßroten Mund. Er mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht diese süßen Lippen mit den seinen zu schließen.

„Kann ich die Damen sprechen?“ fragte er kurz.

„Fräulein Rose liegt noch. Aber Fräulein Adele ist bereits auf,“ meinte Minna. „Ich will sie rufen.“

Das war aber nicht nötig, denn Adele, die den Wagen erkannt hatte, kam von selbst herbei. Gegen ihre Gewohnheit benahm sie sich recht kleinlaut, als Kronstein kurz und bündig erklärte, er käme im Auftrag seiner Mutter, um Fräulein Asta nach Königsbrück mitzunehmen, wo sie bleiben würde, bis seine Mutter mit ihr nach Berlin übersiedle.

„Rose ist ihre Vormünderin,“ warf Adele ein. „Ich weiß wirklich nicht, was die zu diesen Plänen sagen wird.“

„Fräulein v. Königsbrück, ich würde Ihnen und

Ihrer Schwester raten, keine Schwierigkeiten zu machen," entgegnete Kronstein kalt. „Durch den Justizrat Krull ist uns gestern noch manches zu Ohren gekommen, was besser nicht an die Öffentlichkeit dringt. Ihre Schwester täte gut, die Vormundschaft niederzulegen, ehe sie ihr gerichtlich genommen und sie zur Verantwortung gezogen wird."

Adele wurde sehr blaß und erhob keinen Einwand mehr. Rose blieb unsichtbar. Nach einem kurzen, kühlen Abschied hob Kronstein Asta auf den hohen Jagdwagen. Sie saß neben ihm auf dem Vordersitz und sah mit strahlenden Augen zu ihm auf und er mit zärtlichem Lächeln zu ihr herunter.

Eine flimmernde Staubwolke entzog das elegante Gefährt schnell den Blicken der Zurückbleibenden, die ihm aus dem kleinen baufälligen Rokokohaus mit sehr gemischten Gefühlen nachsahen.

— — — — — — — — — — — —

Der Justizrat, dem der Brand und Astas Übersiedlung nach Königsbrück natürlich sofort zu Ohren kam, suchte die Schwestern in den nächsten Tagen auf. Jetzt herrschte wieder einigermaßen Sauberkeit und Ordnung in den Zimmern, aber die Gemütsverfassung der beiden Damen schien aus allen Fugen geraten zu sein.

Beide waren so unausstehlich, daß der Justizrat seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um nicht mehr wie deutlich seine wahre Meinung zu äußern.

Rose überhäufte ihn mit Vorwürfen. Er habe Asta aufgehetzt. Wie sie jetzt ohne die Zinsen von deren Vermögen leben sollten. „Und welch ein Licht wirft ihre Flucht aus unserem Hause auf uns?" schloß sie wütend.

„Das denkbar schlechteste," gab der Justizrat bereit-

willig zu. „Aber daran tragen Sie allein die Schuld. Sie haben Ihrer Stiefschwester die Rolle eines Aschenbrödels zugeteilt und können sich nicht wundern, wenn wie im Märchen ein Prinz die verfolgte Schönheit befreit.“

„Ein Prinz von beinahe vierzig Jahren!“ spottete Adele.

„Nun, das ist doch wohl allein Fräulein Astas Sache, ob sie ihn heiraten will.“

„Spricht man schon davon?“ Rose wandte das Gesicht ab, damit der Justizrat ihre zuckenden Mundwinkel nicht sehe.

„Das fühlt doch der Blinde mit dem Stock, daß er in sie verliebt ist bis über beide Ohren!“ rief der alte Herr gemütlich lachend. „Und da Graf Nêges seinen Neffen zum Erben erwählte, so macht Fräulein Asta wirklich in jeder Hinsicht eine recht gute Partie. Übrigens bringe ich Ihnen ein Kaufangebot des Grafen mit, das meine kühnsten Erwartungen übertrifft. Sie sind dadurch in der Lage, nach Tilgung aller Schulden ganz behaglich — im Ausland zu leben.“

Die letzten Worte betonte er scharf.

„Ich verkaufe Königsbrück nicht an den Grafen Nêges. Asta soll dort nicht die Schloßherrin spielen, während wir heimatlos in der Fremde herumwandern!“ stieß Rose außer sich heraus.

„Sei keine Närrin!“ fuhr Adele sie heftig an. „Dich müßte man für deine Verschwendung unter Kuratel stellen! — Ich nehme den Vorschlag an, Herr Justizrat, und gehe sehr gern aus dieser elenden Bude fort. Außerdem hat Minna auch noch gekündigt. Ich bedanke mich dafür, immer neue Dienstboten anzulernen. Rose sitzt doch nur da und liest alte Liebesbriefe. Wir wollen jetzt in eine Pension ziehen.“

„Das wird auch das beste sein. — Fräulein Rose, in Italien können Sie mit Ihren Mitteln wieder eine Rolle spielen,“ redete der Justizrat zu.

„Asta soll nicht in Königsbrück herrschen!“ beharrte Rose mit dem Eigensinn einer Verrückten. „Noch bin ich Vormünderin — ich verlange ihre sofortige Rückkehr. Denn ich finde es unpassend, wenn sie mit Kronstein zusammen wohnt —“

Der Justizrat wurde ernst. „Da im guten nicht mit Ihnen zu reden ist, Fräulein v. Königsbrück, so zwingen Sie mich, gerichtliche Schritte zu beantragen. Ausreichende Gründe sind vorhanden. Ihre Verschwendungssucht, das von Ihnen angebrochene Kapital Ihres Mündels, die abgeschlossene Bodenkammer bei dem Brande und —“

„Asta hat selber das Licht brennen lassen,“ entschuldigte Adele.

„Möglich. Aber von außen kann sich niemand selbst einriegeln — nicht wahr?“

Rose warf ihre Stickerei auf den Tisch. „Machen Sie, was Sie wollen!“ rief sie dem Justizrat über die Schulter zu. „Ich billige Ihre Pläne, weil ich die Streiterei satt habe. Wenn ich diesem Erdenwinkel mit all den unausstehlichen Menschen und bitteren Erinnerungen bald endgültig den Rücken kehren kann — dafür will ich gern Opfer bringen.“

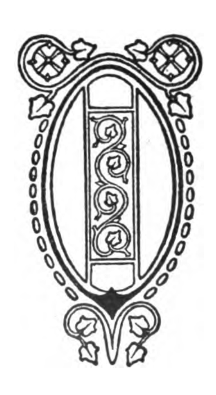
Ohne ein Wort des Dankes oder Abschieds rauschte sie hinaus.

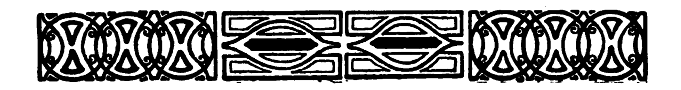
Der Justizrat erwartete auch keines von beiden. Er hatte seinen Zweck erreicht, denn mit Adele kam er in Geldangelegenheiten immer rasch vorwärts.

Dann fuhr er hinaus nach Königsbrück. Astas Entzücken, daß die Schwestern für immer fortgehen wollten, warf ein helles Schlaglicht auf die traurige Vergangen-

heit. Sie tanzte vor Freude wie ein ausgelassenes Kind umher und umarmte alle — außer dem Rittmeister v. Kronstein, gegen den sie sich auf einmal mit großer Zurückhaltung benahm, die deutlicher wie alle Worte redete.

„In einem Jahr spätestens ist hier in Schloß Königsbrück fröhliche Hochzeit — darauf möchte ich wetten," flüsterte der Justizrat dem Grafen Nêges zu, der schmunzelnd nickte.





Die Puppe und ihre Herstellung.

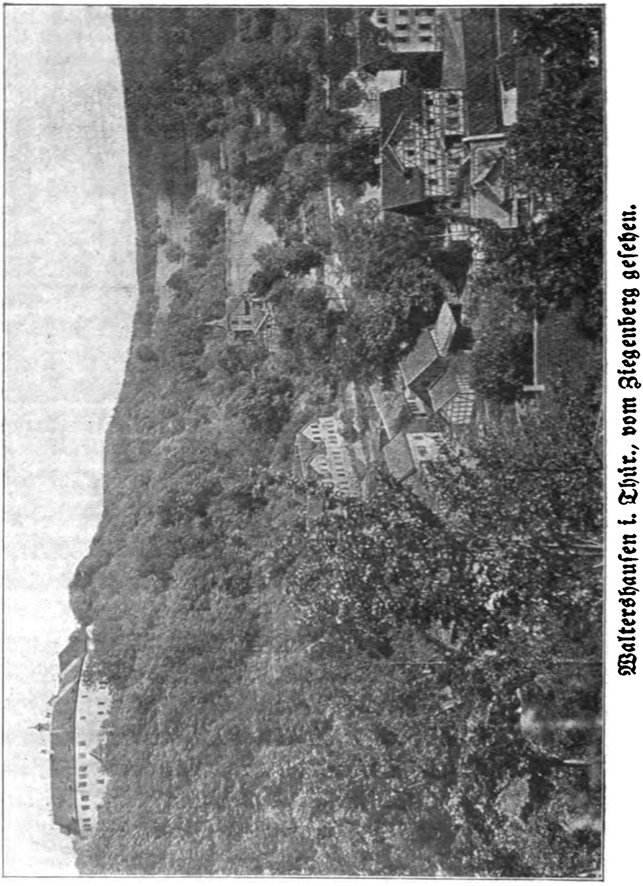
Von O. Sixdorf.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wenn die Weihnachtszeit herannaht, so denken die Eltern gern daran, womit sie ihren Kindern wohl eine rechte Freude machen können. Sind es Mädchen, denen die treusorgende Mutter unter den Tannenbaum in seinem Lichterglanz Geschenke legen möchte, so wird sie gewiß nie die Puppe vergessen. Aber keines der vielen Tausende von Kindern wird sich vorstellen können, wieviele fleißige Hände sich regen müssen, ehe so ein Wunder zustande kommt.

Lieblich am Nordrand des Thüringer Waldes gelegen, in unmittelbarer Nähe des weltbekannten Kurortes Friedrichroda, finden wir das Städtchen Waltershausen am Fuße des Burgberges, dessen Höhe das Schloß Tenneberg ziert. Fast hundert Jahre sind vergangen, seit die Puppenfabrikation hier Eingang fand. Es war zur Zeit der Napoleonischen Fremdherrschaft, als der Sohn eines Waltershäuser Metzgermeisters, Joh. Daniel Kestner, für die Soldaten der verschiedenen Heere Fleisch und Wurst verhandelte. Auf seinen Reisen, die ihn weit nach Süden führten, lernte er das Papiermaché kennen und suchte es nach seiner Rückkehr zu verwerten, indem er eine Fabrikation von Papiermaché-Schiefertafeln begründete. Aber trotzdem er mit dieser die Herstellung von übersponnenen Holzknöpfchen verband, wollte es ihm nicht recht glücken,

vorwärts zu kommen. Daher begann er schließlich, Puppen zu fabrizieren. Sie waren im Anfang aller-

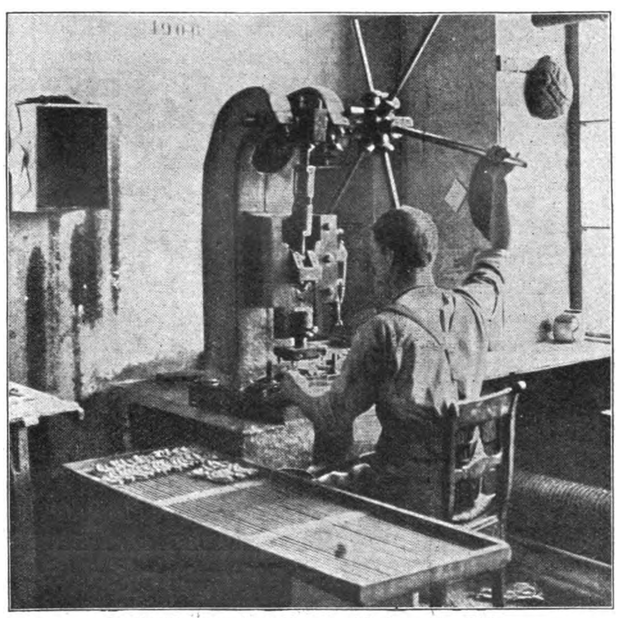


Waltershausen i. Thür., vom Ziegenberg gesehen.

dings einfach genug. Aus Holz wurde nur ein Oberkörper an den Drehbänken, woran auch die Holzknöpfe hergestellt wurden, gemacht, dem dann durch Schnitzen

und Übermalen etwas Menschenähnliches gegeben wurde. Das Ganze wurde in ein Steckkissen eingepackt und wanderte als „Täufling" in die Welt. Dieser Name hat sich bis heute für die Waltershäuser Puppen erhalten.

Aus diesen kleinen, dürftigen Anfängen hat sich



Das Stanzen der Puppenhände und -füße.

eine Industrie entwickelt, die sich der Begründer gewiß nicht hat träumen lassen, die aber nicht nur den Waltershäusern, sondern auch der armen Bevölkerung der Walddörfer in weiter Umgebung auskömmlichen Verdienst sichert. Wie interessant ist es, den riesigen Versand zu beobachten. Weit hinaus über die Meere

wandert die Puppe als begehrter Handelsartikel, und wo es nur Puppen gibt in irgend einem Teile der Welt, da hat der Name Waltershausen einen guten Klang. Natürlich hat die Industrie der Puppe in den



Die gestanzten Händchen und Füße werden nachgeputzt.

langen Jahren auch eine großartige Entwicklung durchgemacht und einen gewaltigen Aufschwung genommen.

Die oben erwähnten „Täuflinge“ wurden bald durch Puppenbälge mit Händen, Füßen und Porzellanköpfen ersetzt. Die Bälge wurden mit Korkschrot, Rehhaaren oder auch Sägespänen gefüllt und teils aus Mohärstoff, teils aus feinstem Schafleder zugeschnitten und genäht.

Die Massenfabrikation verlangte einfache und billige Herstellung. Angefeuchtete Pappe wird mittels Stanzmaschinen zur Herstellung der Puppenkörper, der Füßchen und Händchen verwandt. Letztere müssen aber erst sorgfältig nachgeputzt werden. Da müssen dann in ihren Freistunden die Kinder, die man an warmen Tagen auch überall im Garten, wie auch auf der Straße fleißig bei der Arbeit sehen kann, schon tapfer mithelfen.



Das Übergießen der Puppenkörper mit Farbe.

Die Teile des Puppenkörpers werden dann mit Farbe übergossen und lackiert. Auch die Steifheit der Puppe ist ein längst überwundener Standpunkt. Jedes Gelenk ist beweglich. Die Gelenkhöhlen werden bei

Herstellung der Körper gleich mit ausgestanzt, und die Händchen und Füßchen wie auch die Köpfe werden dann von geschickten Zusammensetzern mittels Gummibändchen verbunden, so daß die Puppe in allen Gelenken beweglich ist.

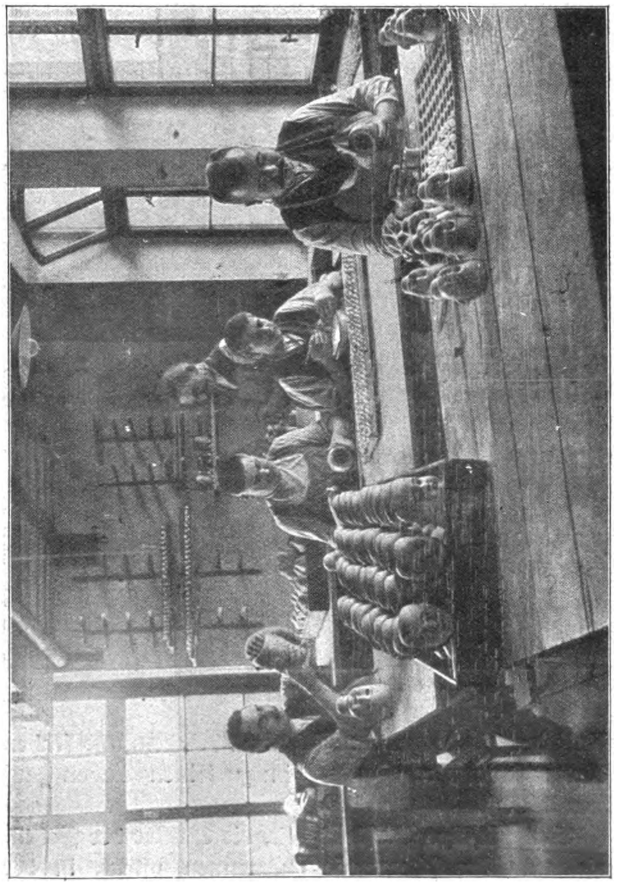
Die besseren Puppen allerdings werden nicht „ge-



Im Modellierraum.

stanzt“, sondern „geformt“. Das ist ein Zweig der Puppenindustrie, der besonders auf den Dörfern der näheren und weiteren Umgebung Waltershausens, „auf dem Walde“, zu besonderer Blüte gelangt ist. In Gips- oder Steinformen wird eine aus gestampfter und aufgeweichter Pappe, Gips, Brotteig von altem

Schwarzbrot und Leim hergestellte Masse aufgetragen, Schicht auf Schicht, bis die Puppenkörper fertig sind,



Das Augeneinsetzen.

die dann in Fenstern, vor den Türen auf Tischen und Bänken vor den Häusern ausgelegt werden, und hier betrachten sie dann erstaunt und interessiert zu-

gleich die vorüberwandernden Sommerfrischler und Touristen.

In den letzten Tagen der Woche wird „abgeliefert“; hochbepackt zieht der Dörfler in die Stadt, um den



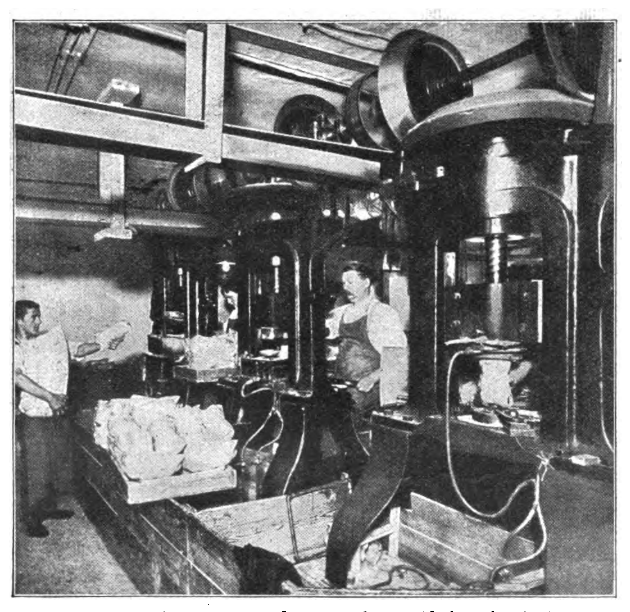
Die Puppenaugen werden geblasen.

Fleiß der Woche nach der Fabrik zu bringen, und frohen Sinnes kommt er abends heim zu seinen Lieben „auf dem Wald“.

Eine wichtige Persönlichkeit, die Mutter der Fabrik, wie man ihn scherzweise zu nennen pflegt, ist der Modelleur, denn er muß nicht nur Künstler, sondern auch Praktiker sein. Er hat nicht genug getan, wenn er neue Puppenformen schafft — nein, es heißt auch

Rücksicht nehmen auf den Geschmack der Kundschaft in den verschiedenen Ländern.

Eine besondere Kategorie der Puppenarbeiter sind die Augeneinsetzer, die auch wohl die bestbezahlten sind, namentlich wenn sie auch noch Wimpern von Menschenhaaren anzubringen verstehen. Dies ist ja auch begreiflich, erhält doch die Puppe erst durch treffend gewählte Augen den richtigen Ausdruck. Die Puppenköpfe erhält der Fabrikant fertig von den vielen



Ausstanzen der Puppenkörper und Verbinden derselben.

Porzellanfabriken Thüringens. Auch die Augen kommen meistens aus Lauschaer, Sonneberger und anderen Augenbläsereien. Aber es haben sich auch schon in Waltershausen Augenbläser seßhaft gemacht, die nicht

nur meisterhaft Puppenaugen zu blasen verstehen, sondern auch Menschenaugen werden von ihnen in größter Vollendung gefertigt.

Aber nicht nur die Augen werden den fertig be-



Im Tressierraum: Nähen der Puppenscheitel.

zogenen Puppenköpfen hier erst eingesetzt, auch die Haare werden den Köpfen angefügt. Das ist ebenfalls eine besondere Industrie, die aber fast ausschließlich von Frauen und Kindern ausgeübt wird. Viele Familien wird man nicht finden, in denen nicht tressiert oder frisiert wird. Das Haar der Angoraziege wird gekocht, gelockt und aufgezogen (tressiert), dann von kunstfertigen Händen zu Scheiteln vernäht und auf

Holzköpfen frisiert in allen nur denkbaren Frisuren. Diese Scheitel werden dann auf die Köpfchen geklebt. Ebenso werden echte Menschenhaare verarbeitet.

Daß sich auch sehr viele Frauen und Mädchen damit beschäftigen, Hemdchen und Kleidchen für Puppen zu fertigen, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden.

Wenn nun alle Teile der Puppe fertiggestellt



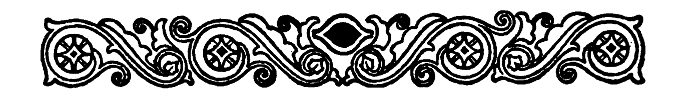
Im Packraum: Die fertigen Puppen werden angekleidet und zum Versand eingepackt.

sind, dann beginnt die Arbeit des Zusammensetzers. Kunstgerecht verbindet er Teil auf Teil; im Packraum werden die Puppenkörper dann noch mit Scheitel,

Hemdchen oder Kleidchen versehen und in Kartonen verpackt. Daher besitzt auch jede Puppenfabrik eine Kartonfabrikation, oder sie steht mit einer der vielen derartigen Fabriken der Stadt in Verbindung.

Jahraus, jahrein wandern nun die fertigen Puppen in großen Ballen und Kisten über die Meere in die fremden Erdteile, überall Jubel und Freude in den Kinderherzen erweckend. Ob deutsch oder gallisch, blondhaarig oder schwarzäugig, überall wird die gleiche Liebe, dieselbe Zärtlichkeit und Fürsorge unsere Puppe aus den Thüringer Bergen empfangen, deren schelmisches Lächeln auch das letzte Vorurteil besiegt.

August Trinius, der Thüringer Wandersmann, der so poesievoll in seinen Wanderbüchern Waltershausen schildert, äußert daher auch den Wunsch, das Wappen Waltershausens nach seinen Hauptindustriezweigen zu ändern, und schreibt ebenso humoristisch wie anmutig: „Wenn ich die Ehre hätte, Bürgermeister von Waltershausen zu sein, so wüßte ich wohl, was ich täte. Ich würde eines Sonntagnachmittags ganz still eine Leiter an das Claustor ansetzen und das bekannte Stadtwappen — drei Tannen um einen melancholisch dreinschauenden Fisch gruppiert — herunternehmen lassen, um dies altehrwürdige Stadtzeichen durch ein neues, zeitgemäßes zu ersetzen. Denn nicht Tannen und Fisch ziemen der freundlichen Bergstadt, wohl aber eine Puppe, die mit einer Zervelatwurst liebkost, rechts und links flankiert von einem Vertreter des ruhmreichen Geschlechts der Kestner, das dem Städtchen Waltershausen Ansehen und Charakter, seiner Industrie einen ungeahnten Aufschwung verliehen hat."



Die Raketenkiste.

Erzählung von Rolph Boddenhusen.

(Nachdruck verboten.)

Deutsche und englische Kriegschiffe kreuzten an den sonnigen Küsten Venezuelas, dieses schönen und gesunden Landes — gesund bis auf seine politischen Verhältnisse und das Wechselfieber, das im Präsidentschaftspalais zu Caracas grassiert.

Zu wiederholten Malen schon hatte der eherne Mund der Marinegeschütze ernst und eindringlich die Mahnung ausgesprochen: Mensch, bezahle deine Schulden! Aber die venezolanische Regierung schien nicht gut zu hören. Erst als man ihr — besonders nach dem Scharmützel mit dem Fort San Carlos — in einer verschärften Blockade aufs Leder kniete, gab sie durch Vermittlung ihres großen Bruders Jonathan klein bei und garantierte die gewünschten Zahlungen. Das war am 13. Februar 1903. Zwei Tage später wurde die Blockade aufgehoben.

Damit war der anstrengende Dienst, den S. M. Schiff „Gazelle“ seit vielen Wochen getan, wenn auch nicht zu Ende, so doch wesentlich erleichtert. Es hieß immer noch aufpassen. Die Herren dieses gesegneten Landes hatten schon öfter eine recht sonderbare Auffassung des Völkerrechts bewiesen. Aber die Anspannung aller Sinne und Kräfte war doch nicht mehr so stark wie vorher, wo „klar zum Gefecht“ die Losung aller Tage und Nächte gewesen war. Offiziere und

Mannschaften hatten mehr Zeit und im Rahmen der gebotenen Vorsicht auch mehr Freiheit.

Da zunächst keine weitere Order eingetroffen war, blieb die „Gazelle“ vorläufig liegen, wo sie lag. Das war unterhalb der Punta Arayos, im Angesicht jener weit ins Meer greifenden Landzunge, der die Insel Margarita vorgelagert ist. Die Küste mit den hügligen Ausläufern der karibischen Gebirge bot ein wundervolles Tropenbild. Zwischen Palmen und Agaven hatten üppige Schmarotzergewächse blühende Wände gezogen, so daß die auf den Höhen verstreuten Landhäuser mit ihrem lichten Weiß wie Dornröschenschlösser durch das farbenprächtige Gewucher hindurchschimmerten.

Herrlicher noch aber als im Glanz der Tropensonne machte sich das Panorama in den blauen Nächten, wenn die märchenhaft großen Sterne im Meere sich spiegelten.

In die Wunder einer solchen Nacht vertiefte sich der Leutnant zur See Heinrich Zitelmann auf der Veranda seines Oheims Jürgen Richmers. Wie man sich so findet auf der Erde, dieser klassischen Gegend der Zufälligkeiten. Als Jürgen Richmers vor siebzehn Jahren von Hamburg nach Südamerika auswanderte, hatte Heinz Zitelmann noch kurze Hosen getragen und hinsichtlich seiner Zukunft den Plan gefaßt, Marzipanbäcker zu werden. Jetzt war er ein blonder, sehniger Marinier — und weit draußen auf dem Meere lag die „Gazelle“, auf der er mitgeholfen hatte, daß Onkel Richmers zu seinem Gelde kam.

Über diesen Wandel der Zeiten hatte man sich in den vierzehn Tagen, in denen der junge Offizier des öfteren Landurlaub erhalten hatte, bereits genügend ausgesprochen. So hingen denn Onkel und Neffe auf

der von Moskitonetzen umspannten Veranda ihren Gedanken nach — Heinz Zitelmann mit einer gewissen Melancholie, die seinem sonstigen munteren Wesen widersprach.

War es der Abschied, der für den nächsten Vormittag mit ziemlicher Sicherheit bevorstand? Das Seemannsleben ist im Grunde ein ewiges Abschiednehmen, und was man gewohnt ist, schlägt nicht mehr sonderlich aufs Gemüt.

Der alte Richmers machte sich denn auch über die lyrische Stimmung seines „Libertador", wie er ihn nannte, seine besonderen Gedanken. Er hatte eine kleine Abschiedsfeier veranstaltet und dazu auch einige Kameraden des Neffen eingeladen, die allerdings bald wieder an Bord hatten zurückkehren müssen, während Heinz Zitelmann Urlaub behielt, bis am nächsten Morgen der blaue Peter — das bekannte Signal aller Seeschiffe — auch ihn an Bord zurückrief. Außer den Offizieren waren noch mehrere benachbarte Hacienderos anwesend gewesen, dann noch Doktor Saturnino Forbes, der die heillose Mißwirtschaft derart dick bekommen hatte, daß er der diplomatischen Laufbahn entsagt und sich in diesen versteckten Schmollwinkel am Karibischen Meere zurückgezogen hatte, und eine vornehme einheimische Familie war durch Señora Pereiro da Vega, die brillantenstarrende, ewig schläfrige Gattin des früheren Stadtoberhauptes von Carupano, und deren Tochter Jnes vertreten gewesen. Herr Pereiro selbst, der mit den Revolutionären liebäugeln und sich sogar im Hauptquartier des meuternden Generals aufhalten sollte, wäre allerdings für diesen Kreis kein geeigneter Gast gewesen.

Die Damen aber hatte Jürgen Richmers nicht übergehen mögen. Einmal weil sie seine nächsten

Nachbarn waren, denn die wie eine Festung armierte Hacienda lag kaum dreihundert Meter oberhalb seiner Ansiedlung; zum zweiten, weil weder die schläfrige Mama noch die reizende, sprühend temperamentvolle Tochter sich einen Pfifferling um die Politik bekümmerten, und zum dritten, weil der Leutnant zur See, Heinz Zitelmann, seinen Oheim dringend darum gebeten hatte.

Besonders um diese Tatsache drehten sich die Gedanken des alten Kaufherrn, Gedanken, die noch durch andere auffällige Erscheinungen eine ziemlich klare Direktive erhalten hatten. Fast bei jedem Landurlaub hatte der Offizier es einzurichten gewußt, Fräulein Ines Pereiro zu begegnen. Heute hatten die beiden sich so ausschließlich einander gewidmet, als wenn es — wenigstens in dem südlichen Teil der Neuen Welt — außer ihnen keine anderen Menschen mehr gäbe. Dann hatte der Neffe die Damen auch noch heimgeleitet — und jetzt saß er da wie ein gemütskranker Laubfrosch.

„Du, Heine," ließ sich der alte Herr endlich vernehmen, indem er die strohgelbe einheimische Zigarre aus dem rechten in den linken Mundwinkel schob und die Hände über dem Bäuchlein faltete, „du hast mir 'n ganzen Berg aus der Heimat erzählt, aber noch kein Sterbenswort von den deutschen Mädels."

„Was meinst du? — — Ach so — ganz recht! Natürlich!"

„Es ist ein prächtiger Schlag Frauensleute bei euch zu Hause. Wenn ich so denke — vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren! — Du weißt nicht zufällig, was aus der Zweitältesten von Konsul Lürßen in Hamburg geworden ist? Gott, war das 'ne fixe kleine Deern! Magda hieß sie. Du mußt sie doch kennen, Junge. Der Alte hat dich doch aus der Taufe gehoben."

„Allerdings, ich erinnere mich," erwiderte der Offizier mit allen Kennzeichen völliger Geistesabwesenheit. Dann aber genierte er sich dessen und sammelte sich. „Magda Lürßen — Frau Rechtsanwalt Westphäling. Was aus der geworden ist? Justizrätin und Großmama — schon im vorigen Jahre, wenn ich nicht irre."

„Dunnerlichting! Sollt' man's für möglich halten? Aber es ist schon recht. Der Zeit nach ist da nichts zu verwundern. Wenn ich so denke, Heine Zitelmann, daß ich nun hätte Großpapa sein können! Das ist leider verpaßt. Solange ich jung war, hatte ich immer 'n büschen was Außerhäusiges, was zum Heiraten schlecht paßt. Ein Ehemann muß sozusagen ein seßhafter Mensch sein und nicht aus Beruf oder Neigung sich in aller Herren Ländern herumtreiben, wie ich das gemacht habe. Als ich dann an dieser Küste vor Anker gegangen war, war es erstens zu spät, und dann — — ich muß dir sagen, Heine Zitelmann, daß ich ein Mädchen aus dieser Gegend nicht heiraten würde."

Der junge Offizier machte eine Bewegung, als wenn ihm das Gespräch unbequem wäre.

Aber da er sich sonst nicht äußerte, fuhr Jürgen Richmers fort: „Ich will dir auch sagen weshalb, mein Junge. Sieh mal — unter Verheiratetsein verstehe ich sozusagen einen behaglichen Zustand. Etwas Molliges und Gemütliches. So ein buen retiro, in das man sich nach den Berufssorgen flüchtet. Ich will nicht sagen, daß alle deutschen Ehen diesem meinem Ideal entsprechen. Aber das deutsche Weib eignet sich zum Heiraten immer noch am besten. Es ist ein warmer Kachelofen, an dem man sich's wohl sein lassen kann. Anders in den tropischen Ländern. Da ist das Weib entweder ein schlaffes, indolentes Wesen oder eine

Raketenkiste, die gar nicht vorsichtig genug angefaßt werden kann. Fräulein Pereiro da Vega zum Beispiel ist solch eine Raketenkiste — und ich möchte meinen Neffen, den Leutnant zur See Zitelmann, dringend davor warnen, sich ernsthafter in diesen kleinen Satan zu verlieben."

„Das kommt leider zu spät, lieber Onkel," sagte der Offizier mit dem mißglückten Versuch eines Lächelns.

„Heiliger Esteban! Und sie?"

„Ines liebt mich und hat eingewilligt, die Meine zu werden — unter einer Bedingung allerdings."

„Dann kann ich nur wünschen, daß diese Bedingung unerfüllbar ist," sagte der Alte ernst. „Und nach deiner ganzen Haltung scheint das auch der Fall zu sein."

„Darin hast du recht. Sie verlangt, daß ich sie und ihre Mutter morgen mit an Bord nehme."

„Mehr nicht?" rief Jürgen Richmers lachend. „Na dann tu ihr doch den kleinen Gefallen. Kannst ja mal mit dem Kommodore reden."

„Lieber Onkel, ich muß dir sagen, daß mir gar nicht scherzhaft zumute ist. Von dieser Marotte hängt mein Lebensglück ab. Und ich kann dem Mädchen nicht einmal zürnen; denn sie scheint sich nicht im geringsten bewußt zu sein, daß sie Unmögliches verlangt. Sie erklärt, die Trennung von mir nicht überwinden zu können, und schwört, daß sie morgen an Bord sein werde — ob mit oder gegen meinen Willen."

„Dann führt sie's auch aus. Darauf kannst du dich verlassen."

Das klang derart bestimmt, daß der Offizier betreten aufschaute.

„Du meinst, daß sie es versuchen würde —"

„Nein, ausführen — und zwar genau wie sie es gesagt hat. Du kennst unsere hiesigen Raketenkisten

nicht, mein Lieber. Und deine Angebetete schon lange nicht. Man hat Exempel von Beispielen. Im November vorigen Jahres schwirrte hier ein entfernter Vetter der jungen Dame an mit einem Handschreiben vom Papa Pereiro, das den Jüngling ermächtigte, sich um die Hand der Tochter zu bewerben. Ob ihr damals schon deine blauen Augen und deine blonde Schnurrbartschonung vorgeschwebt haben, weiß ich nicht. Jedenfalls lehnte sie den Caballero entschieden ab. Als er mit der Dickfelligkeit und Heißblütigkeit seiner Rasse die Bewerbungen immer wieder und dringender erneute, erklärte sie ihm eines Tages folgendes: ‚Mein werter Herr Vetter, wenn Sie mir noch mit einem Worte von dieser Angelegenheit reden, sind Sie binnen acht Tagen ein toter Mann.‘ Und was meinst du, was geschieht?“

Heinrich Zitelmann sah fragend auf.

„Der Mann wagte trotzdem noch einen Sturm auf Señoritas Herz. Drei Tage später war er als Spion denunziert, worauf er hier ausgehoben und nach dem landesüblichen bündigen Verfahren behandelt wurde.“

Der Offizier schwieg eine Weile. Dann zuckte er die Achseln. „Das kann ein zufälliges Zusammentreffen sein. Wenn du aber meinst, daß Ines einer unüberlegten Handlung fähig ist, werde ich — so schwer es mir fällt — den versprochenen letzten Abschiedsbesuch dort oben lieber nicht machen, sondern mit der ersten Sonne an Bord gehen. Für diesen Fall aber bitte ich dich so innig ich kann: erkläre ihr diese Notwendigkeit! Sage ihr, daß ich sie liebe, daß ich bei jedem Atemzug ihrer gedenke, und daß ich sie holen werde, sobald die Verhältnisse es irgend gestatten! Versprichst du mir das, Onkel?“

„Ich verspreche dir alles, mein Sohn — nur renk



mir die Hand nicht aus und sorg dafür, daß die Raketenkiste nicht an Bord ist, ehe ich deinen vertrauensvollen Auftrag ausführen kann."

— — — — — — — — — — — — —

Es war wenige Minuten vor elf Uhr vormittags, als die „Gazelle" unter Salut die Anker lichtete. Leutnant Zitelmann stand unterhalb der Kommandobrücke und schaute nach der Küste hinüber. Das Herz war ihm schwer. Er verzieh es sich nicht, daß er ohne Abschied gegangen war. Was mußte sie von ihm denken!

Einer seiner Kameraden schlug ihm scherzend auf die Schulter. „Na, Zitelmännchen — die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber. Eure Königliche Hoheit verlassen es nicht heiterer. Es bleibt ein gut Stück von Ihnen drüben — gelt? War auch wunderschön da! Namentlich die kleine dunkle Prinzeß oben auf dem weißen Kordillerenfort. — Alle Wetter! Das ist mal artig! Sogar unser Salut wird von dort erwidert. Das heißt — — Himmeldonnerwetter, ich lasse mich hängen, wenn das kein scharfer Schuß war!!"

In den nächsten Sekunden lief auf Deck alles durcheinander wie in einem aufgestöberten Hornissenbau. Der Schuß war fehlgegangen, aber die freundliche Absicht war unverkennbar. Überraschung und Empörung machten sich in Kernflüchen Luft, wie sie eben nur der Seemann kennt.

Dann Signalpfiffe und laute Kommandorufe. Die eherne Disziplin brachte sofort Ordnung in das Gewirr — und die „Gazelle" drehte bei.

Zehn Minuten später brachte die Barkasse zwei Offiziere und zwanzig Mann an Land, bis an die Zähne bewaffnet und mit den schärfsten Instruktionen versehen. Aber es kam nicht dazu, diese zu betätigen.

Das Kommando hatte den Eindruck, als wenn es drüben mit Ungeduld erwartet worden wäre. Und zwar im friedlichsten Sinne.

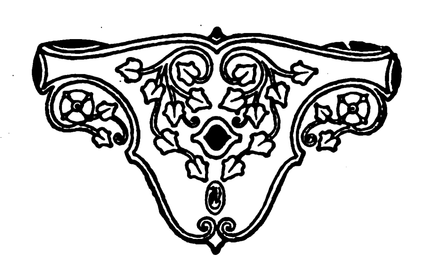
* * *

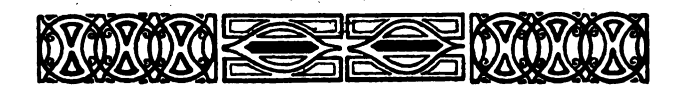
Als die „Gazelle“ wiederum unter Dampf ging, führte sie Señorita Ines Pereiro da Vega, deren schläfrige Mama und die gesamte Bedienung an Bord. Die ganze Hacienda war ausgeräumt worden, um deren Bewohner ihrer Bestrafung entgegenzuführen.

— — — — — — — — — — — — —

Daß die Sache nicht gar zu schlimme Folgen gehabt, ergibt sich aus der Verlobungsanzeige, die vor mir liegt:

Ines Pereiro da Vega
Leutnant z. S. Heinrich Zitelmann
Verlobte.





Aus dem Liebesleben der Insekten.

Von Th. Seelmann.

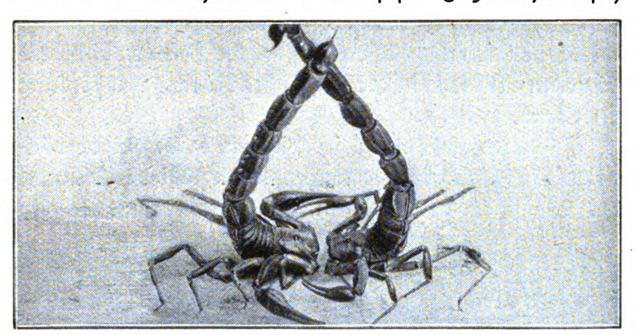
Mit 7 Bildern.

Noch nicht lange ist es her, daß in der Wissenschaft der Satz Geltung hatte: Das Tier ist eine Maschine. Heute wird eine derartige Behauptung von keinem Forscher mehr vertreten. Darf man auch die geistigen Fähigkeiten der Tiere nicht überschätzen, und geschieht sicher vieles automatisch, was den Anschein des bewußten Entschlusses und der folgerichtigen Überlegung hat, so lassen doch viele intime Züge erkennen, daß auch den Tieren ein Gefühlsleben innewohnt.

Dies trifft sogar für so niedrig in der Entwicklungsreihe stehende Tiere wie die Insekten zu. Namentlich ist es hier die elterliche Fürsorge für die Nachkommenschaft, die dem Beobachter Gelegenheit bietet, in die bewegenden Kräfte des geistigen Wesens der Insekten einen aufklärenden Einblick zu tun.

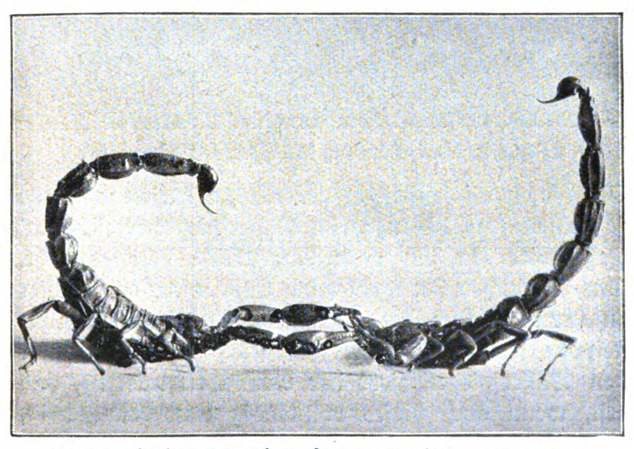
Wer an einem sonnigen Maitag an einem binsenbewachsenen Teich verweilt, der wird mit Entzücken die schimmernden Libellen oder Seejungfern betrachten, die leichtbeschwingt über die blitzende Wasserfläche dahinfliegen. Er wird dann auch zwei miteinander verkettete, smaragdgrüne Libellen bemerken, die gleichsam einen einzigen, langgestreckten Körper bilden. Es sind dies das Männchen und das Weibchen der sogenannten „verlobten Seejungfer“, die mit der Eiablage beschäftigt sind. Das Männchen fliegt

voran und hält mit den beiden Zangen seines Hinterleibes das Weibchen am Genick fest. Jetzt nähern sich



Erste Begrüßung eines Skorpionpärchens.

beide einem aus dem Wasser hervorragenden Binsenstengel und lassen sich auf seiner Spitze nieder. Bei

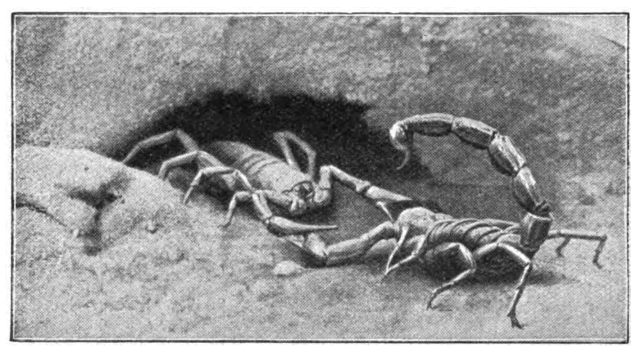


Promenade des Skorpionmännchens mit dem Weibchen.

allen ihren folgenden Handlungen lenkt sie anscheinend nur ein einziger Wille. Das Männchen hält

seinen Leib gerade ausgestreckt und umklammert dabei mit den Haltezangen immer den Nacken des Weibchens, dieses aber krümmt seinen Leib bogenförmig, schiebt den säbelähnlichen Legbohrer hervor, sticht die Binse an und legt in die geschaffene kleine Aushöhlung ein Ei ab.

Ist dieses geschehen, so kriechen beide Tiere rückwärts ein Stück weiter nach unten. Wieder krümmt das Weibchen den Leib, und wieder bringt es ein

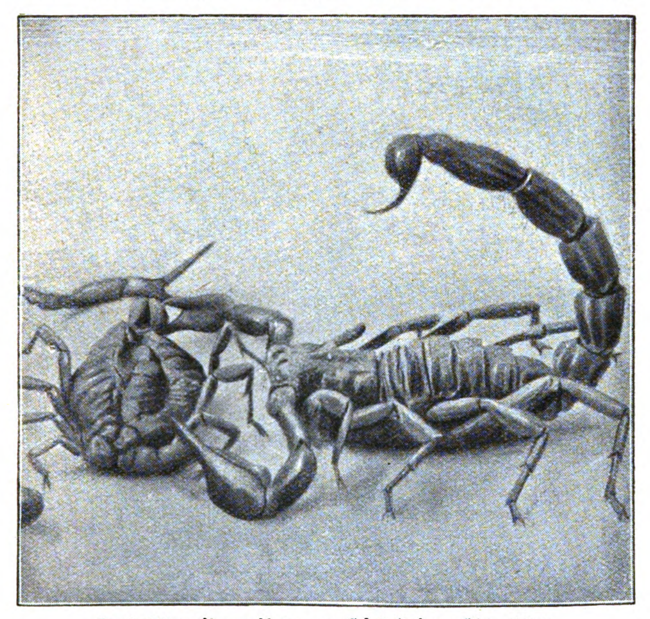


Einzug in die Behausung des Skorpionmännchens.

Ei in dem Binsenstengel unter. In derselben Weise fährt man fort, bis man den Wasserspiegel erreicht hat. Jetzt wird für ein paar Augenblicke halt gemacht. Das Männchen hat wohl keine Lust, unter das Wasser zu tauchen, aber das Weibchen fügt sich dem Ehegespons jetzt nicht mehr. Es kriecht vielmehr unter den Wasserspiegel, zieht das Männchen mit sich, und erst, wenn auch dieses vollständig untergetaucht ist, beginnt es wieder mit der Eiablage.

Auch nach einer anderen Richtung ändert sich jetzt das Gebaren des Männchens. Es hält im Wasser seinen Leib nicht mehr linealförmig ausgestreckt, son-

dern krümmt ihn ebenso wie das Weibchen bogenähnlich. Beide bilden auf diese Weise einen Doppelbogen. Die Beine, Leiber und Flügel sind dabei von silberigen Luftbläschen umhüllt. Der Weg, immer von neuem durch das Ablegen eines Eies unterbrochen,

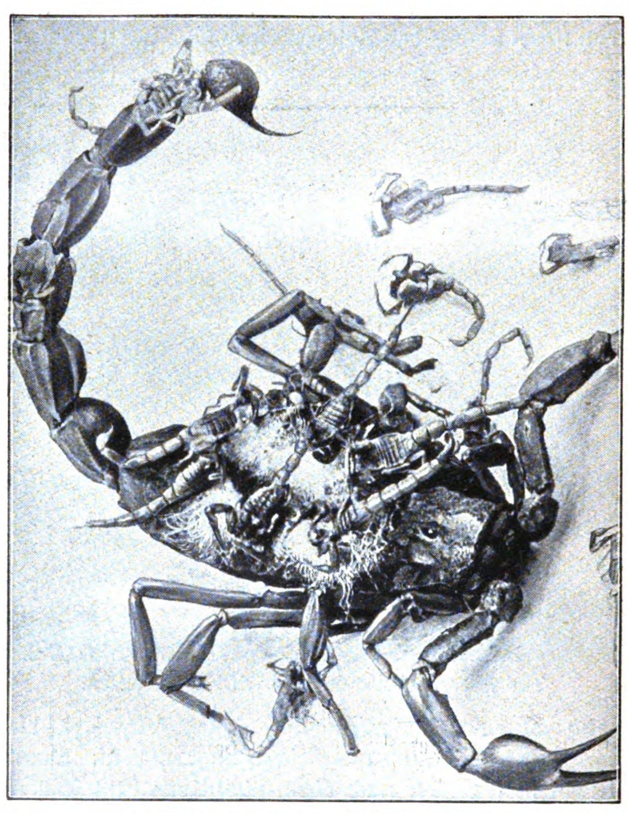


Das Skorpionweibchen zerstückelt den Ehegatten.

wird an dem Binsenstengel so lange fortgesetzt, bis man auf dem Grund des Teiches angelangt ist. Dann kriecht man wieder nach oben, taucht aus dem Wasser empor, breitet die Flügel aus und schwebt nun zu dem nächsten Binsenstengel, wo alsbald das Werk des Eierablegens fortgesetzt wird.

Weniger einträchtig verläuft das Familienleben der Skorpione. Anfangs allerdings ist das Ver-

hältnis recht harmonisch, später aber erhält es einen tragischen Abschluß. Bei allen Skorpionen, mag es sich nun um den gelbroten Feldskorpion, um den röt-



Die Skorpionmutter mit ihren Jungen.

lichgelben Felsenskorpion oder um den rotbraunen Hausskorpion handeln, fallen die großen Scheren auf, die an Krebsscheren erinnern. Es sind dies die Taster

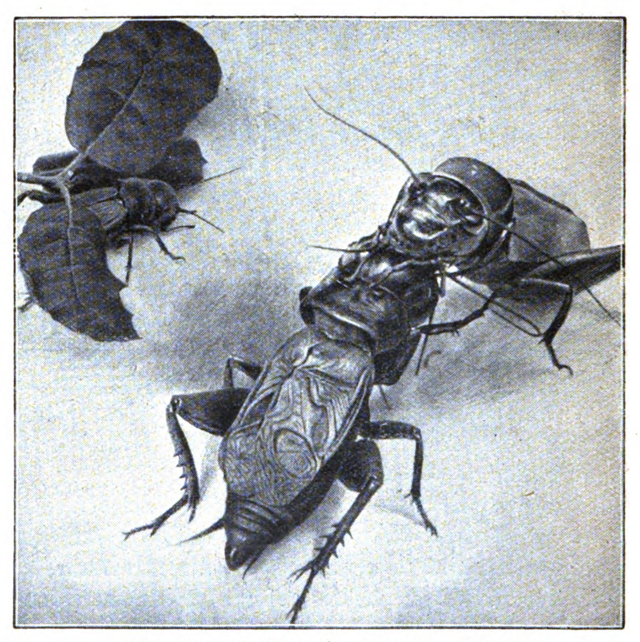
des Unterkiefers. Ferner endigt der gegliederte Hinterleib in eine knotige Anschwellung. In diesem Knoten sitzt der gebogene Stachel mit den Giftdrüsen. Das Männchen unterscheidet sich von dem Weibchen hauptsächlich durch die kräftigeren Scheren.

Hat ein Männchen an ein Weibchen Annäherung gesucht, so beginnt man sich zuerst gegenseitig zu bekomplimentieren. Beide Tiere stehen sich mit den Köpfen gegenüber, ziehen die Scheren weit zurück und heben die Hinterleiber so in die Höhe, daß sie sich kreuzen. Nachdem man sich auf diese Weise eine Zeitlang unterhalten hat, erfaßt das Männchen mit seinen Scheren die des Weibchens und zieht nun dieses, rückwärts kriechend, mit sich fort. Diese sonderbare Promenade endet vor dem Erdloch, das das Männchen bewohnt, und in dem das Paar zuletzt verschwindet. Nach einiger Zeit erscheinen beide wieder. Bei dem Weibchen ist jetzt der Liebesrausch verflogen, und es zeigt sich nun von einer abscheulichen Seite. Denn plötzlich fällt es über das Männchen her, zerstückelt es und verschlingt die einzelnen Teile.

Dasselbe Weibchen aber, das sich gegen den Gemahl so grausam benimmt, erweist sich später als zärtlichste Mutter. Die Skorpione bringen bekanntlich lebendige Junge zur Welt. Diesen gelblichen, weichhäutigen Jungen gegenüber ist die Mutter die Nachgiebigkeit selbst. Die ganze Schar, oft fünfzehn bis zwanzig Stück, heftet sich in den verschiedensten Stellungen an allen Körperteilen der Mutter fest und umspielt sie in übermütigster Weise.

Allmählich aber magert die Mutter mehr und mehr ab. Sind die Jungen so selbständig geworden, daß sie sich zu zerstreuen beginnen, dann ist die Mutter so geschwächt, daß sie stirbt.

Wie unter den Säugetieren der Wildnis, so finden auch in der Insektenwelt zwischen den Männchen heftige Kämpfe um die Erkorene statt. Zwischen dem Heidekraut und anderem Waldgestrüpp spannt die Baldachinspinne ihre Netze aus. Im Mai



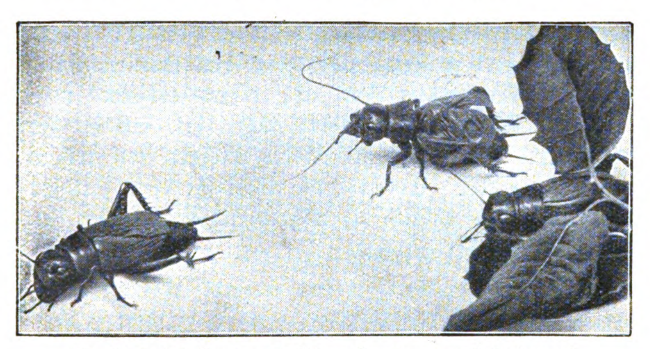
Kämpfende Grillenmännchen (vergrößert).

erwacht in den Männchen die Kampflust. Angesichts der Weibchen, die in den Netzen sitzen, greifen sie sich mit den Klauen an, stemmen Brust gegen Brust und fügen sich grimmige Bisse zu.

Ebenso entbrennen wilde Kämpfe zwischen den Männchen der Grillen. Haben sich zwei Gegner gefunden, dann stürmen sie aufeinander los, packen

und schütteln sich und verbeißen sich gegenseitig. Dem Duell schaut das Weibchen, um das sich die Kämpen bewerben, gespannt zu, während es unbeweglich unter einigen Blättern hockt. Endlich ist der eine der Kämpfer so ermattet, daß er keinen Widerstand mehr wagt und schleunigst das Weite sucht. Der Zurückbleibende aber bringt mittels der Schrilladern ein triumphierendes Siegeslied hervor.

Die bald braungelbe, bald grüne, wegen ihrer auf-



Flucht des besiegten Grillenmännchens und Triumph des Siegers.

gerichteten Gestalt als „Gottesanbeterin" bezeichnete Fangheuschrecke scheint unter den Männchen eine Auswahl zu treffen. Sperrt man ein Weibchen mit mehreren Männchen zusammen in einen Kasten, so läßt es sich zuweilen bei einem bestimmten Männchen friedlich nieder. Auf andere Männchen dagegen, die sich ihr zu nähern suchen, stürzt es sich mit erhobenen Flügeln, schlägt blitzschnell mit den Fangarmen auf sie los und versetzt ihnen wütende Bisse. Wird ein Männchen stärker verwundet und kann es sich nicht mehr genügend wehren, so scheut sich das Weibchen

sogar nicht, den unwillkommenen Verehrer aufzufressen.

Förmliche Massenkämpfe veranstalten schließlich die mit geweihartigen Kiefern ausgestatteten Hirschkäfer. Im Juni umschwirren die Männchen die Eichenbäume, in denen sich an schönen Abenden die Weibchen versteckt halten. Oft finden sich mehrere Dutzend Männchen zusammen, die sich dann auf dem Boden ein heftiges Treffen liefern. Die geweihartigen Kiefer der Gegner schieben sich übereinander, die Köpfe prallen aneinander, man richtet sich auf, faßt sich um den Leib, gibt durch das Schließen der Kiefer ein Knirschen von sich, ringt erbittert miteinander, stürzt nieder, überschlägt sich, erhebt sich wieder und stürmt mit geöffneten Kiefern von neuem aufeinander los. So tobt die Schlacht eine Stunde und länger, bis endlich die allgemeine Ermattung den Friedenschluß herbeiführt.





Mannigfaltiges.

Eine unbeabsichtigte Revolution. — Der bisherige König Manuel von Portugal ist unter einem für das Haus Braganza unglücklichen Stern geboren. An demselben Tag, dem 15. November 1889, an dem er als zweiter Sohn des Königs Carlos das Licht der Welt erblickte, wurde sein Großoheim Dom Pedro II., der Kaiser von Brasilien, durch eine Revolution seines Thrones beraubt. In Brasilien wurde die Republik ausgerufen, und das Haus Braganza verlor damit die Herrschaft über das größte Reich Südamerikas, die ehemals portugiesische Kolonie Brasilien.

Der Mann, der damals zum ersten Präsidenten der neuen Republik gewählt wurde, war der Marschall Deodoro da Fonseca, und ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß gerade der Neffe dieses Mannes, der neugewählte Präsident Brasiliens Hermes da Fonseca, an demselben Tage als Gast des Königs Manuel in dessen Schloß weilte, an dem dieser dem republikanischen Ansturm weichen und Thron und Land verlassen mußte. Die letzte Amtshandlung des jungen Königs galt einer Bewirtung des Präsidenten Hermes da Fonseca, der bei der Revolution in Rio de Janeiro als Adjutant seines Onkels, des Marschalls Deodoro, fungierte und nun auch den Sturz des Hauses Braganza in Europa sich vor seinen Augen vollziehen sah.

Wie in Portugal der Ausbruch der Revolution den Häuptern der republikanischen Partei selbst unerwartet schnell kam, so war dies auch in Brasilien der Fall. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß am Morgen des 15. November 1889 im weiten Kaiserreich Brasilien kein Mensch daran dachte, daß er sich als Bürger einer Republik zu Bett legen würde.

Auch in Brasilien hatte sich die Unzufriedenheit mit den

herrschenden Zuständen längst der weitesten Kreise bemächtigt. Die Kaffeebarone waren ergrimmt über die Aufhebung der Sklaverei durch das Gesetz vom 13. Mai 1888. Die liberalen Elemente sahen das Staatsinteresse gefährdet durch den zunehmenden Einfluß der Thronerbin, der Gräfin d'Eu, und das Militär fühlte sich vom Kaiser zurückgesetzt und klagte über ihm widerfahrene Ungerechtigkeiten. So bedurfte es auch in Rio de Janeiro nur eines äußeren Anlasses, der ganz außerhalb der Berechnung der beteiligten Kreise lag, um das unter der Oberfläche glimmende Feuer zum offenen Ausbruch zu bringen. In Lissabon bildete den Funken, der das Pulverfaß zum Explodieren brachte, die Erschießung des Professors Bombarda durch den Leutnant Rebello, in Rio de Janeiro war der äußere Anlaß der Revolution ein Befehl des Kriegsministers, laut dem ein mißliebiger General von der lustigen Hauptstadt nach den fieberschwangeren Ufern des Amazonenstromes versetzt werden sollte.

Der betroffene General weigerte sich entschieden, dem unwillkommenen Befehl Folge zu leisten. Er drehte den Spieß um und verlangte Absetzung des Kriegsministers. Da er nicht sicher war, ob man seinem Wunsch nachkommen würde, wollte er die Absetzung des Kriegsministers der Einfachheit wegen selbst vornehmen. Am frühen Morgen des 15. November 1889 umzingelte er, anstatt sich nach dem Amazonas einzuschiffen, mit zwei Regimentern das Kriegsministerium, in dem gerade eine Ministersitzung stattfand. Da der General damit rechnen mußte, daß andere in der Hauptstadt liegende Regimenter sich auf die Seite der Regierung stellen würden, galt es, den alten, bei der gesamten brasilianischen Armee außerordentlich beliebten Marschall Deodoro da Fonseca zu bewegen, seinen Einfluß gegen den allgemein verhaßten Kriegsminister geltend zu machen. Marschall Deodoro aber wollte zunächst nicht. Er litt an rheumatischen Schmerzen, und der Gedanke, auf ein Pferd steigen zu müssen, war ihm unangenehm. Er stand ja seiner Gesinnung nach auf seiten des Generals, aber er bat dringend, die Aktion um einige Tage zu verschieben, bis eine Besserung in seinem Befinden eingetreten sei. Davon wollte

man auf der anderen Seite aber nichts wissen, und schließlich gab er den Bitten seiner Freunde nach. Diese kleideten ihn an und hoben ihn buchstäblich in den Sattel. Ihm gelang es dann auch, die ganze Garnison Rio de Janeiros zu einem gemeinsamen Zusammenwirken gegen den Kriegsminister zu bewegen.

Marschall Deodoro da Fonseca, der erste Präsident der Republik Brasilien, war gar kein Republikaner. Er hatte auch am 15. November 1889 nicht die Absicht, sich an die Spitze einer republikanischen Bewegung zu stellen und den Kaiser abzusetzen. Im Gegenteil, er war dem Kaiser ergeben, und dieser hatte Anspruch auf seine Dankbarkeit, da der Marschall Deodoro auf Kosten des Kaisers erzogen und ausgebildet worden war, auch hatte ihm der Kaiser, als besondere Würdigung seiner Verdienste, erst wenige Monate vorher den Rang eines Marschalls verliehen. Wäre der Kaiser, der zurzeit in dem benachbarten Petropolis wohnte, auf eine von seinen Ministern an ihn gerichtete Depesche sofort nach Rio de Janeiro gekommen, so würde ihm der Marschall Deodoro da Fonseca respektvollst die Wünsche der Armee vorgetragen haben, und voraussichtlich wäre die Sache mit einer Entlassung des Kriegsministers zu einem alle Teile befriedigenden Ende geführt worden.

Aber das Schicksal wollte es anders.

Kaiser Dom Pedro II. war, als die Depesche eintraf, im Begriff, ein Bad zu nehmen. Der sorgsame Leibarzt des alten Herrn, der keine Ahnung von der Dringlichkeit des Telegrammes hatte, hielt die Depesche zurück und meinte, daß es damit Zeit hätte, bis Seine Majestät gebadet habe. Die Übergabe der Depesche hat sich wohl auch nach dem Bad noch etwas verzögert, denn Kaiser Dom Pedro trat die Fahrt nach Rio de Janeiro erst am Nachmittag an, um zu sehen, was eigentlich los sei.

Die Bevölkerung von Rio de Janeiro, besonders die liebe Straßenjugend, hatte natürlich bei dem Aufzug der Truppen, die um das Kriegsministerium herum Aufstellung nahmen, bemerkt, daß etwas im Werke war. Man wußte aber nicht im mindesten, um was es sich handelte. Zunächst riefen den



vorbeimarschierenden Truppen nur einige Mitglieder jener Zunft, die man bei uns Pennbrüder nennt, das Viva Republica zu. Aber der Ruf zündete. Bald hieß es allerorts, die Republikaner haben etwas vor. Man wußte nur nicht, ob die Truppen für oder gegen die Republikaner waren. Man nahm zunächst an, daß ihr Ausmarsch der Unterdrückung eines republikanischen Putsches gelten sollte, aber eifrige Anhänger der republikanischen Partei bemühten sich, in der Bevölkerung den Glauben zu erwecken, daß die Truppen sich ganz und gar auf die Seite der Republikaner gestellt hätten. Das Volk nahm diese Anregung auf, und bald brauste in allen Straßen und auf allen Plätzen aus hunderttausend Kehlen der Ruf Viva Republica gen Himmel. Die Kaufleute schlossen die Läden, da in der Freude des Augenblicks vielen „Patrioten" der Begriff für Mein und Dein abhanden zu kommen pflegt. Republikanische Deputierte hielten von den Balkonen der Hotels herab Ansprachen an das Volk, der ganzen Stadt bemächtigte sich ein wilder Taumel, der durch schnell zusammengestellte Musikkapellen, die die Straßen durchzogen, in nicht immer wohlklingende Harmonien umgesetzt wurde.

Das alte Ministerium hatte man vorläufig eingesponnen. Die ganze Sache war bis auf einen Kugelwechsel zwischen dem Marineminister und einem Offizier unblutig verlaufen. Um das Militär vollends an die republikanische Bewegung zu ketten, trug man dem Marschall Deodoro da Fonseca die Präsidentenwürde der neuen Republik an.

Marschall Fonseca nahm im Rausch des leicht errungenen Sieges gegen das kaiserliche Ministerium und auch wohl in dem Gefühl, daß es zu einem Zurück zu spät sei, die ihm angetragene Würde an. Offiziell gewählt zum Präsidenten der Republik wurde also Marschall Deodoro nicht. Er hatte auch keine Ahnung von den ihm zustehenden Rechten und Pflichten und herrschte in höchst willkürlicher Weise ganz nach Despotenart. Das Parlament löste er auf, als es seiner Willkürherrschaft Schranken setzen wollte, und man war in ganz Brasilien froh, als es dem Vizepräsidenten General Floriano Peixoto gelang, Fonseca zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen.

Kaiser Dom Pedro II. wurde am Nachmittag des 15. November 1889 bei seiner Ankunft in Rio de Janeiro zunächst nach seinem Schloß gebracht und noch in derselben Nacht auf einem brasilianischen Kriegschiff nach Europa geschickt.

Er starb am 5. Dezember 1891 in Paris.

Am besten kennzeichnet seinen Charakter die fast puritanische Einfachheit seiner Lebensweise, denn er fand es nicht unter seiner kaiserlichen Würde, sich gelegentlich über den Preis eines für die kaiserliche Tafel bestimmten Truthahns mit der Geflügellieferantin zu streiten. Dabei war er wohltätig und stets bereit, junge aufstrebende Talente zu unterstützen. Er verkaufte auch Adelsprädikate. Für fünfzigtausend Mark konnte man von ihm den wohlklingenden Titel eines brasilianischen Grafen erhalten. Das Geld, das ihm dies Geschäft eintrug, verwandte er zum Bau einer großen Irrenanstalt in Rio de Janeiro. Im Giebelfeld des Gebäudes ließ er die Inschrift anbringen: Die Eitlen den Narren. C. Sch.

Als es einst Glas vom Himmel regnete. — Meteoritenschwärme gehen immer von Zeit zu Zeit auf unserer Erde nieder, und wir haben uns längst daran gewöhnt, gelegentlich das Schauspiel einer fallenden „Sternschnuppe“ zu genießen. Zeugen noch viel großartigerer kosmischer Feuerschauspiele waren aber die diluvialen Menschen vom Neandertalschlag und ihre jungtertiären Vorfahren. Nur daß es damals nicht flüssige Eisensteine und kalk- oder magnesiahaltige Schlacken geregnet hat, sondern Eier, Kugeln und Glockenschwengel aus wahrhaftigem Glase, und daß der Hagel über Landstriche ging, die Entfernungen wie von Lissabon bis Tiflis in der Länge und von Rom bis Stockholm in der Breite umfaßten. Es muß gewesen sein, wie wenn man uns bei einem glänzenden Feuerwerke plötzlich vor einen Lithiumkugelregen stellt und die Nacht mit einem Schlage sich wandelt zum Tag.

Wahrscheinlich rührten diese Hunderttausende von Jahren zurückliegenden Glaskugelregen von Weltenkörpern her, die untergingen, vielleicht auch vor Äonen von Jahren schon untergegangen waren und seitdem gleich geplatzten Bomben als Trümmerhaufen durch den Weltraum kreisten, bis eines Tages



ein Fetzen davon sich in den Dunstkreis unserer Erde verirrte. Da glühten die kalten Splitter infolge der Selbsterhitzung, in die der Reibungswiderstand der Luft sie versetzte, noch einmal auf, verflüssigten sich, verloren, während sie in rasendem Laufe der Erde zueilten, durch Vergasung der Randpartien immer mehr an Masse und bestanden, als sie unsern Planeten schließlich erreichten, nur noch aus einem kleinen weichen Kern schwer schmelzbarer, sehr kieselsäurereicher Tonerdesubstanzen von zähflüssiger Beschaffenheit und glasigem Bau. Diese Kerne bohrten sich in die Erde ein und blieben in den Schichten, die damals gerade abgelagert worden waren, stecken wie Bleikugeln, die man in den Sand hineinschießt. Dort wurden sie später von Geologen gefunden.

Natürlich haben die Gelehrten zunächst gar nichts mit diesen merkwürdigen Einschlüssen der Erdrinde anzufangen gewußt, und Professor Franz Sueß, dem wir in erster Linie unsere gegenwärtige Kenntnis von der Natur und dem Ursprung dieser Sendlinge aus dem Jenseits verdanken, hat in einem Vortrag auf der vorjährigen Naturforscherversammlung sehr hübsch erzählt, für was alles man die Glaskörper früher gehalten hat. Die ersten wurden schon vor mehr als hundert Jahren gefunden und erregten bereits damals Aufmerksamkeit. Es waren scheibenförmige oder unregelmäßig gestaltete, flaschengrüne Glasknorpel und scherbenartige Spaltstücke aus der Umgebung von Budweis. Diese böhmische Stadt ist annähernd das Zentrum des einzigen größeren Hagelgebietes, das bisher in Europa bekannt geworden ist, denn von der Budweiser Ebene abgesehen, kommen auf dem europäischen Kontinente Glassteine nur noch auf der etwa fünfzig Kilometer langen Hochebene vor, die sich südöstlich von Trebitsch in Mähren ausdehnt; sie liegen hier teils in diluvialem, teils in jungtertiärem Boden, unterscheiden sich so gut wie nicht voneinander, rühren aber doch kaum von der nämlichen Katastrophe her.

Für das Auge haben sie etwas ungemein Anziehendes. Zunächst freilich erscheinen sie einfach tiefschwarz; vielleicht noch, daß ein lackähnlicher Glanz um ihre Oberfläche spielt, aber das ist fürs erste auch alles. Nun aber hält man den Stein

gegen das Licht, und im Augenblick ist er wie verwandelt; denn was man jetzt vor sich hat, ist ein von keinen Trübungen entstellter, klar durchsichtiger Körper, in dem es von zartgrünen, gelbgrünen, olivenweichen oder laubbraunen Farbentönen irisiert und leuchtet wie in einem Diamanten.

Zuerst wurden die rätselhaften Gebilde für vulkanische Auswürflinge oder Brocken glasig erstarrter Lava erklärt. Aber lange, lange bevor die „Tektite“ — wie der Geologe die grünen Himmelssteine nennt — an ihren Fundstätten abgelagert worden waren, hat sich im ganzen mittelböhmischen und mährischen Grundgebirge kein feuerspeiender Berg mehr gerührt. Auch sonst standen sie in keiner Beziehung zur mineralogischen Beschaffenheit ihrer näheren oder ferneren Umgebung, während anderseits wegen ihrer gleichmäßigen Verteilung über ein zwar großes, aber doch scharfumgrenztes Revier an Verschleppung nicht zu denken war. Infolgedessen wurde die Vulkantheorie bald abgelöst von einer anderen, die die Tektite für Kunstprodukte und zwar glattweg für Glashüttenschlacken erklärte. Nun ist gewiß nicht zu leugnen, daß die meisten irdischen Glasschmelzen bei Zugabe entsprechender Substanzen Farben annehmen können, wie die Himmelssteine sie zeigen, aber gegen diese Auffassung sprach doch außer ihrer absoluten Reinheit und ihrem gar nicht schlackenhaften Aussehen der Umstand, daß Gläser von so hohen Schmelzpunkten, wie die Tektite sie haben, ohne besondere Mittel sich gar nicht herstellen lassen. Wie sollten sie überdies ausgerechnet in die diluvialen und tertiären Erdschichten hineingeraten sein? In jüngeren Böden wurden sie ja doch nirgends gefunden!

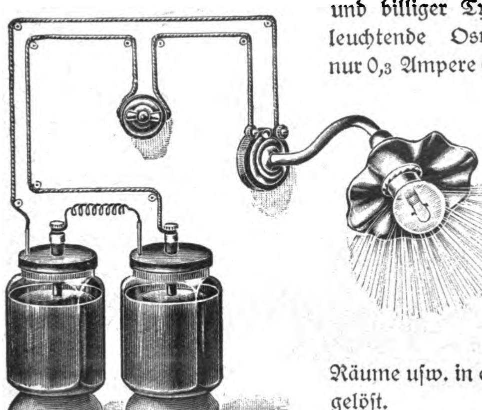
Die Bedenken gegen diese Theorie vermochten sich aber doch erst durchzusetzen, als man ein zweites, noch größeres Hagelgebiet im Sundaarchipel entdeckte, mit der Insel Billiton als Zentrum, und schließlich ein drittes in Australien — das größte von allen. Wieder handelte es sich um Einschlüsse diluvialer oder jungtertiärer Böden, wieder fehlten alle Anzeichen dafür, daß die Gebilde am Orte entstanden oder an ihre Lagerstätten verschleppt worden seien. Dagegen hatten die

Glaskörper aller drei Fundgebiete sowohl ihrer äußeren Erscheinung, wie ihrer stofflichen Zusammensetzung nach viel Gemeinsames; so waren beispielsweise die erdigen Substanzen, aus denen sie aufgebaut sind, in allen die gleichen und nahezu nach denselben Prozentanteilen gemischt. Auch zeigten die australischen Glaskörper zum ersten Male deutlich, daß sie wirklich vom Himmel her zu uns gekommen waren; einmal waren sie gleich den böhmisch-mährischen Findlingen auf ihrer Oberfläche mit eigenartigen sternförmigen Zeichnungen bedeckt, wie sie entstehen, wenn ein in lebhaften Drehbewegungen durch die Atmosphäre eilender zähflüssiger Körper mehrseitigen Angriffen der widerstehenden Luft ausgesetzt ist, so daß diese Gelegenheit hat, ihre Abströmungslinien auf dem weichen Mantel des fliegenden Tropfens petschaftähnlich einzugraben; zum anderen hatten die australischen Glasknöpfe, ausgeprägter als die böhmischen, jene typischen Gestalten, die ein zähflüssiger Tropfen annimmt, wenn er in die Luft geschleudert und gezwungen wird, sie in raschem, geradem oder rotierendem Lauf zu durchkreuzen: sie waren also entweder hutpilz-, zapfen- oder sanduhrförmig, elliptisch gestreckt oder erschienen sogar in Form von apfelgroßen, dünnwandigen Hohlkugeln, wie man sie künstlich erzeugen kann, wenn man etwa Seifenwasser in die Luft hinauswirft. Zu diesen Grundtypen kommen walnußgroße, kreisrunde Tropfen, schalige oder plattige Scherben und andersgestaltete Trümmerstücke, wie sie auch in der Ebene von Budweis und im Sundaarchipel in vielen Tausenden von Exemplaren aufgelesen wurden.

Sueß ist der Ansicht, daß die Glaskörper aus der Rindenschicht untergegangener Weltenkörper entstanden sind, während die eisenhaltigen Meteorsteine, die manchmal auf unserem Planeten niedergehen, Teile des Kernes der geborstenen Sterne darstellen. Solche Meteorsteine dürften auch in diluvialen und tertiären Zeiten, als so weit auseinander liegende Kontinente von Glashagelschlägen überschüttet wurden, gleichzeitig mit den heißen Glasschmelzen niedergegangen sein, sind aber, eben weil sie aus Eisen bestanden, längst vom Roste zerfressen und verwittert, so daß nur die unzerstörbaren glasigen

Rindenschlacken uns noch Kunde geben von den kosmischen Katastrophen, die sich in längst vergangenen Zeiten ereignet haben. Und vielleicht trägt manche Dame von heute, ohne daß sie es weiß, in ihrem Armband, im Haar oder am Halse ein Stückchen irgend eines dieser zerborstenen Himmelskörper mit sich herum. Denn lange bevor die Gelehrten kamen, sind im böhmisch-mährischen Hochlande Hunderttausende dieser Steine wegen ihrer Schönheit gesammelt, zu Schmuck verschliffen und auf den Markt gebracht worden. Ad. Koelsch.

Neue Erfindungen: I. Zimmerbeleuchtung mit Dauerelementen. — Die Firma A. Fritsch in Diez a. L. hat ein neues Element in den Handel gebracht, dessen kleinster und billiger Typus eine hellleuchtende Osramlampe von nur 0,3 Ampere Stromverbrauch über zweihundert Stunden ununterbrochen speisen kann. Damit ist die elektrische Beleuchtung für Korridore, Schlafzimmer, dunkle Räume usw. in einfachster Form gelöst.



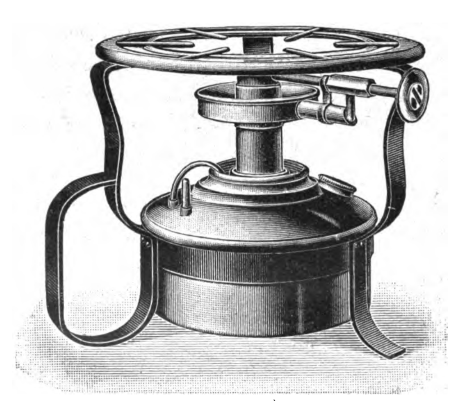
Zimmerbeleuchtung mit Dauerelementen.

Mit den durch Tag und Nacht sich ergebenden Erholungspausen wird die Gesamtzeit, Nutzlicht abzugeben, noch erheblich größer, und der kleine Apparat kann etwa ein Jahr lang täglich eine Stunde Licht abgeben.

Auch nach Erschöpfung für Dauerbetrieb (also für Lichtzwecke) sind diese Elemente noch nicht völlig verbraucht und wertlos, sondern können nach einiger Erholung immer wieder beansprucht werden, namentlich für Läutewerke usw.

Ein Hauptvorzug des Elementes ist seine große Einfachheit; das jedem Element in luftdicht verschlossener Büchse beigegebene Elektrolyt wird einfach in der notwendigen Menge warmen Wassers aufgelöst, und das Element ist gebrauchsfertig. Die Spannung beträgt 1,5 Volt, und das Element muß als eine ideale Stromquelle bezeichnet werden, namentlich für Beleuchtungszwecke an Stelle von Akkumulatoren, sowie für Vernicklung, zum Laden ganz kleiner Akkumulatoren, für elektromedizinische Zwecke, zum Betrieb kleiner Motoren und für alle Fälle, wo es darauf ankommt, stundenlang ununterbrochen Strom zu entnehmen. Der niedrige Preis ermöglicht jedermann, einen Versuch zu machen.

II. Ein neuer Spirituskocher H. S. — Die außerordentliche Mehreinführung des Gases zu Koch- und Heizzwecken hat auch die Fabrikanten von Spiritusapparaten nicht ruhen lassen, an der Vervollkommnung der letzteren angestrengt zu arbeiten. Und man muß gestehen: die Erfolge sind ganz außerordentlich.



Ein neuer Spirituskocher H. S.

Mit dem neuen Spirituskocher H. S., einem Erzeugnis der Firma Hugo Schneider, Aktiengesellschaft in Leipzig-Paunsdorf, ist eine Neuheit in den Handel gekommen, die den besten Apparaten dieser Gattung hinzuzuzählen ist. Hinsichtlich der Heizwirkung und der Bequemlichkeit steht er hinter den Gaskochern nicht zurück, wie auch infolge der erzielten Bunsenblauflammen ein sparsamer Brennstoffverbrauch zu konstatieren ist.

Der H. S.-Spiritusgaskocher besitzt ein Messingbassin mit Messingrohrvergaser und eine Anheizrinne. Die Brennerkammer ist ringförmig gelegt, sie weist oben einen Kranz kleiner Öffnungen auf. Die Wirkungsweise des Apparates ist folgende: Mittels der im Bassin angebrachten Pumpe wird eine kleine Menge Spiritus zum Anheizen in die den Vergaser umgebende Rinne gepumpt, das Ventil durch eine kleine Drehung geöffnet und der Spiritus entzündet. Nach kurzer Beheizung tritt ein Spiritusgasluftgemisch in die Brennerkammer ein, wird hier noch überhitzt und brennt mit einer blauen Bunsenflamme als ein Kranz äußerst intensiver Stichflammen, deren Größe sich leicht regulieren läßt.

Der H. S.-Kocher ist mehrfach ausprobiert worden, er bringt ein Liter Wasser in sieben Minuten zum Kochen bei einem Spiritusverbrauch von etwa 175 Gramm in der Stunde.

Der Hausierschein. — Der Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Sheffield lebende Oberrichter Mackenzie war wegen seiner Strenge sehr gefürchtet. Er machte sich geradezu ein Vergnügen daraus, die Leute in Strafe zu bringen, ja er wendete selbst allerlei Listen an, um strafbare Handlungen aufzustöbern.

Eines schönen Tags wanderte ein alter Hausierer, schwer unter seinem Warenkasten seufzend, der Stadt Sheffield zu, als er von einem ihm entgegenkommenden Reiter angehalten wurde.

„He, guter Freund," rief dieser den Hausierer an, „habt Ihr keine Handschuhe zu verkaufen? Ich habe meine verloren."

„Nein, Handschuhe habe ich nicht," erwiderte der Hausierer, „aber sonst mancherlei Waren, die Euer Gnaden schon gefallen möchten." Damit nahm er seinen Kasten vom Rücken und öffnete ihn.

„Nun gut, laßt mal sehen," sagte der fremde Herr und stieg vom Pferde. Er kaufte wirklich, ohne zu handeln, mehrere Kleinigkeiten. Als er sie aber in Empfang genommen hatte, änderte er seinen bis dahin scherzenden Ton und sagte: „Da Ihr auf öffentlicher Landstraße Handel treibt, so werdet Ihr sicher auch einen Hausierschein haben?"

„Einen Hausierschein?“ fragte der Händler zögernd und scheinbar verlegen. „Wie kommt Ihr denn auf diese Frage, lieber Herr?“

Durch dieses scheue Benehmen in seinem Verdachte bestärkt, fuhr jener ihn rauh an: „Ich bin der Richter Mackenzie aus Sheffield und verlange augenblicklich Euren Hausierschein zu sehen!“

„Ach, Euer Herrlichkeit sind's!“ sagte der Hausierer demütig. „Hätte ich doch das nur ahnen können!“ Mit diesen Worten zog er seine Brieftasche hervor und überreichte dem Richter den verlangten Berechtigungsschein.

„Alles in Ordnung!“ sagte der Richter mit einer Miene und einem Tone, welche deutlich verrieten, daß er sich in seiner Erwartung unangenehm getäuscht sah. Dann fuhr er fort: „Euren Kram, den ich soeben von Euch gekauft habe, brauche ich nicht, den könnt Ihr mir wieder abnehmen.“

„Ja, was verlangen denn Euer Herrlichkeit dafür?“ fragte der Hausierer.

„Gebt mir, was Ihr wollt!“

„Nein, das geht nicht so. Fordern und bieten ist Kaufmannsart. Euer Herrlichkeit müssen fordern!“

„Nun so gebt mir die Hälfte des Kaufpreises dafür zurück,“ sagte der Richter mürrisch, indem er die Waren hinwarf. „Da habt Ihr dann sicher keinen Schaden.“

Der Hausierer zahlte mit vergnügter Miene die Hälfte des Kaufpreises zurück, der Richter bestieg sein Pferd und ritt davon.

Damit war aber die Sache keineswegs abgemacht, denn der Hausierer brachte die Angelegenheit schon am nächsten Tage vor Gericht. Richter Mackenzie mußte sich selbst anklagen und überweisen, auf offener Landstraße Handel getrieben zu haben, ohne durch einen Hausierschein dazu berechtigt zu sein.

Ganz England lachte über den ihm von dem schlauen Hausierer gespielten Streich. C. T.

Der Seepolyp und seine Feinde. — Es kommt nicht selten vor, daß man bei einem Seepolypen einen oder mehrere Fang-

arme kürzer findet als die anderen, und daß man die Spuren gewaltsamen Abreißens beobachtet oder gar auf den Narben Ansätze zu neuen Fangarmen.

Von mehreren solcher Tiere, die in das Brighton-Aquarium gebracht wurden, wies eines ganz merkwürdige Verstümmelungen auf. Zwei seiner Arme waren ungefähr bis auf zehn Zentimeter abgerissen, und aus der Spitze der geheilten Stümpfe wuchsen dünne neue Arme, die etwa so lang wie eine Haarnadel waren.

Tatsache ist, daß es Fische gibt, welche die Fangarme des Polypen als einen besonderen Leckerbissen betrachten und daher bei günstiger Gelegenheit wenig Umstände mit dem Bedauernswerten machen. Besonders gefährlich ist in dieser Beziehung der Meeraal, der wie der Polyp in den felsigen Partien des Meeres haust und ihn als Futter benützt, so oft er seiner habhaft werden kann. Der Vorsteher des Aquariums in Havre war einst Augenzeuge, in welcher Weise der Meeraal bei solchen Angriffen mit seinem Opfer verfährt. Ein in ein Bassin hinabgelassener Seepolyp hatte kaum den Grund berührt und vorsichtig jede Ecke des künstlichen Felswerkes geprüft, so schien er instinktiv die Gefahr zu merken, die ihm von dem Meeraal drohte. Er bemühte sich also, seine Gegenwart zu verheimlichen, indem er sich lang an den Felsen ausstreckte. Als er merkte, daß dies nutzlos sei, und er sich beobachtet fühlte, änderte er seine Taktik, indem er sich rasch zurückzog und durch Aussonderung seines Farbstoffes einen dunklen Streifen von getrübtem Wasser hinter sich ließ. Dann heftete er sich fest an den Felsen, suchte mit allen seinen Armen seinen Körper zu umgeben und zu schützen und auf allen dem Angriff ausgesetzten Seiten eine Oberfläche von Saugnäpfen zu formieren. In dieser Stellung erwartete er den Angriff seiner Feinde. Ein Meeraal kam nahe, suchte mit dem Maule nach einer angreifbaren Stelle und packte zu, als er sie gefunden hatte. Dann streckte er sich aus und drehte sich mit fabelhafter Geschwindigkeit so lange um sich selbst, bis der Polypenarm schließlich mit einem letzten Ruck von dem Körper des Opfers abgerissen werden konnte. Jeder Biß des Meeraals kostete dem Polypen

einen Arm, und so ging es fort, bis zuletzt nichts übrig blieb als ein gliederloser Körper. C. T.

Aus dem abessinischen Leben. — Eine erschütternde Szene aus dem abessinischen Leben schilderte kürzlich ein Forschungsreisender in einer italienischen Zeitung. „Im Lande der riesigen Sykomoren," schreibt er, „in deren Schatten tags vorher ein großes Turnier stattgefunden hatte, girrten zahllose Turteltauben. Ich suchte, während ich vorüberritt, die blutigen Zeichen des gestrigen Kampfes, als plötzlich einer der Männer, die mir folgten, ausrief: ‚Da kommen, die Christus verworfen hat, da kommen die Aussätzigen! Eilen wir rasch von dannen, fliehen wir!' Ich hielt mitten auf der Straße das Pferd an und drohte meinen Leuten, die sich von dem unbeschreiblichen Elend, das da herankam, durchaus entfernen wollten, mit der Peitsche. Es waren etwa fünfzig berittene Leprakranke, die von einem Häuptling, einem grauen, hochgewachsenen Mann mit ganz zerfressenem Gesicht, geführt wurden. Bettelnd ziehen sie so von einem Punkte des Reiches zum anderen, überall verflucht und verwünscht. Damit sie nur ihr Gebiet verlassen, schenken die Ras jedem von ihnen ein Pferd; sie würden auch sonst gar nicht weiterkommen. Sie verschaffen sich ihren Lebensunterhalt einzig und allein durch den Ekel, den sie erregen. Wenn sich ihre vom Aussatz angefressenen Gesichter im Umkreise der Dörfer zeigen, ergreifen die Eingeborenen voll Abscheu die Flucht und verhandeln dann nur aus weiter Ferne mit den unangenehmen Gästen; sie geben ihnen gern alles, was das Dorf an Lebensmitteln birgt, wenn sie sich nur bereit erklären, sofort wieder zu verschwinden.

Der furchtbare Reiterzug machte in einiger Entfernung von mir halt. Sie schrieen alle im Chor, und es hörte sich an, als ob sie, Mitleid heischend, laut schluchzten. Sie hatten, damit ich wüßte, wer sie wären, ihre zernagten Armstümpfe in die Luft gestreckt, von ihren Köpfen hatten sie die Kapuzen weggenommen, damit ich ihre zerfressenen Gesichter sähe. ‚Weißer, Weißer,' winselten sie, ‚habe Mitleid mit uns, du, der du nicht fliehst!' Die meisten waren auf den Pferden

festgebunden. Ich befahl meinem Diener, ein paar Goldmünzen für sie auf den Boden zu legen, worauf der kräftigste von ihnen vom Pferde stieg, um das Geld aufzunehmen.“ O. v. B.

Eine eigenartige Tapete. — Der französische Musiker Boieldieu, der Komponist der „Weißen Dame“, war ein glühender Verehrer Rossinischer Musik. Er war so begeistert von den Opern Rossinis, daß er an einen seiner Freunde schrieb: „Alles von meinen Werken gebe ich für eine einzige seiner Opern hin!“

Er verlebte den Sommer meistens bei seinem Bruder in Cormeilles. In seinem Landhause hatte Boieldieu ein eigenes Studierzimmer, das eine besonders wertvolle Tapete besaß. Rossini hatte Boieldieu nämlich zwei Exemplare der Partitur seiner Oper „Othello“ verehrt, und diese Partitur trennte nun Boieldieu auseinander und klebte die einzelnen Blätter genau Seite an Seite an den Zimmerwänden auf. Als das letzte Blatt geklebt war, meinte er lächelnd: „So, nun kann ich doch Meister Rossini ständig vor Augen haben!“ A. M.

Kostbare Küsse. — Nirgends ist der Verkauf von Küssen beliebter als in Amerika, wo übrigens in einzelnen Staaten das Küssen gesetzlich verboten ist. Auf einem Wohltätigkeitsbasar in New York verkaufte kürzlich eine schöne Schauspielerin einen einzigen Kuß für viertausend Dollar. Mit etwas weniger mußte sich eine junge Dame in Pittsburg begnügen, die einen Herrn verklagt hatte, weil er ihr einen Kuß geraubt hatte. Sie verlangte fünfzehnhundert Dollar Schadenersatz, die ihr auch vom Gericht zugebilligt wurden.

Bedeutend billiger sind die Preise für unfreiwillige Küsse in England und Australien, wo die Richter gewöhnlich der betreffenden Dame zwei Pfund Sterling zusprechen.

Bisweilen kann durch einen besonderen Zufall eine solche Verurteilung zum Glück der Verurteilten werden. In Melbourne hatte ein Kaufmann eine Dame geküßt, die in seinem Laden einen Einkauf machte. In ihrer ersten Erregung eilte sie auf das Gericht und klagte. Der Kaufmann wurde zu der gewöhnlichen Strafe verurteilt. Zwei Jahre darauf erhielt er einen Brief von einem Rechtsanwalt, der ihm mitteilte, daß er ein beträchtliches Vermögen geerbt habe. Der spröden

Dame, die für den Kaufmann wohl eine gewisse Zuneigung gehabt hatte, war die Klage nachträglich leid geworden, und um ihn für die ihm bereitete Aufregung zu entschädigen, hatte sie ihn auf ihrem Totenbett zum Erben eingesetzt. B. M.

Eine Schutzbekleidung für Luftschiffer. — So erfreulich die schnellen Fortschritte in der Eroberung der Luft sind, so bedauerlich sind die vielen Unglücksfälle, von denen namentlich die Flieger betroffen werden. Man hat deshalb schon mancherlei Vorrichtungen vorgeschlagen, die die Schwere des Absturzes mildern sollten. Von praktischem Wert scheint eine Schutzbekleidung zu sein, die dem Internationalen Kongreß der Luftschifferverbände in Boulogne vom Erfinder vorgeführt wurde. Sie besteht aus zwei Stücken, einer gepolsterten Kopfbekleidung und einem gepolsterten Jakett. Die Polsterung ist 9 Zentimeter dick, und das ganze Kostüm wiegt nur 5 Kilogramm. Der Erfinder rannte, um die Brauchbarkeit seiner Schutzbekleidung zu erweisen, mit dem Kopf gegen eine Steinwand, trug aber nicht die geringste Verletzung davon. Da Abstürze, wie die Verunglückung von Chavez zeigt, auch



Eine Schutzbekleidung für Luftschiffer.

dann oft tödlich enden, wenn sie aus geringer Höhe erfolgen, so dürfte für diese Fälle wenigstens die Wirksamkeit der Schutzbekleidung sicher sein. Th. S.

Krankheiterregendes Holz. — Unter den kostbaren Hölzern, die aus den tropischen Wäldern geholt werden, um für besonders feine Tischlerarbeiten zu dienen, hat das Atlas- oder Seidenholz einen hohen Ruf erlangt. Dieser Begriff ist kein botanischer, sondern von der äußeren Eigenschaft des Holzes hergenommen, die ihm einen seidenartigen Glanz verleiht. Im übrigen stammt es von einer Reihe verschiedener Bäume, die ihrerseits wieder zu ganz verschiedenen Gattungen und Arten gehören. Sie wachsen auch nicht alle in einem einzigen Gebiet, sondern teils in Indien, teils im tropischen Amerika und auf den dazu gehörigen Inseln.

Die Baumart Chloroxylon Swietenia, die in Indien heimisch ist, verdient noch eine besondere Beachtung, weil ihre Verarbeitung in den Werkstätten eine große Gefahr mit sich bringt. Es ist nämlich mehrfach vorgekommen, daß die Arbeiter in einer Sägemühle, in der Holz von diesem Baume geschnitten wurde, von einer sehr schmerzhaften Hautkrankheit befallen wurden. Daraufhin hat jetzt Doktor Auld das Sägemehl untersucht und vor der Londoner Chemischen Gesellschaft über das Ergebnis dieser Prüfung berichtet. Es hat sich herausgestellt, daß dieses Holz ein Öl enthält, in dem wiederum ein Stoff verborgen ist, der zu den giftigsten Alkaloiden gehört. Bisher war dieser Körper unentdeckt geblieben; er hat den neuen Namen „Chloroxylonin“ erhalten. O. v. B.

Premierleutnant Bismarck. — Eine heitere Episode aus dem Leben des ersten Reichskanzlers ist wenig bekannt geworden. Bismarck war in seinen militärischen Verhältnissen nur sehr langsam vorwärts gekommen oder, richtiger gesagt, stecken geblieben, denn als er bereits preußischer Bundestagsgesandter war, hatte er es immer noch nicht weiter gebracht als bis zum Sekondeleutnant in dem zur Magdeburger Brigade gehörenden Schweren Landwehrreiterregiment.

Der Grund für das langsame Aufsteigen lag offenbar darin, daß ihm die diplomatische Laufbahn keine Zeit zu mili-

tärischen Übungen gelassen hatte. Trotzdem war ihm die Sache nicht gleichgültig, und er wollte durchaus weiterkommen. Er schrieb daher an den Brigadeadjutanten v. G., er möge seine Beförderung zum Premierleutnant in Anregung bringen. Dieser antwortete, daß seiner Beförderung vorschriftsmäßig eine Übung vorausgehen müsse, und daß er ohne eine solche ihn unmöglich eingeben könne.

Darauf erwiderte Bismarck in jovialer Weise, zum Üben habe er keine Zeit, er wünsche aber doch Premierleutnant zu werden, er, Herr v. G., sei ja ein so gewiegter Kenner aller Bestimmungen und ein so großer Tintenspion, daß er schon einen Paragraphen herausfinden werde, worauf auch ohne Übung die Eingabe erfolgen könne.

Die Bestimmung wurde auch richtig gefunden und eine alte Kabinettsorder herausgestöbert, wonach solche Landwehroffiziere, deren bürgerliche Stellung in einem Mißverhältnis zu ihrer militärischen Charge steht, zu außerordentlichem Avancement in Vorschlag gebracht werden können. Trotz vieler Bedenken, die namentlich der damalige Divisionär Prinz August von Württemberg über die Anwendbarkeit dieser Kabinettsorder auf den vorliegenden Fall hatte, erfolgte die Eingabe Bismarcks hauptsächlich auf Herrn v. G.s Betreiben, und umgehend wurde nicht nur die Beförderung zum Premierleutnant, sondern wenige Wochen darauf auch ohne Eingabe die Ernennung zum Rittmeister verfügt, woran sich dann das weitere militärische Avancement in ungleich beschleunigterem Tempo schloß.

Als Bismarck später als Ministerpräsident den inzwischen zum Generalleutnant avancierten Herrn v. G. in Magdeburg wiedersah, meinte er lächelnd, daß er nur ihm seine ganze militärische Karriere verdanke. O. v. B.

Der Wermut. — Diese in Nordafrika, Nordasien und Mitteleuropa vorkommende Pflanze mit den seidenhaarigen Blättern und gelben Blüten, dem stark aromatischen Geruch und äußerst bitteren Geschmack ist als Arzneipflanze von großem Nutzen. Der in der Pflanze reichlich enthaltene Bitterstoff ist sehr heilkräftig und dient als magenstärkendes und wurmwidriges

Mittel. Der aus dem Wermut bereitete Likör, auch Absinth genannt, wird häufig, besonders in Frankreich, zur Appetitanregung getrunken, kann aber bei übermäßigem Genusse sehr leicht zu schweren Störungen des Nervensystems führen.

Für die Entstehung des Namens dieser Pflanze ist man trotz aller Grübeleien noch zu keiner anderen Erklärung gekommen, als daß sie ihn lediglich ihrer wärmenden Kraft verdankt. Sie wurde schon im Mittelalter schlechtweg „Wärmet" genannt. Im Volksglauben spielt die Pflanze eine große Rolle und gehört nach ihm zu den sogenannten „neunerlei Kräutern", denen eine ganz besondere Wunderkraft innewohnt. So hilft sie gegen das Schreien der Kinder, befreit vom Alp und regt, in die Schuhe gelegt, den Appetit an. Bei Begräbnissen war der Wermut vollends unentbehrlich: die Totenbahren und Gräber wurden mit dieser Pflanze geschmückt. Am Niederrhein wird alten Traditionen zufolge noch heute in die für den Grundstein eines Hauses gegrabene Ausschachtung zur Abwehr von Spuk außer Salz und Asche auch Wermut gelegt. A. Sch.

Der jüngst wiedergewählte Präsident von Mexiko, General Porfirio Diaz, bekleidet sein hohes Amt mit Ausnahme der Jahre 1880 bis 1884 seit dem Jahre 1877. Man darf ihn dieserhalb aber nicht beneiden, da die Präsidentschaft in Mexiko verschiedene Pflichten auferlegt, die die anderen Mexikaner nicht drücken. Denn außer den Regierungsgeschäften muß sein Haus und Heim jederzeit für jeden Bürger offenstehen, und wird er nach Ablauf seiner Amtszeit nicht wiedergewählt, so kehrt er in die große Menge zurück und wird, was er früher war. Deshalb konnte man seinerzeit den eigentümlichen Fall erleben, daß der Präsident Zulnaga am Tage nach seinem Rücktritt wieder sein Zigarrengeschäft übernahm, hinter dem Ladentisch stand und die Kundschaft bediente, während seine Gattin eine Konditorei betrieb und ihren Gästen Schokolade einschenkte.

Eine der hohen Stellung des Präsidenten entsprechende Isolierung von der übrigen Welt findet nicht statt. Wer mit dem Präsidenten geschäftlich sprechen oder ihm guten Tag sagen will, gibt seine Karte dem Adjutanten im Vorzimmer

und wird ohne weitere Formalitäten hineingelassen. Der Präsident muß jedem Bürger zur Verfügung stehen, und es würde ihm sehr verargt werden, wenn er einen Besucher zurückweisen wollte.

General Diaz selbst spielt die Hauptrolle in einer Anekdote, die dies Verhältnis charakterisiert. Als der Präsident Lerdo sich weigerte, auf Wunsch der Bevölkerung die Präsidentschaft niederzulegen, begab sich Diaz, der in New York in der Verbannung lebte, an Bord des Dampfers „City of Habana“, um ins Vaterland zurückzukehren und die Leitung der Volksbewegung zu übernehmen. Der Plan war ein dreistes Wagestück, denn Lerdo hatte eine Prämie auf Diaz' Kopf ausgesetzt, und zweifellos wäre er erschossen worden, wenn die Regierungstruppen ihn erwischt hätten. Das Dampfschiff lief einen mexikanischen Hafen an und mußte hier Regierungstruppen an Bord nehmen. Trotz seiner Verkleidung wurde Diaz erkannt, und er wäre wie ein Hund niedergeschossen worden, wenn er nicht ungeachtet des hohen Seegangs über Bord gesprungen wäre. Das Schiff ging mit voller Kraft. Am Horizont sah man den Hafen von Tampico, und vier englische Meilen trennten den mutigen Schwimmer von der Küste. Nach fünfstündigem verzweifeltem Ringen mit den Wogen glückte es ihm, das Land zu erreichen und sich in Sicherheit zu bringen.

Als Diaz später Präsident wurde und an seinem Schreibtisch bei der Arbeit saß, wurde ihm die Karte eines ihm völlig Fremden überreicht. Der Besucher wurde hereingeführt, und jetzt entspann sich das folgende Gespräch, das beweist, welche Langmut ein mexikanischer Präsident im Verkehr mit den Einwohnern haben muß.

Der Eintretende sagte: „Ich komme, Herr Präsident, um mich danach zu erkundigen, ob die Geschichte Ihrer Flucht von der ‚City of Habana‘ wahr ist? Sie klingt kaum glaublich.“

„Ja, mein Herr, sie ist wahr.“

„Ist das gewiß?“

„Jawohl, mein Herr.“

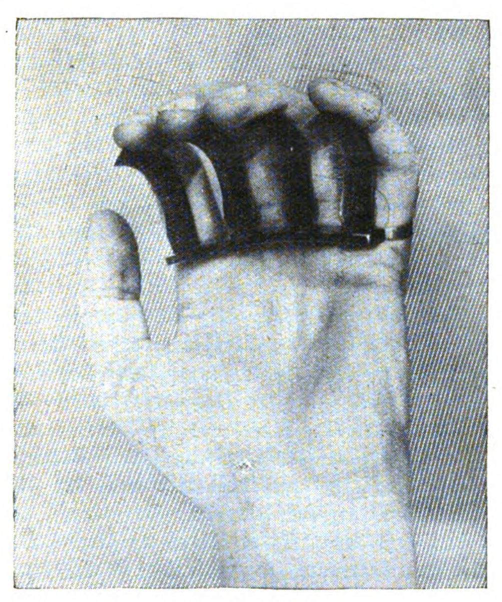
„Geben Sie mir darauf Ihr Ehrenwort?“

„Jawohl, mein Herr."

„Danke sehr. Es hat mich gefreut, das aus Ihrem eigenen Munde zu hören. Adieu, Herr Präsident!"

Wie es heißt, hat der arme Diaz die Geschichte seiner Flucht einigen tausend Bürgern bestätigen müssen, die ihn dieserhalb aufsuchten. B. M.

Die Tigerklaue. — Östlich von den Westghats, dem Gebirgswall, der das vorderindische Hochland an der Westküste



Die Tigerklaue.

begrenzt, erstreckt sich vornehmlich im mittleren Teil der Präsidentschaft Bombay das Siedlungsgebiet der Mahratthen. Sie zählen gegen achtzehn Millionen Köpfe und sind überwiegend Ackerbauer. Dem Wuchs nach sind sie von mittlerer Größe. In der Gesichtsbildung tritt außer den massigen Backenknochen und den kleinen Augen die aufgestülpte Nase

auffällig hervor. Die braune Hautfarbe zeigt viele Schattierungen. Von Charakter sind sie tatkräftig, rücksichtslos und kampflustig. Sie liefern daher auch der englisch-indischen Regierung vortreffliche Soldaten.

Ein Hinweis auf ihren streitbaren Charakter ist eine eigenartige Waffe, die sie Vagnak nennen, und die offenbar der Tigerklaue nachgebildet ist. Sie besteht aus vier scharfen Haken, die durch zwei seitliche Ringe unter den Fingern befestigt werden. Die Haken versetzen dem Gegner tiefe Rißwunden, die nur schwer heilen.

Die Mahratthen bekennen sich zur buddhistischen Religion. Als im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts mohammedanische Eroberer in Indien einfielen, wurden auch die Mahratthen zeitweilig unterjocht. Jedoch erstand ihnen im Jahre 1648 in Siwadschi ein Führer, der die mohammedanische Herrschaft stürzte. Der Überlieferung nach soll Siwadschi den Aufstand damit eingeleitet haben, daß er einem mohammedanischen Feldherrn, vor dem er sich scheinbar verneigte, mit der Tigerklaue den Leib aufriß. Th. S.

Das rote Buch. — Unter den Mißbräuchen, denen die französische Revolution ein Ende machte, befand sich auch die Beseitigung der überflüssigen Pensionen und Gehälter, durch die Minister und Höflinge den Staatsschatz plünderten. In dem sogenannten roten Buch, das Le Camus, einer der Deputierten der Nationalversammlung, veröffentlichte, finden sich die lächerlichsten Zeugnisse für diese Gier im Zulangen.

So hatte beispielsweise der Graf Vergennes „für seine Rückkehr aus Schweden“ 50,000 Livres erhalten. Ebensoviel bekam ein Herr de Croismard, um sich „ein Landgut kaufen zu können“. Der Generaladvokat Joly de Fleury bezog eine Rente von 17,000 Livres, weil er sich „seiner Stelle zugunsten seines Sohnes entäußert hatte“.

Ein Herr Desgalois erhielt 22,720 Livres und drei Pensionen. Die eine als „erster Präsident und Intendant“, die andere als „Intendant und erster Präsident“ und die letzte als „aus denselben oben angegebenen Gründen“.

Den Vogel aber schoß der Marquis d'Antichamp ab. Er

erhielt sogar vier Pensionen, und zwar erstens „für die Verdienste seines verstorbenen Vaters“, zweitens „für denselben Gegenstand“, drittens „aus denselben Gründen“ und viertens „wegen derselben Ursache“.

Uns muten diese Angaben wie ein bitterer Spott an, aber ihre Richtigkeit ist verbürgt. W. G. Sch.

Die rechtliche Stellung der englischen Königin ist in mancher Beziehung sehr beschränkt und war es vor König Eduards Zeit noch mehr als heute. Aber er hat aus Rücksicht auf seine Gemahlin, die Königin Alexandra, mehrere Beschränkungen beseitigt, was den späteren Königinnen zugute kommen dürfte. So wurde es erst unter König Eduard Sitte, daß die Königin bei großen Staatsbegebenheiten neben dem König Platz nahm, und daß sie in der Staatskarosse an seiner Seite fuhr. Nach dem Gesetz ist sie dem König nämlich nicht gleichgestellt, sondern seine erste Untertanin. Erst unter Wilhelm IV. erhielt die englische Königin ihren eigenen Hofstaat. Während der Regierungszeit ihres Gemahls wird eine Verschwörung gegen die Königin zwar als Hochverrat angesehen, aber von dem Augenblick, wenn der König tot ist, gibt das Gesetz ihr keinen größeren Schutz als jedem anderen Staatsbürger. Sollte die Königin-Witwe sich des einen oder anderen Verbrechens schuldig machen, so hat sie allerdings das Vorrecht, daß sie nur vom Oberhaus verurteilt werden kann; anderseits hat aber jeder Engländer das Recht, sie vor Gericht zu fordern. Der König kann wegen Schulden nicht verklagt werden, dagegen die Königin.

Der Grundgedanke dieser alten Bestimmungen ist folgender: Der König ist von seinen Regierungspflichten so stark in Anspruch genommen, daß er sich mit dem Hofhalt nicht beschäftigen kann. Die Königin ist dagegen für ihre Geschäfte und ihre Schulden verantwortlich. Gleichzeitig hat sie dasselbe Recht wie andere Staatsbürger, Geschäfte zu treiben, aber sie muß auf allen Dokumenten ihrem Namen die Bezeichnung „Königin von England“ hinzufügen. An den Regierungsgeschäften darf sie sich nicht beteiligen. Nur wenn der König abwesend ist, darf sie ihn in wichtigen Angelegen-



heiten vertreten, aber auch nur dann, wenn sie im voraus hierzu in bestimmter Form bevollmächtigt ist. Die Königin Alexandra hat kraft dieser Bestimmung in der zehnjährigen Regierungszeit König Eduards einmal den Ministerrat zusammengerufen.

Mit dem Tode eines englischen Königs verschwinden die meisten Vorrechte seiner Gemahlin, und die Königin sinkt zur einfachen Staatsbürgerin, ja in einer Beziehung noch zu weniger herab. Denn sie darf sich ohne Erlaubnis des neuen Königs nicht wieder vermählen. B. M.

Wie man's betrachtet. — In den verflossenen Zeiten der langen Haartrachten und Perücken kam es nicht selten vor, daß selbst die höchsten Herrschaften von jenen kleinen Schmarotzern beehrt wurden, deren Namen die heutige Delikatesse nicht einmal gern nennt.

Ein Diener König Ludwigs XI. von Frankreich, Peter Michault, sah eines Tages auf dem Schulterkragen seines Herrn eine Laus kriechen und nahm sie so behutsam wie nur möglich ab. Allein Ludwig hatte es bemerkt und fragte, was er da mache. Der Diener gestand erst nach längerem Zögern den undelikaten Vorfall ein.

„Aber was ist denn da Schlimmes dabei?“ sagte der König. „Bin ich denn kein Mensch, und ist dieser Besuch nicht gerade ein Beweis dafür?“

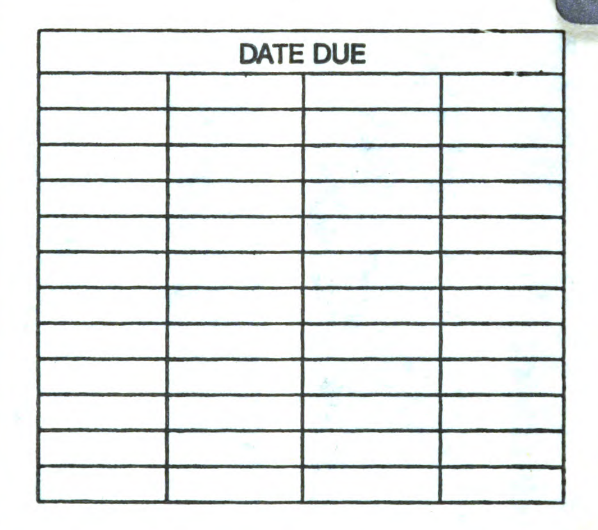
Und als Ausdruck seiner Huld ließ er seinem Diener vierzig Goldtaler auszahlen.

Einige Tage später versuchte ein Kammerherr, den der königliche Lohn lockte, die Säuberungsszene zu wiederholen, und griff gleichfalls heimlich nach dem Kragen des Königs. Auf dessen Frage gestand er mit gutgespielter Verlegenheit ein, er habe soeben einen Floh entfernt.

„Einen Floh?“ brauste Ludwig auf, heute anders gelaunt als bei dem vorigen Fang. „Meint Ihr, ich sei ein Hund, der Flöhe hat?!“

Auf seinen Wink trat sein Oberprofoß, der gefürchtete Tristan l'Hermite, heran, und der Kammerherr empfing vierzig — Hiebe mit der Karbatsche. J. W.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


DATE DUE

